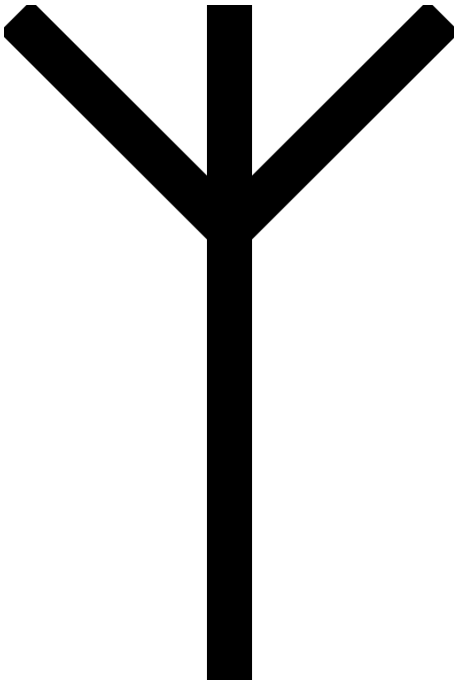
Die seelischen Anlagen des nordischen Menschen



Hans Burkhardt

Die seelischen Anlagen des nordischen Menschen

Eine rassenpsychologische Untersuchung

von Hans Burckhardt

Mit einer Textzeichnung

1941

Nordische Forschungen
Im Auftrage der Nordischen Gesellschaft herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Skandinavienkunde

Inhalt

Vorwort

I Psychologische Vorbemerkungen

II Mensch und Landschaft

III Aufbau der Persönlichkeit

IV Die Schamhaftigkeit der Seele

V Humor der nordischen Rasse

VI Seele und Gestalt

VII Nordische und fälische Wesensprägung

VIII Psychologische Typen

IX Seelisches Grenzland

X Die nordische Sehnsucht

XI Rasse als Vorbild und Bildungswert

XII Das unübertragbare Eigentum

XIII Persönlichkeit und Gemeinschaft

Vorwort

Die vorliegende Schrift verdankt ihre Entstehung dem Wunsche der Nordischen Gesellschaft, in Form einer Schriftenreihe zum nordischen Gedanken mit seinen verschiedenen Problemen Stellung zu nehmen und seine wissenschaftlichen Grundlagen abzugrenzen und zu sichern. Aufbau und Kapitelfolge des Buches sind weitgehend bestimmt von der Tatsache, daß die Rassenseelenforschung (Rassenpsychologie) sich heute als eine voll ausgereifte Wissenschaft noch nicht darstellt. Es sind ihr alle Merkmale einer auf Neuland bauenden und nach fester Form noch suchenden Wissenschaft eigentümlich. Sie ermangelt der fertigen und durch längeren Gebrauch fixierten Begriffe und sie ist um so reicher an vielgestaltigen Ansätzen, die von ganz verschiedenen Ausgangspunkten und ganz verschiedenen Wissenschaftsgebieten her in das neue Forschungsgebiet hineinwachsen.

Die Beiträge, die Licht auf die Rassenpsychologie werfen, kommen bis heute von so verschiedenen Blickrichtungen her, daß es nicht leicht ist, ihnen allen gerecht zu werden. Und doch wird sich, so oft noch zuweilen sie aneinander vorbeizureden scheinen, später einmal zeigen, daß sie alle dasselbe meinen, sofern sie wirklich etwas Wesentliches meinen. Es wäre daher voreilig, heute schon die Forschungsmethode einseitig zu begrenzen. Um — mit manchem Vorbehalt — der Vielheit der Blickrichtungen gerecht zu werden, ergab es sich als das zwangloseste und anpassungsfähigste Vorgehen, den vorliegenden Untersuchungen die Form einer Aufsatzreihe zu geben.

Die Darstellung in allen Abschnitten soll grundsätzlich verständlich sein, ohne ein Spezialwissen vorauszusetzen. Unvermeidlich bleibt es trotz dieses Vorsatzes, daß der eine Aufsatz unmittelbarer ansprechen wird, während ein anderer mehr voraussetzt. Gerade deshalb wurde den Aufsätzen, jedem für sich, eine gewisse Selbstständigkeit gegeben, insoweit jedenfalls, daß sie auch außer der Reihe lesbar sind und es dem Leser freisteht, Aufsätze, die seinem Verständnis ferner stehen, vorerst zu überschlagen. Über all dem stand freilich mein Bemühen, überall und durch alle Variationen hindurch eine Reihe wesentlicher Leitgedanken und Feststellungen zur Darstellung zu bringen. Daß diese Gedanken tragfähig und für die weitere Forschung von Wert sind, soll sich daran gerade erweisen, daß sie von ganz verschiedenen Blickpunkten her gezeigt und geprüft werden.

Dieses Buch wurde vor Ausbruch des Krieges geschrieben. Indem es vom nordischen Menschen handelt, handelt es von Fragen, die an das innerste Leben der Völker Europas und am unmittelbarsten an das der germanischen Völker rühren. Inzwischen sind diese Völker erneut in das Verhängnis hineingerissen worden, das seit geschichtlichen Zeiten den Schicksalsweg der nordischen Rasse begleitet. Immer haben Menschen dieses Blutes im Kampf mit Menschen der gleichen Art die schwersten Blutopfer gebracht. Wer da wußte, daß von weitblickenden Männern der letzten Jahrzehnte auf untrügliche Anzeichen hingewiesen worden ist, die uns sagten, daß die nordische Rasse, wenn keine Wende in letzter Stunde eintritt, eine aussterbende Rasse sei, der mußte erwarten, daß ein neuer Krieg auf dem Boden unseres Erdteiles für die nordische Rasse gleichbedeutend mit dem tragischen Schlußakt sein müsse. Heute aber sehen wir, daß unter ganz neuen Zeichen gekämpft wird. Und die Zeitenwende, in der wir stehen, wird, so glauben wir, auch eine Wende im Schicksal der nordischen Rasse bedeuten. Dieser Krieg ist nicht wie andere, weil diesmal nicht auf beiden Seiten Völker kämpfen, die blind sind für die Fragen der Zukunft der Rasse. Das deutsche Volk hat einen neuen Weitblick gewonnen und hat keinen tieferen Wunsch, als neu aufzubauen auf dem Grunde der allein zukunftverbürgenden rassenbiologischen Einsichten. Alle bitteren Erlebnisse und Erkenntnisse werden heute im deutschen Volk überflügelt von einer neuen unüberwindlichen Hoffnungsfreudigkeit, die sich über den Sieg des eigenen Volkes hinaus auch auf neue Zukunftsmöglichkeiten aller nordischen Völker richtet.

Schleswig, den 5. September 1940.

Hans Burkhardt

I
Psychologische Vorbemerkungen

- 1 -

„Als Kind ist man geneigt, bei seinen Mitmenschen Gedanken vorauszusetzen, die sie nicht haben, Gefühle, die sie nicht hegen, Kräfte, die sie nicht besitzen. Wenn man später als Erwachsener seinen Irrtum entdeckt, geht man nicht selten zu dem entgegengesetzten Extrem: findet sie flach, gewöhnlich, uninteressant. Erst später geht es einem auf, welch sonderbares, welch erschütterndes, welch tief geheimnisvolles Spiel die Wanderung der Geschlechter über die Erde ist und bleibt — mit anderen Worten: die kindliche Ahnung trifft zu, wenn auch auf unerwartete Weise: Das Mysterium, das in der Winterzeit im Gemüt Wurzel geschlagen hat, blüht auf einmal."

Der isländische Dichter Gunnarsson, der dies schreibt, gehört zu den großen Dichtern und Deutern der nordischen Seelenwelt. Er weiß, daß der Schwerpunkt aller wesentlichen seelischen Kräfte in Hintergründen liegt, die nicht durch schnellfertige Begriffe und Eigenschaftsbezeichnungen sich erfassen lassen. Es ist stets ein mühsames und unfruchtbares Unternehmen, wenn man versuchen will, sei es aus der Umgangssprache, sei es aus dem dürren Sprachschatz einer wissenschaftlichen Psychologie, sich die Begriffe zu sammeln, mit denen man gemeinhin seelische Eigenschaften, seelische Strebungen und Charakterzüge bezeichnet. Versucht man dann weiter, diese Begriffe zusammenzureihen und mit ihrer Hilfe das Wesen eines bestimmten Menschen zu schildern oder auch nur die Unterschiede zwischen verschiedenen Einzelmenschen oder verschiedenen Rassen herauszubringen, so bleiben diese Bemühungen noch unbefriedigender, und unsere Eigenschaftsbegriffe zerrinnen uns unter den Händen, sobald wir den Blick dem wirklichen Leben zuwenden.

Eine Psychologie, die sich von den Forderungen einer falsch verstandenen Sachlichkeit ihre Lebensrechte über Gebühr schmälern läßt, und auf die Einbeziehung weitergreifender Zusammenhänge glaubt verzichten zu müssen und folglich nur von außen her beschreibend und ordnend vorzugehen wagt, ist blind für das eigentliche und tiefere Wesen des Menschen. Solange sie sich dieser ihrer Beschränkung bewußt bleibt, ist sie sehr wohl imstande, einige für die Wissenschaft wichtige Gesetzmäßigkeiten zu finden. Bleibt sie sich ihrer Beschränkung nicht bewußt, so fehlt ihr offensichtlich jene Einstellung, die wir Ehrfurcht vor dem seelischen Leben oder richtiger vielleicht vor dem Leben überhaupt nennen können. Wo diese Einstellung fehlt, da ist die Psychologie von allen Wissenschaften die unfruchtbarste, und die Menschen sind dann in der Tat flacher und uninteressanter als jedes andere Stück der Natur.

Gegensätzlich dazu verhält sich eine andere psychologische Richtung, bei der wir aber die Ehrfurcht dem seelischen Leben gegenüber in gleicher Weise vermissen. Es ist eine bestimmte Richtung der tiefenpsychologischen Forschung, eine maßlose und hemmungslose Art von Tiefenpsychologie, die in die seelischen Tiefenschichten greift nur mit dem Ergebnis, das Schattenhafte, Zweifelhafte und Verworrene im Seelenleben an den Tag zu bringen und zu überschätzen. Sie krankt an einer Verkennung seelischer Werte, so als ob verneinende und zersetzende Kräfte im Seelenleben die maßgebenden wären. Eine allzu bedenkenlose und raffinierte Seelenanalyse hilft nicht zur Erkenntnis größerer Zusammenhänge. Man denkt bei solcher Art Psychologie an Friedrich Nietzsches Wort: „Sie durchwühlen die Eingeweide ihrer Vergangenheit nach dunklen fragwürdigen Geschichten, wo es ihnen freisteht, in einem quälerschen Verdachte zu schwelgen und am eigenen Gift der Bosheit sich zu berauschen."

Dieser Psychologie fehlt ganz offenbar der Sinn für die lebensgesetzlichen Zusammenhänge, in die die Seele hineingefügt ist. Und damit geht ihr auch der Blick für gesunde Wertungen und richtige Größenverhältnisse verloren. Darauf nämlich kommt es an, daß die psychologische Forschung sich in größere Zusammenhänge hineingliedert. Nur dies bewahrt sie davor, entweder flach oder aber grundlos und uferlos zu werden. Wir denken hier einerseits an die seelisch verständlichen, aus eigenem Erleben einfühlbaren, von außen her nicht feststellbaren seelischen Zusammenhänge, auf die die Psychologie immer wieder zurückgreifen muß, wenn sie sich nicht der wichtigsten Ausdrucksmöglichkeiten berauben will. Wir denken aber vor allem an die biologischen Zusammenhänge.

Von Pflanze, Baum und Tier wissen wir, daß sie in allen ihren Lebensregungen, in der Art, wie sie auf Reize antworten, in ihren Instinkten und Strebungen tief in lebensgesetzliche Zusammenhänge eingefügt sind. In allen ihren seelischen Strebungen — es ist nicht unwissenschaftlich, sondern gibt uns erst das richtige Verständnis, wenn wir es so nennen, und es empfiehlt sich, die Frage des Bewußtseins hier von Anfang an aus dem Spiel zu lassen — bekundet sich das große und heilige Leben selbst. Und auch da noch, wo sie im Einzelfalle sich zweckwidrig verhalten, ist offensichtlich, daß doch nur eine im Grunde sinnvolle Verhaltensweise hier an falscher Stelle und ausgelöst vielleicht durch Reize, die außerhalb der natürlichen Lebensbedingungen dieses Wesens liegen, zum Ablauf kommt.

Daß die Menschen und Menschenrassen in gleicher Weise in die großen Zusammenhänge des Lebens eingefügt sind, muß endlich und eindeutig zum Ausgangspunkt jeder Wissenschaft vom Menschen gemacht werden. Man hat es vergessen, weil das menschliche Seelenleben neben vielen anderen Schichten und Schalen auch eine Schicht der geistigen Begriffe aufweist, eine Schicht, in der die Regeln des messenden und wägenden Verstandes, der bewußten Zwecksetzung und der allgemeinen Verständlichmachung gelten. Diese Schicht ist dünner, als man geglaubt hat, und in seinen tieferen Strebungen und Empfindungen schöpft auch der Mensch aus Quellen, die der Lebenswille, aber nicht der bewußte Wille speist, und horcht auf Stimmen, die in eine menschliche Sprache sich nicht übertragen lassen.

Immer breiter erweist sich unserer Erkenntnis jene Zone im Dasein des Menschen, in der körperliche und seelische Vorgänge unlösbar ineinander verflochten sind. Und jeder Versuch, nun an einer bestimmten Grenze endgültig ein Halt zu rufen: Bis hierher geht das Biologische im Menschen, hier fängt die Schicht des bewußten Empfindens und Wollens an, erstickt in lebensfremder Dialektik.

Nur dies bleibt bezeichnend für alles menschliche Wesen, daß hier alle Handlungsweisen wegen der Vielheit der seelischen Schichten und Schaltungen, der Vorder- und Hintergründe etwas Vieldeutiges und Vielsinniges haben. Wir haben Humor genug, um über den Affen zu lachen, weil er in so vielen Dingen uns an uns selbst oder, wie man wohl lieber sich ausdrückt, uns an die Mitmenschen erinnert. Aber weit humorvoller noch ist das Gebaren des Menschen selbst mit seiner undurchdringlichen Mischung von Vernunft und Unvernunft, von Verschlagenheit und Unschuld.

Dies bedeutet aber nicht, daß der Mensch — wie ja auch der Affe nicht — aus lauter Unzulänglichkeiten besteht. Er soll sich nicht für so wichtig nehmen, wie er es gerne tut, aber er hat auch keinen Grund, seine tieferen Werte und seine ursprüngliche Lebenstüchtigkeit, körperlich und seelisch genommen, geflissentlich zu übersehen. Jede tiefer dringende Psychologie, die nach den lebensgesetzlichen Zusammenhängen sucht, wird feststellen, daß der Mensch oft da gerade seine besten Werte hat, wo er selbst sich am wenigsten ein Verdienst daraus macht, und daß er in vielen Dingen wohl schlechter, in vielen aber auch besser ist, als er sowohl sich wie andere glauben macht. Eine verteufelte Geschicklichkeit ist ihm eigen, mit selbstbetrügerischer Schnelligkeit seine tieferen Beweggründe gegen marktgängige Worte und Werte zu vertauschen. Aber zuweilen sind diese tieferen Beweggründe noch lange nicht so schlecht, wie er selbst im Augenblick wohl meint. Und oft wiederum glaubt er unvernünftig zu handeln und glaubt in aller Unschuld, dies bemänteln zu müssen, während er in Wirklichkeit mit dem gesunden Leben weit mehr in Einklang steht als der Nurvernünftige und Nurberechnende.

Mancher glaubt die Welt zu betrügen und glaubt ein kluger Rechner zu sein, der selbst nur Opfer einer fehlgeleiteten Unruhe und eines leeren Machttriebes ist und darüber alles vernachlässigt, was seinem tieferen Ich Bereicherung und Lebensfülle bringen könnte. Niemand ist ungeeigneter, große Aufgaben zu lösen, als der nur berechnende Mensch. Und vernünftig-kahle Ichsucht ist oftmals vom Gesetze des großen Lebens aus gesehen die unvernünftigste von allen Verhaltensweisen, während ebenso oft der Mensch die echten Bedürfnisse seines tieferen Selbst und darüber hinaus die Bedürfnisse seiner Art und die Bedürfnisse der Gemeinschaft, in der seine Art sich verkörpert, gerade in dem Augenblick erfüllt, wo er über jeden Gedanken an Vorteil oder Nachteil sich erhoben hat. Die Natur schenkt ihm einen Weitblick; der in dieser Weise niemals aus der Schicht des Nurbewußten und Nurverständigen hervorgehen kann.

Folglich braucht da, wo Intelligenz ist, noch lange nicht Vernunft zu sein. Wenn es auch möglich ist, bei Einblick in die menschliche Geistestätigkeit eine besondere Schicht herauszuschälen, der man die eigentlichen Intelligenzvorgänge zuweist, so führt diese Schicht doch kein abgeschlossenes Eigenleben.

Es gibt darüber hinaus zweifellos eine schöpferische und ausgreifende Begabung, die außer dem formalen Intellekt vor allem einen tiefen und lebendigen Mutterboden zur Voraussetzung hat. In diesem Zusammenhang bereits sei auf rassenseelische Fragen hingewiesen, die die nordische Rasse besonders angehen. Wenn Günther in Übereinstimmung mit den meisten Rasseforschern der nordischen Rasse eine besondere Urteilsfähigkeit zuspricht, so meint er hier etwas, was freilich beim einzelnen Vertreter der Rasse auch abhängt von dem Grade der formalen Intelligenz. Für die Rasse im ganzen aber ist nicht so sehr dieser Grad der Intelligenz bezeichnend, als viel mehr die besondere Art, wie die Intelligenz mit ihren Wurzeln in das übrige Seelenleben eingebettet ist.

Diese Verschiebung unserer Gesichtspunkte von dem, was der Oberfläche und dem Vordergrund zugehört, auf den seelischen Hintergrund bedeutet nicht, daß in einseitiger Weise das Unbewußte und Primitive im menschlichen Seelenleben überschätzt werden soll. Erst die gleichzeitige Wirksamkeit von Kräften und Strebungen der Oberfläche wie der Tiefe gibt dem menschlichen Seelenleben die ungeheure ihm eigene Plastik.

Diese Plastik, das ist wesentlich, liegt bereits im angeborenen Wesen des Menschen begründet. Es ist nicht etwa so, daß nur die primitive und unbewußte Schicht durch Geburt bestimmt ist, und daß die übrigen seelischen Kräfte erst nachträglich durch Bildung und Anregung des Geistes erworben werden.

Wir müssen m. a. W. den Begriff des Primitiven in Zukunft genauer fassen. Es gibt Menschen und Gruppen von Menschen, die primitiv veranlagt sind und diesen Mangel durch nichts ausgleichen können, insofern sie, durch Erblichkeit bedingt, eine geringere seelische Spannweite und enger begrenzte Möglichkeiten des seelischen Verhaltens haben. Durchaus wesensverschieden davon aber ist das seelische Leben auch des einfachsten Menschen, sofern ihm nur die äußeren Möglichkeiten der Bildung und Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten gefehlt haben.

Daher brauchen wir einen Einwand, den nur der sehr schlechte Menschenkenner macht, nicht so sehr wichtig zu nehmen. Dieser Einwand lautet, daß das, was über Seelenkunde und gar über Rassenseele gesagt und geschrieben wird, doch auf den Mann aus dem einfachen Volke nicht anwendbar sei, da dieser doch offenbar nur auf die allereinfachsten Bedürfnisse eingestellt und von diesen voll ausgefüllt sei. Ohne auf die vielen anderen Gesichtspunkte einzugehen, die diesen Einwand entkräften, sei nur hingewiesen auf die Erfahrungen des Psychiaters, der, wie niemand sonst, alltäglich sich davon überzeugen kann, daß Tiefe, Innerlichkeit und Reichtum des Seelenlebens in keiner Weise gebunden sind an Bildung und äußere Lebensverhältnisse des Menschen.

Denn die seelische Störung gibt stets in überraschender Weise einen Blick frei auf die angeborene Wesensstruktur der Menschen. Und sobald unser Blick nicht auf das Erworbene, sondern auf das Angeborene ausgerichtet ist, erkennen wir, daß auch der — von außen gesehen — einfachste Mensch nicht flach, sondern viel tiefer ist, als man zu sehen gewohnt ist, und daß umgekehrt auch alles erworbene Bildungsgut nicht die gewöhnlichen und niedrigen Triebrichtungen im Menschen auslöscht. Die gleiche Erkenntnis gilt auch für den Vergleich des Kindes mit dem Erwachsenen. Reichtum und Tiefe des kindlichen Seelenlebens wird vom Erwachsenen bei weitem unterschätzt, wenn er seinen Blick nur richtet auf die täglichen Interessen und Tätigkeiten des Kindes. Jene seelischen Anlagen, die der Erwachsene später entwickelt, sind durchweg als Ahnung auch schon im Kinde vorgebildet, und es fehlen dem Kinde nur die verständlichen Ausdrucksmöglichkeiten.

Spannweite und Reichtum des Seelenlebens sind folglich durch Anlage bestimmt. Sie sind nichts, was erworben werden kann. Und doch trägt das, was der Mensch im Leben mit den anderen übernimmt und erwirbt, selbstverständlich wesentlich dazu bei, die Vielfältigkeit und Undurchsichtigkeit seines seelischen

Lebens, seiner seelischen Schaltungen insbesondere, zu steigern. Daher wird es stets eine der ersten Aufgaben psychologischer Forschung sein, einen Blick hinter die Hüllen und Masken zu tun und, wo es möglich ist, eine Unterscheidung zu treffen zwischen den ursprünglichen seelischen Kräften und den zweckhaften Verhaltensweisen eines Menschen. Es zeigt sich dabei, daß die zweckhaften Verhaltensweisen einen sehr viel weiteren Umkreis umfassen, als nur den Bereich der bewußten Absichten oder Vortäuschungen. Der Mensch vertauscht, wie wir sagten, seine eigentlichen Beweggründe gegen marktgängige Begriffe und Werte. Und er tut dies nur teilweise bewußt. Im wesentlichen bestimmt ihn hier eine Kunst der Verstellung und Maskerade, die ihm tief eingefleischt und zur zweiten Natur geworden ist.

Den großen Meister im Erraten und Entlarven verborgener seelischer Strebungen sehen wir in Friedrich Nietzsche. Er bleibt für uns der große, alle Zeiten überragende Tiefenpsychologe. Nietzsche hat die Unaufrichtigkeit aller jener moralischen Wertbegriffe bloßgelegt, die in Wirklichkeit nur bestimmt sind, den Strebungen der Selbstrechtfertigung, des Machttriebes oder der Rachegefühle Vorspann zu leisten. Dieser Unaufrichtigkeit verdächtig sind von vornherein alle Wertbegriffe und moralischen Forderungen, die nicht aus dem Leben selbst mit ruhiger und bejahender Selbstverständlichkeit wachsen, sondern aus einer fragwürdigen und selbst feindlichen Einstellung zum Leben ihren Ursprung nehmen. Mit dem einen Satz: „Wer mit sich unzufrieden ist, ist fortwährend bereit, sich dafür zu rächen“ enthüllt Nietzsche die Psychologie aller Ressentimentgefühle und, im großen gesehen, aller lebensfremden Forderungen und hinterlistigen Versuche, Seele gegen Leben, Geist gegen Körper, Mensch gegen Tier und Pflanze oder Jenseits gegen Diesseits auszuspielen.

Nietzsche öffnet uns vor allem das Auge für das Trugspiel, das mit den christlichen Moralbegriffen getrieben worden ist. Die Nächstenliebe wurde gegen die Ichsucht ausgespielt, weil sie sich geeignet erwies für eine ebenso anmaßende wie unechte Geste, hinter der nun im Leben der abendländischen Völker alle ursprünglichen Strebungen ein falsches Vorzeichen bekamen. Heute erst beginnen wir wieder zu begreifen, daß eine künstlich gesteigerte Spannung zwischen den Polen der Ichsucht und der Nächstenliebe lebensfremd ist und daß die ichsüchtige Haltung in ihrer Steigerung und Verkrampfung sich als ebenso lebensfeindlich erweist wie die ihr entgegengesetzte Moral der Ichverneinung. Wir erkennen sogar, daß nicht zufällig es oft derselbe Menschentyp ist, der zwischen beiden Polen wählt oder heftig hin und her wechselt. Es sind Menschen, denen bei aller betonten Moral oft gerade die natürliche und lebensnahe Fähigkeit zu Liebe und Kameradschaft am meisten abgeht.

Eine andere Richtung tiefenpsychologischer Forschung knüpft sich an den Namen von Alfred Adler und seine individualpsychologische Schule. Dieser Tiefenpsychologie freilich fehlt die Tiefe, weil sie von vornherein von dem Kräftepaar, das besteht aus den ursprünglichen seelischen Anlagen und aus den zweckhaften Verhaltensweisen, den einen Partner ausfallen läßt. Sie kennt keine ursprünglichen seelischen Kräfte, sondern nur zweckhafte Verhaltensweisen. Ihre sehr dialektische Beweisführung ist diese: Da der Mensch dazu neigt, seelische Werte und Kräfte vorzutäuschen gerade dann, wenn sie ihm fehlen, werden alle seelischen Haltungen, die sich aus dem breiten Durchschnitt herausheben und irgendeinen Menschen auszeichnen, angeklagt, Zweckhaltungen zu sein, geboren aus Gegengefühlen und in Szene gesetzt, um ein geheimes Gefühl von Minderwertigkeit und Schwäche zu verdecken.

Es bleiben nach dieser Beweisführung keine Werte mehr übrig, die aus sich selbst bestehen. Der Mut ist dann nicht Mut, sondern Attrappe eines innerlich Ängstlichen, der Stolz ist Attrappe eines Wertunsicheren, die Sicherheit ist Attrappe eines innerlich Gehemmten. Der Leistungswille ist ein Protest gegen eigene innere Unzulänglichkeiten. Es bleibt eine seelische Norm übrig, die auf einen persönlichkeitsarmen und nivellierten Allerweltsbürger ohne Eigenart, ohne Sonderleistungen und ohne Sonderansprüche abgestimmt ist. Jede Art von seelischer Eigenständigkeit wird zur seelischen Fehlleistung umgedeutet.

Es sei hier schon bemerkt, daß die Dialektik Adlers gegen die zentralen Werte im Seelenleben des nordischen Menschen gerichtet ist, da wir in der Eigenständigkeit gerade die eigentliche Grundhaltung des nordischen Menschen zu sehen haben. Sie wendet sich aber — und hat dies wiederholt auch ausgesprochen — gegen die Tatsache einer angeborenen Charakterartung überhaupt. Hier freilich offenbart sich ihre dogmatische Blindheit. Sie sucht ja von Anfang an im menschlichen Seelenleben nichts anderes als

Zweckhaltungen, die übertragbar und nachahmbar sind, und hat daher für etwas anderes gar keine Augen. Da sie den Blick ausschließlich auf das richtet, was dem Jedermannsmenschen zugehört, kann sie das Angeborene und Besondere nicht sehen.

Denn in der Tat hat die Lehre Adlers einen ausgeprägten Spürsinn für alle möglichen Machenschaften und Inszenierungen der menschlichen Seele, die in dieser Weise hundertfach im Leben der Menschen vorkommen, die aber gerade dazu doch bestimmt sind, das ursprüngliche und besondere Wesen des Menschen zu tarnen. Es läßt sich, so können wir auch sagen, sehr wohl ein Bereich innerhalb des menschlichen Seelenlebens bestimmen, in dem der von Adler gezeigte Austausch und Umtausch der Werte alltäglich beinahe stattfindet. Aber dieser Bereich der Schaltungen und Reaktionen kann doch nur aus zweiter Hand leben und ist nicht denkbar ohne die tragende Grundlage der ursprünglichen seelischen Kräfte. So bleibt es, um ein Beispiel zu geben, für die Lehre von der Persönlichkeit unwesentlich, wenn wir mit Adler uns konstruieren, wie der Jedermannsmensch wohl auf eine Niederlage reagiert. Die tiefere Fragestellung wird damit nicht berührt, die dahin geht, warum in der Wirklichkeit trotzdem jeder Mensch seine Niederlagen anders trägt.

Unsere Einwände gegen die individualpsychologische Lehre, die das Angeborene verleugnen will, greifen aber noch weiter. Wir stellen nicht nur fest, daß das menschliche Seelenleben nicht aus zweckhaften Verhaltensweisen allein, sondern zuallererst aus ursprünglichen seelischen Kräften sich aufbaut. Wir stellen darüber hinaus noch die Frage, ob nicht die zweckhaften Verhaltensweisen und Reaktionen des Menschen doch selbst noch weit mehr ein Teil seiner angeborenen Wesensart und nicht etwas Nurerworbenes und Nurangenommenes sind, wie man leichthin meinen könnte.

So sehr der Mensch dazu neigt, bestimmte seelische Haltungen einzunehmen, durch die er Schwächen auszugleichen hofft und die ihm durch Erziehung, Vorbild und Beruf nahegelegt werden, so ist es doch bei weitem nicht so, daß er hier unbegrenzte Wahl hat, welchen Lebensstil er sich aneignen will. Im Gegenteil. Ein Mensch kann wohl sehr verschiedene seelische Register und Fähigkeiten gegeneinander ausspielen und damit seine Bühne so ausbauen, wie es den Erfordernissen der Rolle und den Erwartungen der Zuschauerschaft entspricht, aber er kann doch stets nur mit solchen Stoffen und Bildern arbeiten, die in seiner Seele von Veranlagung her vorgebildet sind. Auch sein zweites Ich kann nicht etwas seiner Anlage schlechthin Fremdes sein.

Es liegt darin offenbar eine wichtige Gesetzmäßigkeit. So undurchsichtig und widerspruchsvoll das Seelenleben des Menschen hinter allen Hüllen und Masken erscheint, so zeigt es sich doch einfacher und durchsichtiger, sobald wir auch in den Hüllen in einer nur anderen Form ein Stück des eigenen Wesens erkennen. Nicht beliebige Masken kann der Mensch sich annehmen, sondern er muß auch seine Maske sich aus dem Stoff der eigenen Seele bilden. Und ganz unecht kann auch der Unechteste nicht sein. Auch für die Fassade muß er wenigstens den Baustoff selber liefern.

Es liegen psychiatrische Erblichkeitsuntersuchungen vor, die dies in anschaulicher Weise dartun. Insbesondere soll hier auf Untersuchungen des Psychiaters H. Hoffmann hingewiesen werden. Wir stellen ein beliebiges Beispiel heraus, um mit wenigen Strichen das verständlich zu machen, was hier gemeint ist. Wir denken uns einen Menschen, der nach außen hin auffällt durch eine kühle Distanz, die allzu betont und selbst schroff ist und die sehr bewußt durch vielerlei Methoden aufrechterhalten wird. Diesen selben Mann kennt die nächste Umgebung vielleicht von einer ganz anderen Seite. Sie kennt ihn vielleicht als einen schwächlichen Menschen, der ein zugleich unbeherrschtes und unselbständiges Wesen zeigt.

Wer sich mit leichtverständlichen psychologischen Erklärungen zufrieden gibt, wird ohne Mühe die eine Wesensseite dieses Mannes aus der anderen ableiten und wird nicht über die Begriffe der Reaktion und Kompensation hinauskommen. Wer aber erbgesetzlich denkt, findet noch ganz andere Zusammenhänge. Er findet für beide Wesensseiten erbliche Vorbedingungen, findet etwa, daß von den Eltern dieses Mannes dem Vater ein ausgeprägtes Maß von Selbstbeherrschung und Abstand, der Mutter dagegen eine weiche und ängstliche Wesensart eigen ist. Und er findet vielleicht weiter, daß jene Züge, die bei den Eltern selbstverständlich und natürlich sind, beim Sohn weit mehr etwas Labiles und Gesteigertes haben. Sie werden weit mehr in seinem seelischen Haushalt so eingesetzt, wie es aus zweckhafter Reaktion sich ergibt.

Wir leiten daraus psychologische Regeln von recht weittragender Gültigkeit ab. Seelische Übersteigerungen ergeben sich nicht selten aus dem Zusammen treffen von Anlagen, die ursprünglich nicht zusammengehören. Und gleichzeitig werden diese Anlagen dann gleichsam von der Wesensmitte wegge drängt und in stärkerem Maße dem Zugriffe bewußter Schaltung und Umweltreaktion ausgesetzt. Bei Mischung weit auseinanderliegender Anlagen, ein Fall, der ja besonders bei den Rassemischungen verwirklicht ist, wird das seelische Gefüge häufig durch ein Überwuchern der reaktiven Schichten, wie wir sie nennen wollen, bestimmt sein, bei gleichzeitiger Verarmung der Wesensmitte.

- 3 -

Es drängt sich nun wohl die Frage auf, warum im Menschen trotz der Vielheit seelischer Schichten und Schaltungen doch die Einheit der Persönlichkeit, die Unteilbarkeit des Ich-erlebens gewahrt bleibt. Diese Frage soll hier nicht nach philosophischen Gesichtspunkten behandelt werden. Nur auf die zunächst liegende und sicher nicht fehltreffende Erklärung sei hingewiesen, die darin liegt, daß alle Schichten miteinander so vielfach verbunden sind, daß sie an jeder seelischen Strebung doch stets alle, wenn auch noch so entfernt, teilnehmen und daß in jedem Augenblick alles früher Erlebte in einer wenn auch noch so weitläufigen Weise das gegenwärtige Verhalten mitbestimmt.

Bemerkenswert bleibt es immerhin, daß das Erlebnis der Einheitlichkeit der Person nicht nach jeder Richtung hin selbstverständlich ist und gewisse Unterschiede aufweisen kann. Es gibt Naturvölker, die sich die Vorstellung bilden, daß im Menschen verschiedene Seelen seien, denen Opfer gebracht werden müssen. Die eine Seele wird etwa in den Kopf, die andere in den Magen, die dritte in den Fuß verlegt, und es werden so verschiedenen Empfindungen und Fähigkeiten, dem Hungergefühl etwa oder der Fähigkeit der Fortbewegung, getrennte Bereiche zugewiesen.

So fremd uns diese Vorstellung ist, so müssen wir doch bei einiger Selbstbeobachtung feststellen, daß wir unsere eigenen seelischen Strebungen in der Tat mit einer sehr unterschiedlichen Art der Selbstbeteiligung erleben. Wir finden neben den Strebungen, deren Ablauf wir von Anfang bis Ende übersehen, viele andere, die die sonst geschlossene Linie unseres Denkens durchkreuzen, wir finden Einfälle, die auftauchen, und Gefühlszustände, die ungerufen kommen und gehen. Strebungen, in denen das Ich sich aktiv fühlt, sind durchflochten mit anderen, bei denen das Ich der mitgezogene Teil ist. Nicht wir haben diese oder jene Stimmung, sondern in uns ist etwas, was sich als Mißstimmung, als Unruhe oder als plötzliche Wesensschau (Intuition) auswirkt. Bezeichnenderweise nur haben die Sprachen der indogermanischen Völker, ihrer ichbewußten Haltung entsprechend, wenig Bezeichnungen für die mehr passive Seite des Erlebens.

Es lassen sich im menschlichen Seelenleben besondere Vorgänge erkennen, die ganz offenbar in Richtung auf eine Vereinheitlichung des Persönlichkeitsgefühles ständig wirksam sind. Sie sind in zweifacher Richtung wirksam. Es werden einmal durch Verinnerlichung die Erlebnisse verankert in dem, was der Mensch als sein Selbst empfindet. Sie werden so lange der innerseelischen Verarbeitung ausgesetzt, bis sie dem Selbst einverleibt sind. Diese Verhaltensweise entspricht in besonders betonter Art dem Menschentyp, den der Psychiater Jung den introvertierten (nach innen gerichteten) genannt hat. Hier schafft die Seele sich ein inneres Selbst, das der Außenwelt weitgehend entzogen ist. Gegensätzlich verhält sich der extravertierte (nach außen gerichtete) Typ. Hier gewinnt der Mensch dadurch die Einheit und Sicherheit des Icherlebens, daß er sich unmittelbar an die Außenwelt „mit klammernden Organen“ hält und von ihr seine Gestalt sich weitgehend vorschreiben läßt.

Kierkegaard, der bereits alle Tiefen psychologischer Forschung ausgelotet hat, kennt die beiden seelischen Haltungen. Er sagt von dem Typ, den wir den extravertierten nennen, daß er das Ansehen einer Persönlichkeit sich zu erringen wisse unter Verzicht auf ein ewiges Selbst. Er finde das, was er sein Selbst nenne, indem er mit den anderen lebe und den Honoratioren sich einreihe. Von diesen läßt er sich Gewichtigkeit und Ansehnlichkeit seiner Person immer neu bestätigen im Austausch dafür, daß er die ihre anerkennt.

In Zusammenhang mit seiner Typenlehre führt Jung das Wort Persona absichtlich in einem alten und uns sonst nicht gewohnten Sinne ein, indem er es nicht auf das ursprüngliche Wesen des Menschen anwendet, sondern auf sein zweites Ich, auf die Rolle, die er im Leben übernommen hat und die ihm vorgezeichnet ist durch Herkommen und Beruf. Indem der Mensch als Persona in Erscheinung tritt, ist er gezwungen, vieles zu unterdrücken, was seinem eigentlichen Wesen zugehört. Andererseits kommt er ohne Personabildung nicht in ein richtiges Verhältnis zur Gemeinschaft und zu den Aufgaben, die sich aus dem Leben in der Gemeinschaft für ihn ergeben.

Es ist leicht zu verstehen, wie wichtig derartige Vorgänge für die Ichbildung sind. Man wird beim extravertierten Menschen stets die Neigung finden, den Schwerpunkt des seelischen Lebens in die Persona, in die äußeren Lebensformen seines Ich hineinzuverlegen. Seine Persona gewinnt dann oftmals Farbe und Leben auf Kosten seiner tieferen Wesensschichten. Beim introvertierten Menschen umgekehrt wird die Persona oftmals zu kurz kommen und ein nur schattenhaftes und blasses Dasein führen.

Es gibt Menschen, die die Personabildung gänzlich vernachlässigen und die dadurch notwendig weltfremd bleiben. Andere dagegen — man trifft sie allzu häufig — setzen, wie Jung sagt, in humorloser Weise ihr Selbst mit ihrer Persona gleich. Sie verwechseln ihr Ich schließlich mit ihrem Titel etwa oder ihrer Tätigkeit. Sie glauben dann nur noch jene seelischen Strebungen und jene Ausdrucksformen sich gestatten zu dürfen, die durch Herkommen und nach Auffassung ihrer Umgebung nun einmal ihrer Rolle zugeschrieben werden.

Es kommt also, wie wir sehen, darauf an, daß zwischen unserem tieferen Wesen und unserer Persona, die doch selbst auch von unserem Wesen durchtränkt sein soll und nicht ein nur störender Fremdkörper bleiben darf, die richtigen Beziehungen hergestellt und aufrechterhalten werden.

Vieles von dem, was unsere Umgebung uns zumutet, ist wertlos und wesenlos, und es ist unerlässliche Vorbedingung der persönlichen Reife, daß der einzelne von diesen Forderungen sich abzugrenzen versteht. Ebenso unerlässlich ist es aber für den einzelnen, ein positives Verhältnis zu haben zu jenen Forderungen, die schlechthin zur gesunden Lebenseinstellung gehören. Und dies ist vor allem der Umkreis jener Forderungen, die an die Überlieferungen, die Lebensformen und die Wertungen gebunden sind, in die der Mensch hineingeboren wird auf Grund seiner einfachen Zugehörigkeit zu Volk und Rasse.

Dieser Hinweis soll uns zugleich zeigen, daß damit, daß unsere Psychologie durchweg und folgerichtig zurückgreift auf das Angeborene im Wesen des Menschen, die Bedeutung und Aufgabe der Erziehung nicht geschmälert wird. In den folgenden Ausführungen wird selbstverständlich immer nur die Rede sein nicht nur von der Bedeutung schlechthin, sondern auch vom Werte des Angeborenen. Jeder Beitrag zur Rassenpsychologie ist ja ein Beitrag zur Psychologie des Angeborenen. Daher sei wenigstens hier, in den Vorbemerkungen, darauf hingewiesen, daß die Erziehung stets ihren unabhängigen Bereich für sich behält und daß wir ihre Aufgaben, psychologisch gesehen, am besten vielleicht damit umschreiben können, daß sie die richtige Personabildung und die richtige Bindung zwischen dem tieferen Ich und der Persona zu fördern hat. Auch sie muß davon ausgehen, daß der Mensch in seinem Wesen durch die Rasse bestimmt ist, vor allem aber hat sie in ihm das Glied eines Volkes zu sehen, das als solches ja ein Doppelgebilde aus Rasse und Gesittungs- und Schicksalsgemeinschaft ist.

Die richtige und dem menschlichen Seelenleben förderliche Personabildung — Persona hier stets im Sinne der Auffassung von Jung gemeint — sehen wir nun dann verwirklicht, wenn das tiefere Wesen des Menschen für alle jene Einschränkungen, die es zugunsten der Persona sich auferlegt, schließlich stets wieder entschädigt wird durch eine rückläufige Bewegung, dadurch also, daß die Persona alle ihre Gewinne wieder mit ihm teilt. Diese rückläufige Bewegung wird sich immer dann ergeben, wenn Umgebung und Tätigkeit eines Menschen nicht zufälliger Art sind, sondern seinem angeborenen Wesen entsprechen. Artgemäße Lebensformen, Sitten und Bräuche werden so dem Wesen des Menschen nicht eine fremde Zutat geben, sondern werden nur das in geprägte Form bringen, was von Anlage her, nur ungeformter und hintergründiger, in ihm schon vorhanden war. Und einen Menschen, der nicht unter Verlust, sondern unter Stärkung seines Persönlichkeitsgefühls von einem bestimmten Berufe und einer bestimmten Tätigkeit stark

geformt erscheint, werden wir immer dann finden, wenn die Berufswahl den inneren Anlagen von Anfang an in besonderem Maße entgegenkam.

Scheinbar sind wir mit all dem etwas weit abgekommen von den Aufgaben rassenpsychologischer Forschung. In Wirklichkeit greifen unsere Überlegungen unmittelbar auf diese Aufgaben über und wir brauchen nur das, was vom Einzelmenschen gilt, nunmehr auf die Rasse anzuwenden. So wie es keinen Menschen ohne Persona (im Sinne Jungs) gibt, so kann es keine Rasse geben ohne ein äußeres Gesicht, das weitgehend geprägt wird von den Lebensformen, in denen diese Rasse lebt und uns begegnet.

Auf Schritt und Tritt muß die rassenpsychologische Forschung daher mit der Gefahr rechnen, daß bestimmte, am meisten ins Auge fallende Lebensgewohnheiten der Völker und Rassen überschätzt werden und in voreiliger Weise von ihnen Schlüsse auf die seelischen Anlagen der Rasse gezogen werden. Und doch werden diese Fehler in wesentlichen Punkten wieder ausgeglichen, weil ja in der Tat Gesittung und Lebensart der Völker nichts äußerlich Bedingtes sind, sondern weil in ihnen zu einem Teil die inneren Bedürfnisse der Rasse eine geprägte und vorbildhafte Form angenommen haben. In dieser Weise bestehen, wie Walter Darré zeigen konnte, überaus enge ursprüngliche Bindungen zwischen nordischer Rasse und Bauerntum.

Der Wert von völker- und stammespsychologischen Untersuchungen für die Rassenpsychologie wird daher stets davon abhängen, ob es gelingt, hinter dem äußeren Gesicht das zu sehen, was durch Anlage bestimmt ist. Und ich zweifle nicht, daß in Zukunft gerade durch sorgfältig durchgeführte und vergleichende Teiluntersuchungen an einzelnen Stämmen, wie sie vereinzelt schon in Angriff genommen worden sind, die Rassenpsychologie mehr und mehr festen Boden unter den Füßen gewinnen wird. Der gleiche Wert ist anderen Einzeluntersuchungen zuzusprechen, die sich einem sorgfältig abgegrenzten Gebiete geistigen Ausdrucks der Rasse zuwenden und von denen auch erst einzelne vorliegen, so etwa Untersuchungen über die Beziehungen der Rasse zur Religion, zur Musik oder zum räumlichen Denken.

Alle Untersuchungen dieser Art können aber nur dann den richtigen Einsatzpunkt finden, wenn unser psychologisches Denken aufgelockert und von seinen Grundlagen her geklärt ist, da sie sonst unweigerlich in den Maschen oberflächlicher und ungeordneter psychologischer Begriffe hängen bleiben. Sie setzen also eine gewisse Vorarbeit voraus. Es ist schon viel gewonnen, wenn es gelingt, einige durchgehende, bei allem Wechsel des äußeren Gesichtes gleichbleibende Linien im seelischen Leben einer bestimmten Rasse nachzuweisen.

Daher wird die folgende Untersuchung, die sich den seelischen Anlagen der nordischen Rasse zuwendet, versuchen, eine Grundlage zu finden, die Platz haben soll für die Fülle der bisher vorhandenen Beobachtungen und Anregungen. Nicht bei den vielen Abwandlungen, in denen das Leben der Rasse zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Völkern sich uns zeigt — und anders als in solchen Abwandlungen zeigt es sich uns in der Wirklichkeit ja nicht —, darf daher unser Blick hängen bleiben und nicht Leben und Gesittung eines bestimmten Volkes nur unter den nordisch geprägten oder stark beeinflußten Völkern kann unser Ausgangspunkt sein.

Die Reihenfolge unserer Darstellung ergibt sich aus der Tatsache, daß in der Rassenpsychologie Fragen naturkundlicher und lebenskundlicher (biologischer) Art, solche der Psychologie und schließlich solche der Wertungen sich in vielfachster Weise überschneiden. So soll an erster Stelle die seelische Beschaffenheit der nordischen Rasse in ihrer Gebundenheit an die biologischen Voraussetzungen zur Darstellung kommen, alles das also, was aus der Naturgeschichte der Rasse sich ergibt für die Beurteilung ihrer seelischen Besonderheiten. Die hauptsächliche Aufgabe wird dann sein, jene psychologischen Forschungsrichtungen und Beobachtungsweisen einzusetzen, die lebensnahe und geeignet erscheinen, in das seelische Gefüge der Rasse einen Einblick zu geben. Hier können wir vor allem die lebensvolle Zusammenschau von körperlichem und seelischem Stil, die Ludwig F. Clauss in die Rassenpsychologie eingeführt hat, nicht entbehren. Daneben müssen verschiedene Grenzgebiete in die Untersuchung einbezogen werden, von denen her oftmals neues Licht auf psychologische Zusammenhänge fällt.

Wenn die drei letzten der vorliegenden Aufsätze dann sich den Wertungsfragen zuwenden und bewußt aus dem Bilde der Rasse jene Züge herausholen, die eine vorbildliche Kraft und einen Gesittungswert in sich tragen, so soll dies ohne ängstliche Bedenken vor dem Vorwurf geschehen, daß damit der Rahmen einer sachlichen Untersuchung gesprengt werde, ja, daß damit sogar, weil ja nun die eigentliche Absicht zum Vorschein komme, die gesamte Untersuchung einer nur vorgetäuschten wissenschaftlichen Sachlichkeit überführt sei.

Auf einen Vorwurf dieser Art näher einzugehen ist nicht lohnend, denn auf keine Weise läßt es sich hindern, daß der Begriff der Sachlichkeit stets ohne Schwierigkeit von denen vorgeschoben wird, die etwas verneinen wollen. Nur so viel sei zur Frage der Sachlichkeit gesagt, daß jede ursprüngliche Rasse, ohne daß ihr Wesen verfälscht wird, von der bejahenden Seite her dargestellt werden kann, abhängig zwar durchaus von Art und Standpunkt des Betrachters, aber dabei doch immer gestützt auf die einfache biologische Tatsache, daß ursprünglich jede Rasse ihre besonderen Vorzüge und Anpassungen, somit auf irgendeinem Gebiet ihre besondere Lebenstüchtigkeit besitzt.

Daß niemand berufen ist, über das Seelenleben einer Rasse etwas Wesentliches und Tiefergehendes zu sagen, der ihr nur fremd und unbeteiligt gegenübersteht, ist schließlich selbstverständlich. Innere Anteilnahme ist die Voraussetzung alles Denkens und Forschens, wo es nicht in Verneinung sich auflösen soll, und die Sachlichkeit ist, unabhängig davon, nur die besondere Form des wissenschaftlichen Denkens.

Daher greifen die beiden Aufgaben, denen die vorliegenden Untersuchungen dienen sollen, ineinander: Die Aufgabe, die Voraussetzungen zu einer seelischen Rassenkunde, am Beispiel einer bestimmten, bisher am besten abgrenzbaren Rasse, der nordischen, auf einer breiteren Grundlage zu schaffen, als es bisher geschehen ist, und die Aufgabe, an der Vertiefung des nordischen Gedankens zu arbeiten.

II
Mensch und Landschaft

- 1 -

Es ist im wesentlichen der Raum, der um die beiden Meere sich breitet, die Nordsee und die Ostsee, den man mit Banse als die germanische Kernlandschaft bezeichnet hat. Dieser Raum ist im eigentlichen und engsten Sinne germanischer Heimatboden, nicht auf Grund der bloßen Tatsache, daß Germanen dort am längsten siedeln, wie wir heute wissen, sondern weil offenbar lebensgesetzliche Beziehungen, die wir wenigstens teilweise zu verstehen beginnen, hier Landschaft und Mensch ineinander fügen. Trotz der Mannigfaltigkeit in den Einzelzügen sind Klima, Luft und Bodenform in diesem Raume von großer Einheitlichkeit. Bestimmte Grundtöne sind es, die hier überall durchklingen und das wechselnde Spiel der einzelnen Töne zu einer gewissen Geschlossenheit binden.

Durchweg ist germanische Landschaft von Wasser, Schatten, Wind und Wolken stark bestimmt. Über den vorwiegend flachen oder leicht gewellten Ebenen, die sich gelassen und ruhig eine an die andere gliedern, spannt sich, wie in machtvollem Gegenspiel, ein Himmel von ungeheurer und wechselvoller Bewegtheit. Zwielicht und ziehende Wolken wandeln unaufhörlich das Bild der Landschaft.

Die wasserreiche Luft ist drückend schwer und grau oder seltsam weich und erquickend oder frisch, blank und kühl. Immer ist Wechsel, und dieser Wechsel teilt sich dem empfindsamen Menschen in einprägsamer Weise mit, wirkt auf die Haut, auf den Stoffwechsel, auf die Stimmung und auf die Phantasie. Und der nordische Mensch ist, wie hier schon bemerkt sei, in gewisser Weise empfindsam. Er ist reizempfindlich in seinen physiologischen Grundlagen, in der Beschaffenheit seiner Haut besonders. Er lebt so in besonders enger Verbundenheit mit dem Leben seiner Landschaft, hat Anteil an dem Auf und Nieder von Spannung und Lösung, von Bewegung und Gelassenheit und an dem Rhythmus, der eine fortwirkende Unruhe mit sich bringt, die doch immer wieder Erfrischung und nicht gehetzte Unrast bedeutet.

Dieser stete Wechsel steigert sich noch durch den Rhythmus der Jahresringe mit der Zunahme und Abnahme von Tageslänge und Helligkeit. Der Jahreskreislauf der germanischen Landschaft bewegt sich nicht in maßlosen und lähmenden Gegensätzen von harter Kälte und lastender Hitze. Um so stärker und fühlbarer wird Stimmung und Gesicht der Jahreszeiten von den weicheren Abstufungen der Helligkeit und Wolkenbildung bestimmt. Fahl und lang ist der Winter, schwierig, herb und voll jähester Wechsel und Rückschläge ist der Frühling. Aber der kurze Sommer ist ein helles, lachendes Fest, in dem Mensch und Landschaft in einer unaussprechbar innigen Überschwenglichkeit leben, wie sie in dieser Fülle und Helligkeit wohl nur dem germanischen Norden eigen ist.

Hier finden sich Mensch und Natur in einer herrlichen und weitgespannten Stimmung, wie sie der nordische Mensch gegen die glühendsten Gefühle südlicher Menschen nicht eintauschen möchte. Wenn an den hellen und langen Abenden Luft und Gegenstände in kühlem Lichte und in pastellartigen Farben von selbst zu strahlen scheinen und wenn die ganze Nacht der Nordhimmel leuchtet, dann kommt kein Schlafbedürfnis auf gegen die unstillbare Unruhe, die dieses eine Mal ausschließlich voller Licht und Seligkeit ist. Alles Fühlen mündet dann in Dank und Zärtlichkeit gegen das Leben.

Wer die Stimmungen germanischer Landschaft kennt, der findet sie überall wieder, so sehr auch die äußeren Bilder wechseln. Heitere Gelassenheit ist der Grundton in den weitwelligen Siedlungsgebieten großer Teile Schwedens. Wuchtig dagegen und bedrückend für den Menschen und seine Siedlungen wird die Natur an der norwegischen Küste. Hohe Berge und verengte und tiefe Täler sind hier als ein Ausnahmefall in der vorwiegend so weitgeschwungenen, dem Blick offenen Landschaft des nordwestlichen Europa. Aber gerade ein Schilderer dieser Fjordlandschaft wie der Norweger Olav Duun (in den „Juwikingern“) ist es, der so einprägsam wie kein anderer das Wesen germanischer Landschaft zu empfinden und darzustellen verstanden hat. Wir glauben mit den Menschen seiner Dichtung am eigenen Körper den ewigen Wechsel von Licht und Schatten, den großen Zug der Wolken, den Duft von Kraut und Birken, die etwas zärtliche und ahnungsreiche Verhaltenheit nordischer Sommerluft und nordischen Zwielichtes zu spüren.

Der überwiegende Teil nordischer Landschaft ist sehr weitgezogen und eben, der Blick wandert von Fläche zu Fläche, findet nicht lebhafte und schwungvolle Abwechslung, findet aber, wenn er dafür empfänglich ist, eine nicht aufhörende Reihe von leise abgetönten wechselnden Bildern und Stimmungen. Milder und beglückend, oftmals durch eine gewisse Abgeschiedenheit, sind diese Stimmungen an der germanischen Ostseeküste. Im Ausdruck sparsamer und härter ist die der Nordsee zugewandte Landschaft. Hier sind Flächen, in denen die Ferne förmlich im Ohr schwingt. Die Ferne wird hier so beherrschend, daß sie in alles Tun und Denken des Menschen hineinzuwirken scheint. Ob fruchtbares Land oder Heide, überall ist weiter Hintergrund und Ferne, hier voll Zwielichtstimmung, dort heller und stärker. Die mächtigste Ausprägung erfährt diese Stimmung an der friesischen Küste, wo Festland und Wasser sich ständig verschieben und in den Himmel überzufließen scheinen. In diesem Lande festen Fuß zu fassen und formend einzugreifen, war dem Stamm vorbehalten, dem mehr noch wie anderen germanischen Stämmen der klare und ausgreifende Blick eigen ist, wie er sich in der bekannten Friesenlosung ausspricht: Rüm Hart, klar Kimming.

Alle diese Landschaftsbilder lassen die Grundzüge germanischer Landschaft klar erkennen. Wo diese Grundzüge sich abschwächen und abwandeln, da können wir von Übergangslandschaften sprechen, in denen Menschen nordischer Rasse wohl überall als Landnehmer aufgetreten sind, oft die besten und tatkräftigsten, wo sich aber ihre Wesensart viel mannigfaltiger bricht, so daß sie nicht überall mit derselben Selbstverständlichkeit an gemeinsam-germanischen Lebensgewohnheiten, an einer ähnlichen Art der Lebensführung, der Ausdrucksweise und der Ernährung teilhaben.

Wohl reicht das Siedlungsgebiet nordischer Rasse seit sehr alter Zeit über das germanische Kerngebiet hinaus. Es ist sogar offenkundig, daß die Rasse ihre stärksten und bestbewußten formgebenden Kräfte auf den vorgeschobenen Posten entwickelt hat, wo die Begegnung und Auseinandersetzung mit Fremdem viele Anlagen der Rasse zu wacherer Reife bringt. Ob sich die nordische Rasse aber im vorgeschobenen Siedlungsgebiet auf längere Dauer lebenskräftig erhält, wenn der Austausch und Nachschub aus dem Kerngebiet abgebrochen ist, bleibt fraglich.

Die Züge der germanischen Landschaft zeigen sich abgewandelt da, wo die Landschaftsformen in schnellerer und bunterer Reihe sich folgen, wo der Zug der Bilder kurzwelliger, wo der Blick enger wird und alle Dinge näher, kleiner, greifbarer erscheinen, und wo die Luft nicht mehr so stark bewegt, schwer und frisch ist. Nach Osten zu verliert sich germanische Landschaft da, wo die Luft trockener und schärfer wird, die Winterkälter, die Sommer heißer, und wo die weitgedehnten Räume einförmiger werden. Nach Norden ist die Grenze da, wo das Land polare Züge annimmt, wo menschliches Wollen schließlich aller Anstrengung zum Trotz klein und hilflos bleibt gegenüber einer übermächtigen und feindlichen, starren und baumlosen Natur. Island ist von den vorgeschobenen Posten nordischer Rasse für die germanische Gesittung einer der bedeutsamsten geworden. Gerade hier aber hat die Geschichte erwiesen, wie sehr dieser Vorposten gefährdet ist, wenn Verbindung und Austausch mit der größeren germanischen Welt unterbrochen ist.

Von einer germanischen Landschaft zu sprechen rechtfertigt sich damit, daß, nach allem, was wir heute wissen, die germanischen Stämme der nordischen Rasse hier ihren Ursprung genommen haben. Alle haben sie wohl ihre ältesten Wohnsitze nahe der Nord- und Ostsee gehabt. Mit immer mehr und besserer Gründen aber neigt die heutige Wissenschaft dahin, innerhalb dieser Landschaft die Urheimat der nordischen Rasse schlechthin zu suchen. Einigen Einwänden, die von Seiten der Sprachwissenschaft und Vorgeschichtsforschung noch erhoben werden können, läßt sich eine weit größere Zahl von zustimmenden Forschungsergebnissen entgegenstellen. Immerhin sind hier viele wesentliche Fragen noch im Fluß.

Eine neue Forschungsrichtung aber, am nachdrücklichsten von Otto Reche (Rasse und Heimat der Indogermanen) vertreten, wird vielleicht bestimmt sein, hier den Ausschlag zu geben. Sie geht vom Biologischen aus. Sie untersucht die Zusammenhänge zwischen der Landschaft und der physiologischen Beschaffenheit, den körperlichen Funktionen also der Rasse, und kommt zu dem Schlusse, daß die nordische Rasse sich nur in einem Landstrich mit gleichen oder ähnlichen Bedingungen entwickelt haben kann, wie sie

die germanische Landschaft aufweist, im germanischen Kernland also, oder, da erdgeschichtliche Wandlungen mit in Rechnung gesetzt werden müssen, vielleicht mehr noch am Westrande Europas gelegen.

Diese Untersuchungen gewinnen nun gleichzeitig maßgebende Bedeutung auch für die Rassenpsychologie. Denn damit, daß wir die physiologische Beschaffenheit einer Rasse bestimmen, wohin Stoffwechsel und Beschaffenheit und Tätigkeit der Haut, der Drüsen und Nerven gehören, werden bereits Vorstufen und Unterbau des seelischen Lebens der Rasse festgelegt. Dieser Weg der Untersuchung bewahrt auch davor, in einer falschen und oberflächlichen Weise die Beziehungen zwischen Landschaft und Rassenseele überall da zu suchen, wo äußerliche, mehr stimmungsmäßig empfundene Ähnlichkeiten dazu verlocken. Wir empfinden wohl, daß meist etwas Wahres damit getroffen wird, wenn man die so naheliegenden Vergleiche setzt wie: Herbe Landschaft — herbe Menschen, oder heitere Landschaft — heitere Menschen. Wissenschaftlich gesehen sind derartige Schlüsse nicht gültig und nicht geeignet, klare Begriffe zu schaffen.

Wenn nämlich die Untersuchung sich auf rassenseelische Besonderheiten richtet, so behandelt sie damit erblich bedingte seelische Eigenschaften, nicht aber solche, die der Einzelmench erst dadurch mehr oder weniger ausbildet, dass er in dieser oder jener Landschaft aufwächst und ihre Eindrücke empfängt. Man zieht immer noch oft sehr leichthin und ohne Überlegung den Schluß, daß die fortgesetzte Einwirkung einer Landschaft auf die Seele der Menschen sich doch im Laufe vieler Geschlechter dahin auswirken werde, daß das, was zuerst erworben ist, schließlich etwas Erbliches werde. Dieser Schluß ist nicht zulässig. Die Wissenschaft sagt uns, daß es derartige Einwirkungen auf die Erbmasse nicht gibt und daß, wenn diese Vorstellung trotzdem immer wieder auftaucht, dies an der Art der menschlichen Denkweise liegt, die zu bestimmten Kurzschlüssen stets neigen wird.

Rasse und Landschaft sind aber in einer ganz anderen und allerdings ursprünglich sehr tiefgreifenden Weise ineinander verzahnt. Rasse bildet sich durch Auslese. Es haben sich von vorgeschichtlicher Zeit her in jeder Landschaft die Menschengruppen erhalten, die den Erfordernissen des Landes besonders angepaßt und hier in irgendeiner Weise besonders lebenstüchtig waren.

Der Begriff Rasse wird heute meist so bestimmt, daß man sagt, Rasse sei eine Gruppe von Lebewesen, die eine große Zahl von Erbanlagen gemeinsam hat. Für die natürlich entstandenen Rassen muß aber noch hinzugefügt werden: Es handelt sich hier nicht um beliebige Erbeigenschaften biologisch gleichgütiger oder gar ungünstiger Art, die gemeinsam sind, sondern um solche, die irgendwie lebenswichtig für die Rasse sind, oder jedenfalls in der Landschaft es waren, in der die Rasse entstanden ist, Eigenschaften, die der Rasse irgendwelche Sondervorteile vor anders beschaffenen Rassen bringen oder gebracht haben. In der Denkweise des Technikers ausgedrückt würdeman sagen: Die verschiedenen Rassen sind verschiedene Konstruktionstypen, die die Natur an den verschiedenen Stellender Erde eingesetzt hat.

So hat sich für das heißeste Afrika der Neger als der am besten geeignete Konstruktionstyp erwiesen wegen seines hochentwickelten Schutzes gegen Wärme und Licht, wie sie ihm seine Haarmatratze, seine Haut, seine Schweißbildung bieten, Schutzeinrichtungen, denen er überdies wahrscheinlich seine geringe Malariaempfindlichkeit zu danken hat. Der nordische Mensch ist im Gegensatz dazu wegen seines Mangels an Farbstoff in erhöhtem Maße für die Strahlen des Lichtes empfänglich. Und er braucht diese Empfänglichkeit in einem Lande, wo Wolken und Feuchtigkeit ihm kaum das notwendige Maß an ultravioletten Strahlen zukommen lassen. Denn so schädlich diese Strahlen dem Menschen in einem Übermaße sind, so lebenswichtig sind sie für ihn in einem Mindestmaße.

Es versteht sich von selbst, daß im Daseinskampf der menschlichen Rassen von Ursprung her nicht nur körperliche, sondern weit mehr noch seelische Anlagen entscheidend sein mußten. Diese einfache Überlegung genügt schon, um die Frage nach der Bedeutung seelisch bedingter Rassenunterschiede zu bejahen. Es kann gar nicht anders erwartet werden, als daß unter den Rasseeigenschaften bestimmte seelische Merkmale sogar an vorderster Stelle stehen müssen, da ihnen offenbar ein besonderer Auslesewert, d. h. eine besondere Bedeutung für die Lebenstüchtigkeit der Rasse zugesprochen werden muß.

Und schließlich finden wir Rasseeigenschaften, deren biologischer Wert vielleicht ganz oder teilweise auf dem Gebiete des Körperlichen liegt, die aber jener breiten Zone angehören, wo Körperliches und Seelisches sich so unmittelbar überschneidet, daß, wie wir sahen, mit bestimmten körperlichen Funktionen gleichzeitig Eigenschaften festgelegt sind, die, wie etwa die Stimmungslage oder die Ansprechbarkeit, dem Seelischen zur Grundlage dienen.

In einem schwierigen Klima, das dem Menschen keine Früchte in den Mund wachsen läßt und ihn zwingt, sich gegen eine oft feindliche Witterung zu wehren, konnten nur Rassen sich entwickeln und bestehen, die besondere körperliche und seelische Kräfte diesen Schwierigkeiten entgegenzusetzen vermochten. So hat sich, nehmen wir an, in der Heimat der nordischen Rasse, wo die Natur dem Menschen durch ein Übermaß an Nässe, Moor und Unwegsamkeit Hindernisse in den Weg stellte, von denen wir uns heute wohl schwer die richtige Vorstellung machen können, wo sie sich aber doch durch ein gesteigertes Maß von Erfindungsgeist und Tatkraft meistern läßt, eine Rasse mit ausgreifendem Weitblick und mit den ausgeprägten Fähigkeiten des Siedlers und Landnehmers, wie sie die nordische ist, am besten bewährt.

Es wäre bei einem Leben unter schwierigen Verhältnissen noch ein anderer Weg möglich gewesen als der Weg selbständiger Leistung der Umwelt gegenüber. Dieser Weg liegt in gerade entgegengesetzter Richtung und besteht in einer Züchtung auf Anspruchslosigkeit. Andere Rassengruppen, die ebenfalls schwierige Verhältnisse vorfanden, Verhältnisse vielleicht, die noch lebensfeindlicher waren, sind diesen Weg der Anpassung gegangen, die darin besteht, sich dücken zu können unter dem Druck der harten Umwelt. Es züchtete sich dann ein Schlag von Menschen heraus, die vor allen Dingen anspruchslos, widerstandsfähig und unempfindlich waren.

So konnte, wie wir annehmen, in den Steppen Nord- und Zentralasiens mit dem Wechsel schonungsloser Hitze und Kälte, mit hartem Wind und blendendem Licht nur eine Rasse ausdauern, die, wie die mongolische Rasse in ihren ältesten Zweigen, durch ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit und Zähigkeit körperlicher wie seelischer Art, durch derbe Hautbeschaffenheit und allgemeine Reizunempfindlichkeit ausgezeichnet war.

Ob mit den ältesten, im zentralasiatischen Raum entstandenen Rassen auch die ostische und die ostbaltische Rassengruppe in ursprünglichen Zusammenhang zu bringen sind, wird von der Forschung noch nicht einheitlich beantwortet. So viel aber ist sicher, daß alle diese Rassegruppen in der Art ihres Angepaßtseins etwas Gemeinsames haben. Gemeinsam ist ihnen die besondere Fähigkeit, dumpf und zäh unter allen Verhältnissen lebensfähig und fortpflanzungsfähig zu bleiben und überall Anpassungs- und auch Ausweichmöglichkeiten zu finden.

Ihre Stärke ist es, indolent zu sein, was ja zugleich bedeutet, eine gewisse Stumpfheit im Empfindungs- wie im Willensleben zu besitzen. Diese Stumpfheit schließt aber nicht aus, sondern begünstigt vielmehr einen sehr nüchternen Erwerbssinn, der der Umwelt alle erdenklichen kleinen Vorteile abzulisten versteht.

Sucht man nach einem Ausdruck, der das Gemeinsame am besten umschreibt, so möchte man von einer gewissen Dickfelligkeit sprechen. Wir haben damit — was vielleicht das Bemerkenswerteste ist — einen Ausdruck gefunden, der gleichzeitig auf etwas Körperliches wie auf etwas Seelisches hinweist. Hier nimmt nur, wie der Vollständigkeit halber hinzugefügt werden muß, ein bestimmter mongolischer Menschentyp offenbar eine Sonderstellung ein, den wir im fernen Osten finden, in Teilen von China und Japan, der aber auch in wesentlichen körperlichen Zügen vom ursprünglichen mongolischen Typ abweicht und als ein wesentlich verfeinerter Schlag in Erscheinung tritt. Diesem Schlag, der ja auch der Träger einer verfeinerten Kultur ist, ist zweifellos eine bestimmte Art von ausgeprägter Empfindsamkeit eigen.

Wenden wir uns nun wieder der nordischen Rasse zu, so stellen wir fest, daß ihr gerade das fehlt, was der volkstümliche Ausdruck ein dickes Fell nennt. Wir stellen eine wesentliche Rasseeigenschaft fest, wenn wir die nordische Rasse reizempfindlich nennen. Sie ist reizempfindlich in unmittelbarem

Zusammenhang nicht nur mit ihrer Hellfarbigkeit, sondern mehr noch in Zusammenhang mit sonstigen Besonderheiten ihrer Haut, ihrer Schleimhäute und ihrer körperlichen Reaktionsweisen und ohne Zweifel wirkt diese Reizempfindlichkeit irgendwie auf das seelische Leben in seiner Gesamtheit ein. Sie ist in jener Schicht begründet, in der das Körperliche mit dem Seelischen in ständigem Austausch steht.

Zart und reizempfindlich ist, wie Reche im einzelnen ausführt, die Haut der nordischen Rasse. Lederhaut und Unterhaut sind dünn, Blutgefäße und Nerven sind vermehrt, sprechen in erleichterter Weise auf die Einwirkungen von Luft, Feuchtigkeit und Wärme an und bedingen einen schnellen und lebhaften Wechsel von Erröten und Abblassen. Die Schleimhäute sind in besonderer Weise empfindlich gegen Trockenheit. Dies alles sind Eigenschaften, die, wie Reche zeigt, nur in ein wolkenreiches Land passen mit Meeresklima, mit unbeständiger Witterung, mit viel Feuchtigkeit und Wind. Nur hier sind diese Eigenschaften, die in anderen Zonen von Nachteil sind, biologisch sinnvoll.

Die Rassenforscher stimmen darin überein, daß den Menschen nordischer Rasse nur bestimmte Verhältnisse von Wetter und Landschaft günstig sind. Der amerikanische Rassenforscher Madison Grant führt aus, daß ihnen große Schwankungen im Klima schädlich seien. „Begrenzte, aber beständige Schwankungen zwischen Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, Sonne und Wolken, Windstille und Sturm stellen die ideale Umwelt dar.“

In dieser Beschreibung finden wir die germanische Landschaft in ihren wesentlichen Zügen wieder. Eine Landschaft dieser Art mag dem nordischen Menschen ein Heimatgefühl selbst dann geben, wenn er in anderer Umgebung aufgewachsen ist. Am schwersten ist für ihn fortdauernde Trockenheit zu ertragen. Schwer erträglich und lähmend ist für ihn aber jede überstarke und vor allem jede anhaltende und einförmige Einwirkung von Klimareizen. Sein Stoffwechsel und der Zustand seiner Nerven stellen zweifellos in gesteigertem Maße sich auf alle Reize dieser Art ein, und man muß annehmen, daß bei seiner Reizempfindlichkeit das Pendel leicht zu weit nach einer Seite hin ausschlägt und den Ausgleich nicht mehr erreicht.

Man will beobachtet haben, daß trockene, sandige und kalkarme Böden vorzugsweise bei nordischen Menschen zu einer gewissen nervösen Spannung, Unruhe und Magersucht führen können. Noch mehr gesichert ist die Beobachtung, daß umgekehrt auch jede Überfülle der Natur, wenn sie ohne Unterbrechung und Wechsel einwirkt, den nordischen Menschen leicht ermüdet oder ihn gereizt oder selbst unglücklich stimmen kann. Die Zwielichtstimmung seiner Heimat, der Wechsel von Licht und Schatten und der Wechsel frischer Farben, das sind die Reize, die dem Pulsschlag seiner Stimmung entsprechen und ihn beleben.

Die medizinische Wissenschaft hat bestimmte Konstitutionsformen beschrieben (die exsudative Diathese und die adenoide Konstitution), die durch eine gesteigerte Reizempfindlichkeit gekennzeichnet sind. Zu ihren körperlichen Eigentümlichkeiten gehören vorwiegend helle Farben und insbesondere eine sehr zarte Beschaffenheit von Haut und Schleimhäuten. Diese Konstitutionsformen sind freilich mit Rasseanlagen nicht gleichzusetzen und gehen lediglich aus von besonderen Verhaltensweisen des Körpers gegen krankmachende Schädigungen. Trotzdem muß dem nordischen Typ offenbar eine gewisse Hinneigung zu den genannten Formen gesteigerter Empfindlichkeit zugesprochen werden. Man konnte beispielsweise nachweisen oder doch wahrscheinlich machen, daß der helle und reizempfindliche Typ jedenfalls in den germanischen Ländern sich in günstigerer Weise mit der Tuberkulose auseinandersetzt und zu geringerem Anteil ihr zum Opfer fällt, und hat damit einen wichtigen Hinweis auf biologische Schutzeinrichtungen gewonnen.

Eine besondere Empfindlichkeit und Beeindruckbarkeit könnte man beim nordischen Menschen vielleicht im einzelnen für alle Sinnesempfindungen nachweisbar machen. Besonders deutlich läßt es sich, wie mir scheint, am Geruchsinn zeigen, deshalb wohl, weil dieser Sinn so unausgesprochen und so unmittelbar wie kein anderer eine Brücke zwischen körperlichen und seelischen Empfindungen bedeutet.

Es ist wahrscheinlich nicht so, daß das Geruchsvermögen beim nordischen Menschen an sich ein gesteigertes ist. Wohl aber haben wissenschaftliche Untersuchungen über den Geruch (H. Henning, Der Geruch) es als bemerkenswert festgestellt, daß bei Schilderungen nordischer Schriftsteller, und nur bei

diesen, die feineren Empfindungen des Geruches und ihr Mitschwingen in Stimmung und Gefühlsleben eine besondere Bedeutung erfahren. Es ist darin zweifellos ein Hinweis zu sehen auf die besonders innige und unmittelbare Art, mit der der nordische Mensch mit der Natur in Fühlung ist. Am bemerkenswertesten aber für das Empfindungsleben des nordischen Menschen im allgemeinen ist vielleicht bei erhöhter Empfänglichkeit für die abgestuften, mehr unausgesprochenen Empfindungen sein ausgeprägter Widerwille gegen starke und anhaltende Gerüche, wie ihn die Menschen südlicher Länder in dieser Weise weder starken Parfums noch ganz anderen Gerüchen gegenüber kennen.

Der Zusammenhang zwischen einer rein körperlichen und einer mehr seelischen Empfindlichkeit gibt sich bei der nordischen Rasse am besten vielleicht zu erkennen in ihrem Ausdrucksspiel. Ein empfindliches und sehr abgestuftes Ausdrucksregister, vorgebildet durch eine sehr feingestaltige Ausbildung der kleinen mimischen Muskeln (vergleichende anatomische Untersuchungen haben gezeigt, daß im Gegensatz dazu beim Neger oder Mongolen die Gesichtsmuskulatur massig und bei geringer Selbständigkeit der kleinsten Muskeln im Bau sowohl in der Funktion wenig gegliedert ist) und gesteigert durch einen lebhaften unwillkürlichen Wechsel der Blutfülle ist der nordischen Rasse eigen. Das nordische Gesicht erhält dadurch beim jugendlichen Menschen oftmals einen Anflug von unbewußter Scheu und Zartheit, der den Menschen anderer Rassen fehlt, und es behält im höheren Alter oft noch etwas Frisches, Unberührtes oder besser wohl Unabgestumpftes, was zweifellos damit zusammenhängt, daß eine reizempfindliche Konstitution im Erwachsenenalter gleichbedeutend ist mit dem Erhaltenbleiben eines Merkmals, das sonst vorzugsweise dem jugendlichen Alter zukommt.

Von Barbarossa wird erzählt, daß er mit 65 Jahren noch errötete. Römische Schriftsteller schildern etwas Ähnliches bei der Darstellung germanischer Menschen. Im Lebensbild des westgotischen Königs Theoderich II. wird die jugendliche Röte hervorgehoben, wobei hinzugefügt wird, daß „nicht etwa der Zorn, sondern schamhafte Sittsamkeit“ ihm diese Farbe gebe.

Wir haben nunmehr zwei verschiedene Wesensbesonderheiten der nordischen Rasse gefunden, die wir glauben aus der Naturgeschichte der Rasse uns ableiten zu dürfen[1]. Neben jener tatkräftigen und umsichtigen Selbstständigkeit, die den nordischen Menschen instand gesetzt hat, sich in der ihn umgebenden Landschaft durchzusetzen, haben wir einen anderen offenbar biologisch bedingten Wesenszug in seiner besonders gearteten Empfindlichkeit und Beeindruckbarkeit gefunden. Beides in Verbindung miteinander ergibt jene seelische Kraft, die wir die Phantasie nennen.

In der Tat, nicht aus anspruchsloser Unempfindlichkeit, sondern aus einer weitgespannten Einbildungskraft erwuchsen der nordischen Rasse ihre besonderen Willenskräfte. Freilich meinen wir, wenn wir ihr eine ausgeprägte Phantasiebegabung zusprechen, nicht das richtungslose, in die Breite wuchernde

1 Wir stoßen in der Rassenpsychologie auf zwei widerstreitende Auffassungen. Auf der einen Seite ist das Streben nach einer Zusammenfassung maßgebend, man sucht für das Wesen einer Rasse eine bestimmte Formel, in der Erkenntnis, daß die Einzeleigenschaften als solche vieldeutig sind und bei allen Völkern und Rassen gefunden werden können. Man sucht einen Nenner, mit dem zusammen erst die Einzelegenschaften als rassetypisch angesprochen werden können. Der Einwand dagegen lautet, daß nach der Kenntnis der Erblehre und der Gesetze Mendels die Erbanlagen sich aufbauen aus Teilanlagen, die sich weitgehend unabhängig voneinander in mannigfachster Art kombinieren können und daß es daher nicht möglich sei, einen Generalnenner etwa, sondern nur die selbständig sich vererbenden Teilanlagen zu finden. Ich bin überzeugt, daß sich hier ein richtiger Mittelweg finden wird. Ohne Frage gibt es eine sehr große Zahl von erblichen Besonderheiten auch auf seelischem Gebiet, die sich selbständig vererben, und es ist nicht schwer, bei bestimmten Sippen und auch noch bei bestimmten gut abgrenzbaren Bevölkerungsteilen solche Eigenschaften gehäuft nachzuweisen. Solche Teilanlagen für eine ganze Rassengruppe dagegen herauszustellen und als typisch nachzuweisen will nicht leicht gelingen. Es wird doch wohl so sein, daß für das Bild einer Rasse verhältnismäßig wenige Gruppen von in Korrelation stehenden Anlagen maßgebend sind, die sich nicht so sehr dahin auswirken, daß etwa eine Fülle neuer, bei keiner Rasse sonst vorkommender Eigenschaften sich uns darstellt, sondern vielmehr so, daß sie für die Akzentverteilung und Festlegung des Schwerpunktes innerhalb des seelischen Lebens maßgebend werden und dadurch einen gewissen Einfluß auf letzthin alle seelischen Strebungen haben.

Vordrängen einer ungehemmten Phantasietätigkeit, sondern wir meinen jene Phantasie, die ihrem Ursprunge nach ausgerichtet ist auf die Selbstbehauptung.

Diese Phantasie zweifellos hat im ursprünglichen Daseinskampf der nordischen Rasse die entscheidende Wendung herbeigeführt. Denn sie ist es, die jene Spannung zwischen Wirklichkeit und Wunsch, zwischen grober Zufälligkeit und planvoller Gestaltung herstellt, aus der dem Menschen das Gefühl aktiver Haltung erwächst. Indem er mit dem Griffe der Einbildungskraft immer ein Stück weit vorausgreift, beginnt er der Natur gegenüber nicht mehr nur von der Hand in den Mund zu leben. Es gelingt ihm, einen eigenen Haltepunkt zu finden, von welchem aus er nunmehr umgekehrt den Anfang machen kann, die Umwelt nach seinem Gesicht zu gestalten. Nicht allein mehr richtet er sich nun nach der umgebenden Natur, sondern in ständiger Wechselwirkung wandelt auch er die Natur nach seinen Forderungen.

So gewinnt er Schritt vor Schritt der Umwelt gegenüber einen festen Stand. Aus dem schweifenden Menschen, der alle Vorteile sich ablisten muß, wird der gesicherte bäuerliche Mensch. Damit erst war die Lebensform gefunden, die der nordischen Rasse ihre Entwicklung ermöglichte und die zur Grundlage zugleich einer Gesittung wurde, die nun ihrerseits als lebensgünstig für den Fortbestand der Rasse sich erwies.

Walter Darré war es, der diese Zusammenhänge nicht nur in der großen Linie gezeigt, sondern auch durch eine Fülle von Beobachtungen anschaulich gemacht hat (Walter Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse). Soweit die nordische Rasse sich in vorgeschichtliche Zeiten zurückverfolgen läßt, finden wir sie bereits als Trägerin einer bäuerlichen Lebensform. Die erstmalige Begründung bäuerlicher Lebensform und die Herausbildung, Festigung und Ausbreitung der nordischen Rasse fallen gemeinsam in die Jüngere Steinzeit und haben sich zweifellos gegenseitig bedingt, so sehr wohl, daß man versucht ist zu sagen: Erst mit dem ersten Bauern und Siedler fing der erste nordische Mensch an. Und erst durch tausendjähriges Bauerntum und die besonderen Forderungen, die sich aus dieser Lebenshaltung ergaben, und durch entsprechende Auslese hat das Gesicht der nordischen Rasse sich herausgezüchtet.

Wir sprachen von den besonderen Schwierigkeiten, denen die nordische Rasse in ihrer Ursprungslandschaft gegenüberstand. Menschliche Erfindungskraft war hier vor allem vor die Aufgabe gestellt, mit der Nässe und mit dem Zustand der Weglosigkeit fertig zu werden. Selbst die Eiszeiten, in die vielleicht die Entstehung der nordischen Rasse zurückreicht, waren, wie man heute annimmt, nicht so sehr durch die großen Kältegrade als durch anhaltende Schneefälle gekennzeichnet. Im weglosen Lande, häufig lange Zeit abgeschnitten von jeder Verbindung mit Mitmenschen, konnte nur durchhalten, wer sich auf einsamem Posten zu behaupten wußte, indem er dort eine eigene Welt im kleinen um sich baute, Haus und Hof sich schuf und einen Wirkungsbereich, den zu übersehen und planvoll zu gestalten seine besondere Fähigkeit und Aufgabe wurde.

Auf diese Weise gewann die nordische Rasse feste Punkte in einem nicht durchaus unwirtlichen und armen, aber schwer zugänglichen Lande. Die Einzelhofsiedlung, die den nordischen Stämmen offenbar von Ursprung her eigentümlich war, ergab jenes Bild von inselartig verstreuten Höfen, die alle eine kleine Welt mit eigenem Mittelpunkt darstellten.

Herdgründung, Abschreiten der Grenzen, Rodung und Umhegung wurden zu den sich immer wiederholenden Handlungen im Leben des nordischen Menschen und zu Handlungen, die in bezeichnender Weise seiner Wesensart Ausdruck gaben. Die Zentrierung, die Ausrichtung auf den Mittelpunkt wurde in stärkster Weise betont und fand ihren Ausdruck in der durch Brauchtum und Glauben festgelegten Heiligung des Herdes der Familie. Diese Heiligung des Herdes wurde zum Angelpunkt der Gesittung der alten indogermanischen Völker. Sie ist Ausdruck des bäuerlichen Empfindens, daß der einzelne Mittelpunkt sei in einem ihm zugehörigen Wirkungskreise. Er muß einen Raum um sich haben, dessen Maße seine Maße sind und der seinem inneren Suchen nach Wachstum, Plan und Ordnung Ausdruck und Gestalt geben kann.

Es bestehen so zwischen nordischer Rasse und Siedlertum ursprünglich die engsten wechselseitigen Beziehungen. Die nordische Rasse bildete sich als eine Auslesegruppe von solchen Menschen heraus, die neben anderen Wesenszügen vor allem bestimmte bäuerliche Eigenschaften und Fähigkeiten besaßen. Diese

bäuerlichen Eigenschaften werden, wo sie erst einmal herausgezüchtet sind, selbstverständlich auch auf ganz anderen Lebensgebieten sich irgendwie auswirken. Sie müssen also auch bei den Nachfahren noch nachweisbar sein, die in ganz anderen Berufen ganz andere Umweltverhältnisse vorfinden. Stellen wir die Eigenschaften, die hier vor allem zu nennen sind, nochmals heraus, so finden wir eine gewisse Abgeschlosseneheit und Einzelständigkeit, wir finden Selbstständigkeit gegenüber der Umwelt und das innere Streben, planend und ordnend die Außenwelt zu einer eigenen Welt umzugestalten.

Eine andere Frage ist es, ob diese Wesenszüge, die für den ursprünglichen nordischen Siedler einen entscheidenden Auslesewert hatten, auch unter anderen Lebensformen und bei anderen Arten der Tätigkeit stets vorteilhaft sein werden. Zweifelslos gibt es bestimmte städtische Lebensformen und bestimmte Formen des Zusammenwohnens und des Erwerbslebens, die sich unter dem Zwange einer immer dichter werdenden Bevölkerung ergeben haben, denen der Mensch der nordischen Rasse recht hilflos gegenübersteht.

Er wird stets schlecht für alle Erwerbszweige geeignet sein, die Zwischenhändler- und Dialektikereigenschaften verlangen, während andere Rassegruppen gerade für die Bedürfnisse eines engsten geselligen Zusammenlebens und für jede Vermittler- und Austauschrolle wie geschaffen sind. Diese anderen sind vielleicht auf schnelle Einfühlung gezüchtet, auf das Vermögen, sich mitzuteilen und auf die anderen einzuwirken, und auf die Fähigkeit unbedenklicher Anpassung und Ausnutzung der Augenblickssituation. Ihnen gegenüber wird der nordische Mensch unter verstädterten Verhältnissen stets den kürzeren ziehen, wenn es ihm nicht gelingt, eine ihm artgemäße Ordnung rücksichtslos durchzusetzen gegenüber dem Zustande eines schrankenlosen Wettkampfes aller mit allen Mitteln.

Einen solchen ungehemmten Wettkampf kann der nordische Mensch von dem Augenblick an, wo er keinen freien Raum mehr um sich hat, sondern eine immer dichter gedrängte Zahl von Menschen, nicht bestehen. Er hat daher in den vergangenen Jahrzehnten trotz aller Erfolge seines erfinderischen Geistes die schwerste biologische Niederlage erlitten, die für eine Rasse denkbar ist. Er hat die Enge der Verhältnisse damit beantwortet, daß er, auch hier planvoll eingreifend, aber die eigene Rasse an den Rand der Vernichtung führend, in bewußter Weise die Kinderzahl beschränkte.

- 5 -

Man hat gesagt, der Umgang mit der Natur liege dem nordischen Menschen mehr als der Umgang mit den Menschen. So viel jedenfalls trifft zu, daß die nordische Rasse nicht zu den unmittelbar geselligen Rassen gehört und daß ihr Verhältnis zur Gemeinschaft erst verstanden werden kann, wenn man mit zahlreichen Mißverständnissen und scheinbaren Widersprüchen sich auseinandersetzt. Das Verhältnis des nordischen Menschen zur Natur hingegen ist von Anfang bis Ende ein völlig klares und unmittelbares.

Nimmt man alle die Wesenszüge zusammen, die wir aus der Entstehung der Rasse ableiteten: die besondere Empfindungsfähigkeit des nordischen Menschen, seine Verbundenheit mit der Landschaft, seine Einbildungskraft und schließlich das besondere Verhältnis, das sich aus seiner bäuerlichen Einstellung zur Außenwelt ergibt, so ergänzt sich dies alles zu einem sehr eigentümlichen, ungewöhnlich starken Naturgefühl, wie es sich von ältester Zeit her im seelischen Leben aller nordisch bestimmten Völker widerspiegelt.

Es gibt Rassen und Völker, die erstaunlich beziehungslos zur Natur leben und wohnen. Andere Rassen haben, gleich der nordischen, ein starkes Naturgefühl, das aber bei jeder Rasse an verschiedene seelische Stimmungen und Einstellungen gebunden ist. So treffen wir bei den Völkern des fernen Ostens beispielsweise ein teilweise außerordentlich feines Empfinden für Form, Farbe und Stimmung bestimmter Natureindrücke. Wenn man nun vom nordischen Naturgefühl etwas Bezeichnendes sagen kann, so ist es am ehesten wohl dies, daß hier die Seele des Menschen vor allem sich in Mitschwingung fühlt mit den tieferen Elementen im Naturgeschehen. Sie hält eine — oftmals sehr einsame — Zwiesprache mit der Natur und wendet sich dabei nicht an das, was die äußere Anschauung bietet. Nicht der Sinn für das Gefällige ist hier vorherrschend, sondern das Gefühl, daß irgendwo in der letzten Tiefe die Wurzeln des eigenen Wesens und die Wurzeln des Naturgeschehens sich treffen müssen.

Das nordische Naturgefühl berührt daher in besonderer Weise die Stellung des einzelnen im lebenden und atmenden Raum. Es ist angefüllt mit Eigenwilligkeit und Sehnsucht. Es ist, wie das Naturgefühl keiner anderen Rasse, bewegt und weiträumig.

Günther zeigt in „Rasse und Stil“, wie sehr dem nordischen Menschen die Landschaft etwas von innen her Beseeltes ist und wie er sich darin von einer fremden Auffassung unterscheidet, die in Gartenanlage oder künstlerischer Darstellung die Natur weit mehr als Kulisse und Staffage benutzt. Die Maler und Dichter nordischer Art lassen Mensch und Landschaft zur Einheit werden. König Lear im Sturm auf der Heide ist ein gewaltiges Beispiel. Man kann aber noch weiter zurückgreifen. Nirgends kommt die Stimmung des Beseelten, des Bewegten und Weiträumigen im nordischen Naturgefühl so stark zum Ausdruck wie in den hymnischen altgermanischen Urfehdeformeln, wenn es da heißt, daß der Schwur gelten solle:

So weit Feuer flammt,
Flur grünt,
Kind Mutter ruft,
Mutter das Kind nährt,
Herdbrand man hegt,
Schiff schwimmt,
Schilde blinken,
Sonne scheint,
Schnee fällt,
Finne gleitet,
Föhre wächst,
Falke fliegt
Frühlinglangen Tag,
Steht ihm frischer Fahrwind
In den Flügeln beiden,
Soweit Himmel sich hebt,
Heimat bebaut wird
Und Wind die Wasser
Wälzt nach den Meeren.

In der altangelsächsischen Dichtung haben wir Zeugnisse einer eigenartigen, sehnsüchtigen und fast empfindsamen Stimmung, der übrigens vergleichbare Landschaftsstimmungen im Heliand gegenüberstehen. Dies gibt zweifellos einen Hinweis auf einen rassegebundenen Wesenszug und man kann, wenn man dem nordischen Menschen ein oft empfindsames Naturgefühl zuspricht, den Einwand jedenfalls zurückweisen, daß hier seelische Empfindungen in ihn hineingelegt würden, die angeblich erst dem modernen Menschen möglich seien.

Man hat darauf hingewiesen, daß in der schwedischen Dichtung die Landschaftslyrik sehr stark vorherrschte. Nicht zufällig stammen ferner die vielen bekannt gewordenen Naturschilderer und Tierschriftsteller fast ausschließlich aus dem germanischen Bereich. Schon Reineke Voß zeigt ein Naturempfinden von großer Herzlichkeit. Vielgenannt ist die Naturliebe des Deutschen ebenso wie des Skandinaviers. Nirgends werden Blumen so in Fülle angeboten und gekauft wie auf den Märkten der skandinavischen Länder.

Ein wesentliches Stück des Seelenlebens des nordischen Menschen kommt in den Beziehungen zum Ausdruck, die er, wo es immer möglich ist, zwischen seinem Wohn- und Lebensraum und der belebten Natur herstellt. Hier verrät sich am unmittelbarsten seine bäuerliche Art der Naturverbundenheit. Nichts ist bezeichnender für den germanischen Siedlungsraum, als die überall sich zeigende Vorliebe für Bäume und Wiesen, für Blumen und Gartenanlagen und für Vorstadthäuser in den Städten (vgl. Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes). Insbesondere ist es, wie mir scheint, der Garten, der seiner Wortbildung und seinem Wesen nach dem innersten Bereich germanischer Empfindungen zugehört, so sehr, daß er geradezu zur symbolhaften Darstellung bestimmter seelischer Werte des nordischen Menschen werden konnte. Er bedeutet

ihm den unantastbaren Bereich allereigenster Welt mit Blume und Baum als den Sinnbildern seelischen Lebens. Erinnert sei an die Auffassung des Paradiesgartleins in der mittelalterlichen Malerei oder an das Märchen vom Machandelboom.

Das Wort Garten lebt bereits im altgermanischen Mythus in den Begriffen von Asgard und Midgard, und der Sinn des alten Wortes wird nicht damit ausgeschöpft, daß man es dem äußeren Wortsinn entsprechend als Hof oder umfriedetes Gelände übersetzt. Das Lebendige im Begriff des Gartens, der eine Verschmelzung von Natur und menschlichem Lebensbereich bedeutet, ist damit nicht zum Ausdruck gebracht.

Inmitten des Weltengartens, so wie ihn das sinnbildhafte Denken des germanischen Menschen sah, wuchs der lebendige Baum, die Weltenesche. Und dieser Weltenbaum war seinerseits gleichzeitig ein Sinnbild des Weltalls, das als etwas Lebendes, immer neu Wachsendes und Welkendes aufgefaßt wurde, ein Sinnbild der seelischen Ordnung im Weltall. Er trägt daher in der nordischen Überlieferung auch den tiefsinnigen Namen: Baum des Maßes. Dieser Name verrät wiederum etwas sehr Wesentliches für die nordische Vorstellungsweise, die im Leben der Natur nicht vorwiegend das Regellose sieht, sondern das, was der bäuerliche Mensch dort sucht: Die innere Gebundenheit an Maß und Naturgesetz.

Mit dem Baum fühlt sich der nordische Mensch seit ältester Zeit in besonderer Weise verbunden. Aus Bäumen dachte man sich das erste Menschenpaar entstanden. Die Heiligung bestimmter Bäume im alten germanischen Glaubensleben ist sicher nicht Ausdruck eines primitiven Geisteszustandes, sondern für jeden Menschen germanischer Art auch heute etwas sofort Einfühlbares. Bismarck erzählt, daß sein Vertrauen in seinen Nachfolger Caprivi zuerst wankend geworden sei, als er sehen mußte, daß dieser die uralten Bäume vor der Reichskanzlei schlagen ließ. Denn hier, meint er, verrate sich ein Mangel an germanischem Naturgefühl.

Die Vorstellung, daß Pflanze und Tier unbeseelt seien, wird dem nordischen Menschen für alle Zeiten fremd und uneinfühlbar bleiben. In keinem Punkte so wie diesem war sein ursprüngliches Gefühl nachweisbar durch fremde Dogmen so wenig zu erschüttern.

Das gemütvolle Verhältnis des nordischen Menschen zu Pflanze und Tier ließe sich an sehr vielen volkskundlichen Einzelzügen zeigen. Der nordische Bauer fühlt sich in besonderer Weise fürsorgepflichtig für Pflanze und Tier, und dieses Gefühl hat sich in neuer Zeit immer wieder und in einer bei sonst kühlen Menschen oft überschwänglichen Weise in den germanischen Ländern in Tier- und Naturschutzbestrebungen Ausdruck verschafft.

Die Neigung zur Naturbeobachtung und Tierbeobachtung nimmt im nordischen Seelenleben einen ungewöhnlich weiten Raum ein. Mit guten Gründen glauben wir heute sogar sagen zu dürfen, daß der gewaltige Bau der neuen Naturwissenschaften seine Grundlage in der besonderen naturverbundenen Denkweise des nordischen Menschen hat, bei dem die Liebe zur Natur sich mit dem Suchen nach Gesetz und Ordnung in der Natur vereinigt. Vielleicht kann in der Tat nur bei nordischen Menschen sich in vollem Maße das verwirklicht finden, was die großen schöpferischen Naturforscher — von vielen Namen soll Charles Darwin genannt sein — beseelt hat: Sie suchten und fanden im Naturgeschehen zugleich ihr inneres seelisches Eigenreich und seine Gesetze und wurden, so paradox es klingt, so erst fähig zu jener reinen und selbstlosen Forschung, die weit außerhalb alles zweckhaften Strebens steht.

III
Aufbau der Persönlichkeit

- 1 -

Von Friedrich Nietzsche ist das Wort: „Unser Zweifel an der Mitteilbarkeit des Herzens geht in die Tiefe. Die Einsamkeit nicht als gewählt, sondern als gegeben.“ Das Einsamsein, wenn es echt ist, so fahren wir fort, hat nichts zu tun mit einer seelischen Haltung, die der Mensch einschalten oder ausschalten kann, in der Weise etwa, daß er damit Antwort gibt auf diesen oder jenen Eindruck, der von außen auf ihn einwirkt. Die echte Einsamkeit besteht nicht in einer seelischen Reaktion. Denn Reaktion heißt stets Antwort geben auf einen von außen kommenden Reiz. Als Reaktion wäre anzusehen das Streben eines Menschen, sich abzusondern, Brücken zur Gemeinschaft abzubrechen, Schranken zu errichten. Dahinter kann beispielsweise Geltungsbedürfnis stecken oder Verkrampfung oder Enttäuschung und das Streben, den Härten der Welt zu entfliehen oder von einem entrückten Winkel her Rache an der Welt zu nehmen. Es gibt aber etwas, was jenseits aller Reaktion liegt, ein ungewolltes Fürsichgestelltsein, einen Bereich seelischer Empfindungen und Kräfte, die nicht mitgeteilt und ausgetauscht werden können. Vielleicht hat das Wort Einsamkeit schon zuviel Pathos angenommen, um diesen seelischen Bereich schlicht und zutreffend genug zu bezeichnen.

Daß die Einsamkeit, so wie das Wort Nietzsches sie meint, auf eine bestimmte Rasse beschränkt sei, wird niemand behaupten. Sie ist ein viel zu allgemeiner Wesenszug der Seele. Daß sie aber im seelischen Bereich der nordischen Rasse eine besondere Bedeutung hat, ist eine der wenigen Feststellungen, die sich einheitlich aus den Äußerungen aller ergibt, die über die Seele der nordischen Rasse oberflächlich oder tiefgründig, dichterisch oder nüchtern etwas ausgesagt haben.

Wir gingen von der Entwicklungsgeschichte der nordischen Rasse aus, wie sie sich aus dem ursprünglichen Zusammenspiel von Landschaft und Mensch uns ergibt, und kamen dahin, jenen besonderen Zug abgeschlossener Eigenständigkeit im Leben des nordischen Menschen herauszustellen. Der einzelne hat seine eigene Welt in sich und findet dort seinen Schwerpunkt. Wir ahnen, daß wir hier schon sehr unmittelbar an das innere Wesen der Rasse rühren. Es wird nun die Aufgabe sein, die seelischen Zusammenhänge, die wir hier gefunden haben, klarer darzustellen. Es soll versucht werden, irgendwie in das seelische Gefüge, in den Aufbau der Persönlichkeit Einblick zu gewinnen.

Zu diesem Zwecke brauchen wir bestimmte Hilfsbegriffe und eine Abgrenzung von seelischen Bereichen und Schichten, die etwas Willkürliches an sich hat, weil das wirkliche Leben, am wenigsten das der Seele, solche Grenzen nicht kennt. Es ist auch nicht die Absicht, im folgenden eine neue psychologische Lehre aufzurollen neben den vielen, die bereits vorhanden sind. Vielmehr soll die folgende Untersuchung des seelischen Aufbaues bewußt einseitig mit solchen Begriffen arbeiten, die uns gerade in der Frage, die hier zur Rede steht, weiterhelfen können, in der Frage nach den Besonderheiten der nordischen Rassenseele. Den Besonderheiten einer anderen Rasse würde man vielleicht besser gerecht werden mit der Einführung anderer Hilfsbegriffe und mit der Aufstellung eines etwas anderen psychologischen Schemas. Das Schema soll also nur eine Hilfestellung bedeuten und keine Theorie über Aufbau und Wesen der Seele schlechthin. Und mit wenigen Hilfsbegriffen, wie wir sie hier einführen, läßt sich selbstverständlich nicht eine Lehre vom Aufbau der Persönlichkeit schlechthin begründen.

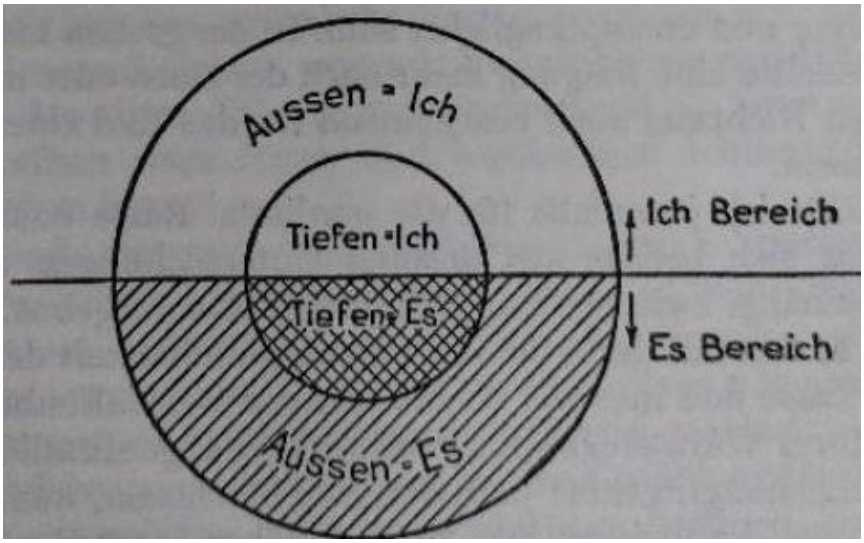
Zuerst soll ein Hilfsbegriff eingeführt werden, der im folgenden gelegentlich gebraucht werden soll. Dieser Begriff ist in der psychiatrischen Wissenschaft ein geläufiger und soll hier eine Gruppe von solchen seelischen Strebungen umschreiben, die sich nicht unmittelbar ableiten, verstehen und beeinflussen lassen. Die Wissenschaft spricht hier von Autismus, abgeleitet von dem griechischen Wort autos = selbst und zu übersetzen allenfalls mit dem Worte eigenweltlerisch. Wenn dieser Begriff hier, außerhalb des Bereiches psychiatrischer Fragestellungen, gelegentlich gebraucht werden soll, so meine ich das rechtfertigen zu können aus der besonderen Gefügigkeit, mit der dieser Begriff gerade für die Darstellung nordischen Seelenlebens sich anbietet, vor allem aber daraus, daß der Forscher, der den Begriff in die Wissenschaft eingeführt hat, der Psychiater Bleuler, selbst eine ihm bewußt über das Krankhafte hinausreichende, ja geradezu bejahende Bedeutung gegeben hat, indem er Autismus auch als Selbständigkeit gegenüber der Außenwelt bezeichnet hat.

Es sei aber nicht verfehlt, hier sogleich eine Einschränkung zu machen. Das Wort Autismus tritt in der psychiatrischen Wissenschaft im wesentlichen als eingeengt auf ein krankhaft verändertes, nämlich schizophrenes Seelenleben auf. Es würde ein Unmaß von Mißverständnissen hervorrufen, wollte man nun, ohne Kenntnis der wissenschaftlichen Grundlagen, sich verleiten lassen, zwischen dem auf das nordische Seelenleben angewandten, weitgefaßten Begriff des Autismus und dem schizophrenen Autismus unmittelbare Beziehungen anzunehmen. Mißverständnissen solcher Art würde man, so ist zu befürchten, ausgeliefert sein, sobald man das Wort Autismus, so wie es in unserem Zusammenhang gemeint ist, in den Mittelpunkt stellen und gewissermaßen zum neuen Schlag- und Modewort für nordisches Seelenleben ausweiten will. Es sei ausdrücklich gesagt, daß dies nicht beabsichtigt ist und daß das Wort Autismus in unserer Untersuchung nur als eine behelfsmäßige, durch ein gleich einfaches Wort vorläufig nicht zu ersetzende Bezeichnung gebraucht wird, die nicht Zusammenhänge vorweg folgern soll, die nur sehr weitläufiger Art und noch durchaus umstritten sind.

Um nun den Aufbau des seelischen Lebens darzustellen, kommen wir zunächst auf eine höchst schematische Zweiteilung zurück, die in der Tiefenpsychologie allgemein geworden ist, weil sie auch bei einfacher Überlegung begreiflich ist. Es ist die Teilung des seelischen Lebens in die Schicht des Ich und in die Schicht des Es.

Das „Es“ in der menschlichen Seele ist der dunkle Mutterboden, der den mehr geformten und bewußtseinserhellten seelischen Gebilden erst Grund und Nahrung gibt. Es sind jene Triebe und Regungen, die in uns kommen und gehen weitab von unserer bewußten Führung. Es sind alle jene seelischen Vorgänge, die der Mensch in ihren Grundzügen mit den einfacheren Stufen des Lebens, mit dem Tier und teilweise mit der Pflanze gemeinsam hat. Hier ist vor allem an die Vorgänge zu denken, die sich in Haut, Blutgefäßen, im Darm, in der Herztätigkeit abspielen, und die von dorther Stimmung und Vorstellungsleben beeinflussen und umgekehrt den Tiefenschichten des Vorstellungslebens und der Stimmung Ausdruck verleihen. Das Es stellt sich also körperlich als ein Wechselspiel von Vorgängen in gewissen nicht der Großhirnrinde zugehörigen Hirnteilen dar, in der inneren Drüsentätigkeit, im vegetativen (sympathischen) Nervensystem, in der Haut, in der Blutverteilung.

Diese Betrachtung erlaubt nun den weiteren Versuch, das Es wieder aufzuteilen in jene Teile, die den ständigen Austausch mit der Außenwelt durchführen, in den Bereich des Außen-Es und in den Teil, der gewissermaßen die Zentralstelle für alle diese Vorgänge bedeutet und der Allgemeingefühle und -einstellungen und damit Ganzheitserlebnisse gewährleistet statt eines Gewoges von lauter Einzelempfindungen. Diesen Teil könnte man daher als das Tiefen-Es bezeichnen. Wir werden dies im folgenden deutlicher machen.



Schema des Persönlichkeitsaufbaues.

Die Vorgänge im Außen-Es sind es, die der medizinischen und Erbforschung am besten zugänglich sind. Im allgemeinen ist für Wesenszüge, die den Zusammenhang mit diesen Vorgängen nachweisbar zeigen, auch die Erbbedingtheit besonders klar nachweisbar. Stumpfl konnte in umfangreichen Untersuchungen über Erbanlage und Verbrechen zeigen, daß vor allem gewisse einfache Abartigkeiten in der gemütlichen Ansprechbarkeit unmittelbar erblich sind, so etwa eine bestimmte Art von erleichterter, aber oberflächlicher Ansprechbarkeit, die man als Hyperthymie bezeichnet hat, und auf der anderen Seite eine bestimmte Art von dickfelliger Gemütsstumpfheit. Eine Eigentümlichkeit der Menschen vom letztgenannten Typus ist, wie Stumpfl nachweist, eine derbe, lederartige, grobporige, gering durchblutete Haut nebst gedrungenem Körperbau.

Gewisse, in den Einzelfamilien sehr stark erbliche Streuungen in der Beschaffenheit des Außen-Es sind, wie es scheint, in ähnlicher Weise nicht nur innerhalb der verschiedenen menschlichen Rassen, sondern auch schon innerhalb der Tierarten zu beobachten. Auch hier gibt es in jeder Art lebhaftere Tiere, die eine stärkere Empfangsfähigkeit haben für die Reize der Außenwelt, mit ihr also in breiterer Fläche in Berührung stehen, ein besser entwickeltes Außen-Es haben, und andere, die träger und unempfänglicher sind. In der großen Linie aber ist zweifellos eine Neigung mehr nach der einen oder nach der anderen Richtung auch bezeichnend für das Bild einer Rasse im ganzen.

Dies läßt sich jedenfalls für die nordische Rasse nachweisen und hat sich bereits aus unseren Untersuchungen der Zusammenhänge zwischen Landschaft und Rasse ergeben. All das nämlich, was mit der erhöhten Reizempfindlichkeit der nordischen Rasse und insoweit wieder mit der Beschaffenheit ihrer Haut, ihrer Wärmeregulation und anderer Eigentümlichkeiten zusammenhängt, gehört ja in den Bereich dessen, was wir mit dem Außen-Es meinen. Wir können daher feststellen, daß in Hinsicht auf das Außen-Es diese Rasse überaus reich begabt und entwickelt ist. Da sich das, was wir Außen-Es nennen, in gewissen Grenzen mit dem deckt, was man gemeinhin unter Temperament versteht, ist zu folgern, daß der nordischen Rasse, entgegen einer sonst wohl verbreiteten Auffassung, von Natur ein lebhaftes, zutreffender noch gesagt ein leicht ansprechbares und frisches Temperament eigen ist.

Dafür sprechen auch andere Beobachtungen. So ist offenbar der nordischen Rasse eine weit größere Neigung zu erhöhter als zu herabgesetzter Schilddrüsentätigkeit eigen. Hier wie in vielen anderen unmittelbar körperlich bedingten Wesenszügen verhält sie sich gegensätzlich zur ostischen Rassengruppe. Sie schließt sich in der Ansprechbarkeit des Temperamentes weit eher an die westische (mediterrane) Rassengruppe an. Daß sich dies bei ihr anders äußert, ist eine andere Sache und ist in anderen seelischen Schichten begründet, die mitwirkend sind. Die nordische Rasse — dies macht den Unterschied — gehört nicht zu den reizunmittelbaren Rassen. Ihre Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit äußert sich nicht unmittelbar. Der Mensch dieser Rasse arbeitet — das sei hier vorweggenommen — mit gebremsten Ausdrucksmitteln.

Unter dem Tiefen-Es stellen wir uns jene seelischen Schichten vor, in denen Stimmung, Triebleben und urtümliches Vorstellungsleben zu einer sehr mächtigen Einheit verschmolzen sind. Nicht aus kondensierfähigen Gedanken und nachhaltigen Vorsätzen, sondern aus wechselnden Bildern und Symbolen baut sich hier das urtümliche Vorstellungsleben auf. Eine gewisse Grenzenlosigkeit, wogende Formlosigkeit und Uferlosigkeit ist ihm eigen. Solange es vorherrschend ist, kann es nicht zum Aufbau eines festen und beständigen Ichbereiches im Seelenleben kommen.

Darin liegt aber seine Stärke, daß es da, wo Ichgrenzen und bewußte Einstellungen vorhanden sind — beim Menschen nämlich im Unterschied zum Tiere —, diese Grenzen zu sprengen vermag, und daß es so zur Grundlage von seelischen Erschütterungen und Lösungen und von starken Gemeinschaftserlebnissen werden kann. In den Gefühlszuständen, die aus den urtümlichen seelischen Schichten kommen, liegt eine ungeheure Macht, die sich unmittelbar auf andere ohne das Zwischenglied bewußter Verständigung übertragen und eine Vielheit von Menschen zu einer Einheit werden lassen kann. Denn die starken Tiefengefühle, die wertvollen wie die minderwertigen, die aufbauenden wie die zerstörenden, sind allen Menschen gemeinsam. Alle kennen den Zustand der Tiefen-Furcht, die ohne Sinn und Inhalt zu haben und

gerade deshalb die Seele in ihren Bann schlägt, oder den Zustand des Glaubens, der der Stimme des Verstandes völlig entzogen ist und Berge versetzt.

Das Tiefen-Es ist die Quelle aller dionysischen Zustände, die Quelle von Rausch und Ekstase. Aber auch diese Feststellung soll uns sagen, daß es einseitig ist, in der Tiefenschicht vornehmlich nur den Ursprung gemeinschaftsfeindlichen Trieb-lebens zu sehen. Im Großen gesehen ist es gerade nicht die aktive Haltung, sondern die Hingabefähigkeit, die an die seelischen Tiefenschichten gebunden ist. Sie gibt diesen Schichten im Haushalt der Seele den besonderen Wert.

Die Denker des Orients, vor allem der indischen Geisteswelt, haben eine besondere Stufe der Weisheit erreicht in der Aufschließung und Lenkung der seelischen Tiefenschichten. Für die Menschenrassen des Ostens ist eine besondere, europafremde Art von passiver Einstellung bezeichnend, die es mit sich bringt, daß hier gewisse Schichten des Tiefen-Es im seelischen Leben einen sehr viel größeren Raum einnehmen. Für die nordische Rasse ist ohne weiteres festzustellen, daß den Schichten des Tiefen-Es hier eine gleichgroße Bedeutung nicht zukommt.

Darüber hinaus etwas für die Rasse Bezeichnendes auszusagen, ist nicht mit gleicher Sicherheit möglich. Es ist unverkennbar, daß in der Entwicklung der europäischen Völker die tieferen seelischen Schichten eine Unterdrückung erfahren haben, die zuweilen einen nicht unbedenklichen Grad erreicht hat. Hiergegen hat von der philosophischen Seite her Ludwig Klages Protest erhoben. Man kann Klages als den Philosophen und großen Bejaher des Tiefen-Es ansprechen. Er setzt die urtümlichen Schichten des Tiefen-Es schlechthin mit dem Leben und der Seele gleich und sieht im Geist und im Willen die lebensfeindlichen Gegenspieler.

Seine Lehre ist eine große Anklage und ein Angriff auf den bedenklichsten Punkt abendländischer Gesittung und angemaßten Fortschrittes. Nur in einem Punkte ist die Anklage nicht genügend gestützt. Sie setzt sich nicht mit der Seele der nordischen Rasse auseinander, die doch zuallererst für die abendländische Gesittung verantwortlich gemacht werden muß, trotz aller Einschränkungen und trotzdem man mit Recht zeigen konnte, daß das Überwuchern des Geistes über die Seele erst durch eine Reihe sehr verschiedener Umstände möglich wurde, vor allem auch erst durch geistige Strömungen, die nicht vom germanischen Raum ausgingen.

Es bleibt immerhin dies, daß man dem nordischen Menschen jedenfalls die Neigung zusprechen muß, die Regungen und Ansprüche der seelischen Tiefenschicht zu kürzen, zugunsten eines ordnenden Planes, klarer Gestaltung, vorgezeichneter fester Linien und festgelegter Grundsätze, die sich bis zum Spleen auswachsen können.

Bei seelisch nicht so reich ausgestatteten Menschen — jede Rasse hat ihre Kümmerformen — kann dies zu seltsamen Formen seelischer Dürre und Austrocknung führen. Nicht zufällig hat das Christentum den lebensfremden puritanischen Zug am meisten in bestimmten germanischen Ländern zur Entwicklung gebracht. Eine solche künstlich gesteigerte Dürre, die die unnatürlichsten Formen beim weiblichen Geschlecht annimmt, weil dieses auf die Tiefenschichten ganz besonders angewiesen ist, hatte sich freilich sehr weit entfernt vom ursprünglichen seelischen Leben germanischer Völker.

In ihr kann daher ein ursprünglicher Wesenszug der nordischen Rasse nicht gefunden werden, wohl aber ist der Rasse ganz allgemein eine erschwerte Zugänglichkeit der seelischen Tiefenschichten eigen. Sie sind tiefer gelagert und werden fester verschlossen als anderswo, und es fällt dem nordischen Menschen von den Menschen aller uns bekannten Rassen am wenigsten leicht, sich ihnen bedingungslos anzuvertrauen. Es ist dies begründet in seinem gesteigerten Widerwillen gegen jene Kräfte, die ja ganz wesentlich zu den unpersönlichen Tiefenschichten gehören und von dorther die Seele zu überschwemmen drohen, die Kräfte des Chaos, der Unordnung und Gestaltlosigkeit. Es ist nicht zu leugnen, daß der nordische Mensch eine Neigung hat, die unpersönlichen Tiefenschichten vorzugsweise von ihrer minderwertigen Seite her zu sehen und ihnen mit einem ausgesprochenen Mißtrauen zu begegnen.

Ist es jener Teil der menschlichen Seele, der als das Es bezeichnet werden kann, der den Menschen in unmittelbare Gemeinschaft setzt mit allem übrigen Leben in der beseelten Natur, so ist es der andere Teil, den wir als das Ich bezeichnen, der ihm eine Sonderstellung gibt. Die Entwicklung des Ich auf dem Untergrunde des Es bringt in zweierlei Richtung Neues für ihn: Auf der einen Seite bringt sie ihm das unaussprechbare Erlebnis, ein Einzelner und damit ein Einsamer zu sein, auf der anderen Seite bringt sie ihm eine Möglichkeit der Verständlichmachung und des Austausches mit seinesgleichen mit Hilfe eines Mittels von ungeheurer und geradezu trügerischer Vielseitigkeit: der menschlichen Sprache. So ist aus dem Menschen das Lebewesen geworden, das zwei neue Dinge kann. Es kann sprechen und kann schweigen.

Damit aber haben wir auch schon einen Ansatzpunkt dazu, auch in der Schicht des Ich wieder zwei seelische Bereiche zu scheiden: das Außen-Ich und das Tiefen-Ich. Freilich ist hier wiederum nicht an eine Grenze zu denken, die beide Bereiche scheidet. Lediglich bei Vergleich der verschiedenen seelischen Kräfte läßt sich sagen, daß diese mehr nach außen, jene mehr nach der Tiefe zu gelagert ist.

Das Außen-Ich des Menschen entwickelt sich in sehr enger Abhängigkeit von der Steigerung der geistigen Funktionen überhaupt, von der Fülle der zur Verfügung stehenden Assoziationen, von dem, was man auch kurz als den formalen Intellekt bezeichnen kann und was nach der Psychologie von Klages zu dem „Material“ zu rechnen wäre. Die von außen kommenden Eindrücke werden in dieser seelischen Schicht in vielfältigster Weise gespiegelt, miteinander in Beziehung gesetzt, das Vergleichbare wird herausgeholt, Begriffe werden gebildet.

Indem aber aus den Eindrücken und Erlebnissen Begriffe gemacht werden, geht ihnen notwendig die lebendige Frische verloren, die sie in der Schicht des Es noch haben. Der Begriff gibt ja nicht das wieder, was an ihnen einmalig und besonders ist, sondern das, was an ihnen vergleichbar und übertragbar ist.

Sie müssen in eines der Fächer passen, das die menschliche Sprache bereithält. Die Schicht des Außen-Ich ist die Schicht des sprachlichen Denkens und der sprachlichen Verständigung. Alles sprachliche Denken hat neben der begriffsbildenden Eigenschaft die andere Eigenschaft, daß es nach außen gerichtet ist, auf Mitteilung und Austausch ausgeht. Die Schicht des Außen-Ich nennen wir daher auch die Schicht des Übertragbaren.

Die Sprache hat die Fähigkeit, jedem etwas mitzuteilen, dem das sprachliche Denken eigen ist, über Unterschiede des Wesens und der Rasse hinaus. Sie kann niemals die seelische Gemeinschaft unmittelbar fördern, wohl aber die geistige. Was übertragbar ist, das kann ich auch lernen. Daher ist die Schicht des Außen-Ich zugleich auch die Schicht der erlernbaren Dinge, alles dessen, was der Mensch künstlich annehmen und scheinbar sich aneignen kann.

Die begriffliche Intelligenz ist zunächst als bloßer Hilfsapparat denkbar, als Diener der Seele, der nur das auszuführen erleichtert, was die tieferen Triebe wollen. Rein äußerlich gesehen behält er auch diese Dienerrolle hier mehr, dort weniger. Dieses Mehr oder Weniger hängt von dem Stärkeverhältnis der verschiedenen seelischen Schichten ab, vor allem davon, ob das Außen-Ich eine untergeordnete Rolle behält oder ob es sich ausgestaltet und verbreitert.

Das Außen-Ich nämlich bleibt nicht eine unbelebte Prothese der Seele, sondern füllt sich selbst an mit sehr mannigfach zusammengesetzten Erlebensmöglichkeiten und Strebungen, die einen erheblichen Teil der Affektladung der Seele an sich reißen. Wir rechnen zum Außen-Ich alle jene seelischen Regungen, die dem Tiere fremd sind, weil sie der Ich-Zone angehören und die in unmittelbarer Wechselwirkung mit der Umgebung sich bilden und stets auch auf die Umgebung bezogen bleiben, alle Reaktionen in der Ich-Zone also, im Unterschiede zu den mehr körperlichen Reaktionen in der Zone des Außen-Ich.

Dahin nun gehören besonders alle Regungen der Rivalität, die eine Antwort bedeuten auf die Reize, die sich aus dem Zusammenleben der Menschen ergeben, der Ehrgeiz, das Beeinflussungsbedürfnis, der Geltungsdrang, die Mißgunst, das Mißtrauen, die Unzufriedenheit, alle Regungen also des Machtbedürfnisses und der Sicherung. Es sind dies die Regungen, die sich ergeben in jener Zone, in der der

Träger eines Ichbewußtseins sich auseinandersetzt und vergleicht mit den anderen ichbewußten Individuen. In derselben seelischen Zone nehmen aber schlechthin alle übertragbaren Gefühle, alle Nachahmungen und seelischen Inszenierungen ihren Ursprung ebenso wie alle übertragbaren geistigen Werte.

Das Außen-Ich bedeutet dem Menschen ein Element der Unruhe, des beständigen Szenenwechsels und der beständigen Neuanpassung. Es kann sich kein festes Ich, kein Persönlichkeitskern in diesem seelischen Bereiche bilden, sondern nur ein Ichbewußtsein mit ständig wechselndem Inhalt und ständig wechselnder Aufmachung.

So hat das Außen-Ich notwendig immer etwas Unbeständiges, Labiles, weil es sich nicht aus innerem Wachstum heraus formt, sondern jeweils nur geweckt wird als Antwort, als Reaktion auf den von außen wirkenden Reiz, um ebenso schnell wieder zu verblassen, wenn der auslösende Reiz wegfällt. Der Mensch erlebt sich hier als ein Ich, und zwar oft in einer gesteigerten Weise, nur im unmittelbaren Zusammenstoß mit den anderen Ichs. Eine Form von krankhafter Überreizung des Außen-Ich tritt besonders beim hysterischen Charakter in Erscheinung. Von ihm sagt Nietzsche überaus anschaulich: „Er ist keine Person mehr, höchstens nur ein Rendezvous von Personen, von denen bald diese, bald jene mit unverschämter Sicherheit herausschießt.“

Ist nun im Bereiche des menschlichen Ich auch ein Teilgebiet zu finden, das dem ständigen Austausch entzogen ist? Wir bejahen dies, indem wir von dem Tiefen-Ich sprechen. Lebt das Außen-Ich von den Beziehungen zur Außenwelt, so liegt eine wieder besondere Stufe seelischer Entwicklung in der Fähigkeit, auch den aus den Tiefenschichten der Seele herauswachsenden seelischen Regungen, die ja ursprünglich einem Strome von vorbeiziehenden Bildern vergleichbar sind, die Vorstellung von einem geschlossenen und fortwirkenden Ich entgegenzusetzen, das bei ständiger Entwicklung während des menschlichen Lebens doch beständig dasselbe bleibt.

Hier ist nun der Punkt, wo uns am besten ein tieferer Einblick in die seelischen Unterschiede verschiedener Rassen möglich wird. Bei den einfacher gebliebenen Rassen kommt der Ichbildung an und für sich eine geringere Bedeutung zu und das Außen-Ich hat hier die Stellung eines mehr oder weniger befähigten Dieners. Daß sich bei solchen Rassen noch Reste von Vorstellungen finden, die dem Menschen nicht eine Seele zuschreiben, sondern eine Mehrzahl von Seelen entsprechend verschiedenen Körperorganen und verschiedenen Tiefenerlebnissen, ist hiernach sehr wohl verständlich. Andere Rassen — es sind besonders solche mit starker Zwischenhändler- und Dialektikerbegabung — haben ein sehr vorherrschendes Außen-Ich. Auch Rassenmischung, so scheint es, führt in sehr vielen Fällen vorzugsweise zu einem Übergewicht der reaktiven Schichten.

Die Eigentümlichkeit der nordischen Rasse sehen wir darin, daß der seelische Schwerpunkt hier im Tiefen-Ich liegt. Die Ichbildung erfolgt bei dieser Rasse in ausgeprägter Weise nicht von dem Außenbereich, sondern von dem Tiefenbereich her. Diese seelische Besonderheit mit einem Worte zu bezeichnen, ist nun nicht besser möglich als mit der hier eingeführten Bezeichnung Autismus. Im Tiefen-Ich liegen die besonderen seelischen Kräfte des nordischen Menschen. Hier hat er so etwas wie einen unantastbaren Wesenskern, wie er in dieser Ausprägung keiner anderen Rasse eigen ist. Er hat ein Selbst, das er der Außenwelt entgegensetzt, und holt aus dessen Tiefe die ausgreifende und urteilende Art des Denkens, die ihn in der Geschichte so oft befähigt hat, Pionier auf neuem Lande zu sein und die die wichtigste Vorbedingung für alle schöpferische Begabung ausmacht.

Die Intelligenz behält, solange sie nur an das Außen-Ich gebunden ist, etwas Nachahmendes, bleibt im wesentlichen Lernbegabung. Eigene Wege zu gehen vermag erst der Mensch, der einen Standort abseits von der Kette der Reaktionen hat, von den Wechselwirkungen von Reiz und Reizantwort. Hier schließt sich der Ring unserer Darstellung. Denn hier läßt sich wieder sehr deutlich der Zusammenhang mit dem ursprünglichen nordischen Bauerntum erkennen. Der auf sich selbst gestellte Bauer der Vorzeit war es, der nicht so sehr auf die Entwicklung der Kräfte des Außen-Ich angewiesen war und dessen selbständige Haltung ganz und gar in den Kräften des Tiefen-Ich wurzelte.

Alle tieferen Wesenszüge des nordischen Menschen werden verständlich aus der Vorherrschaft des Tiefen-Ich vor dem Außen-Ich. Das Gefühl von der Nichtmitteilbarkeit der wesentlichen seelischen Dinge bestimmt bei ihm wie bei keiner anderen Rasse die seelische Haltung. Hinter seinen seelischen Äußerungen klingt fast immer ein leiser Ton von Unausgesprochenheit mit. Günther hat auf diese Unausgesprochenheit hingewiesen, die besonders dem ursprünglichen englischen und dem skandinavischen Leben eine sehr eigentümliche Färbung gibt. Eine leise Fremdheit zwischen Mensch und Mensch ist beim nordischen Menschen häufig hinter allen zwischenmenschlichen Beziehungen hindurchzuführen. Ihr Wesen besteht darin, daß sie ungewollt ist und, wo sie echt ist, nichts mit seelischer Reaktion und angenommener Haltung zu tun hat.

Viele Rassenmerkmale seelischer Art, die für die nordische Rasse im ganzen gelten, ergeben sich aus Schilderungen des so unzweifelhaft nordisch bestimmten schwedischen Volkscharakters. Helmut Dix (Das schwedische Volk) hebt hervor, daß dem Schweden bei kompliziertem Gefühlsleben die intellektuelle Verstiegenheit fremd sei. Unverkennbar ist mit der intellektuellen Verstiegenheit etwas gemeint, was mit der Vorherrschaft einer dialektischen Veranlagung und einer übersteigerten Neigung zum begrifflichen Denken zu tun hat und was wir dem Bereich des Außen-Ich zurechnen. Dieser Bereich der Seele aber ist beim nordischen Menschen gering entwickelt, so daß er keineswegs als kompliziert angesprochen werden kann, soweit es diese Außenseiten seines Wesens betrifft. Was bei ihm aber kompliziert und reich entwickelt ist, das ist die Welt der tieferen und nicht austauschbaren Ichempfindungen.

Einhellig gehen alle Urteile dahin, daß ferner der Schwede frei von Ressentiments sei und daß hierin ein besonderes Adelzeichen seines Wesens zu finden sei. Unter Ressentiments nun sind zu verstehen alle reaktiven Unterlegenheits- und Überlegenheitsgefühle, die in den Gefühlsbereich des Außen-Ich gehören. Was damit gemeint ist, wird am deutlichsten aus der Schilderung Sundbärgs, der durchaus nicht auf einseitiges Lob des Schweden ausgeht, der ihm aber das besondere Lob zollt, daß er der beste Vorgesetzte sei, den es gebe, weil er nämlich eine ungewöhnliche Fähigkeit habe, „ohne Hintansetzung der persönlichen Würde sich unterzuordnen, und eine ebenso ungewöhnliche Fähigkeit, ohne Übermut und Dünkel zu befehlen.“

Diese Fähigkeit, so fügen wir hinzu, kann nur dem Menschen eigen sein, dem die äußere Rolle nicht zum Anlaß einer entsprechenden reaktiven Einstellung wird, sondern der sein inneres Leben über den Wechsel aller Rollen hinaus nach tieferer Eigengesetzlichkeit lebt.

Man stelle dagegen, was Rathenau seinem eigenen jüdischen Volke vorwarf: „Zwischen wedelnder Unterwürfigkeit und schnöder Arroganz findet ihr schwer den Mittelweg.“

Aufschlußreich ist schließlich auch die Darstellung des schwedischen Rassenforschers Lundman, der in Mittelschweden einen der nordischen Rasse fremden dunklen Rassebestandteil findet, den er von Zigeunern ableitet. Dieser fremde Typ, sagt er, findet sich gehäuft unter schwedischen Baptisten, die fanatisch und unduldsam auftreten. Ganz allgemein sei diesem Typ, im Gegensatz zum nordischen Menschen, ein extravertiertes, labiles Seelenleben eigen.

Das Übergewicht des Tiefen-Ich vor den reaktiven Schichten gibt dem nordischen Menschen eine bestimmte Haltung, die in verschiedenen Zeugnissen, besonders in der alten Zeit der nordischen Völker, einen mehr oder weniger stark bewußten Ausdruck gefunden hat.

So sehr in vielen Beziehungen die Entwicklung des Außen-Ich mit der geistigen Entwicklung der menschlichen Rassen Hand in Hand ging, so gibt sie doch dem Menschen keinen Standort von dem aus er Abstand von den Dingen haben kann. Viel geschäftigkeit und Vielerfahrenheit vermögen weder etwas zu menschlicher Größe noch zu menschlicher Weisheit beizutragen. Wer den reaktiven Schichten ausgeliefert ist, dem gehen seelische Ausgewogenheit und Wertsicherheit verloren. Der Weise des Orients findet in den unpersönlich-überpersönlichen Tiefenschichten das Gegengewicht und löst sich aus der reaktiven Verstrickung durch Versenkung in ichferne Seelenzustände. Der nordische Mensch findet das Gegengewicht in der unangreifbaren und souveränen Tiefenzone des Ich selbst.

In der altnordischen Überlieferung wird mit einer sehr bestimmten Wertordnung alles, was Reaktion und Ressentiment ist, einer fremden Rasse, der Knechtsrasse, zugeschrieben. Sich von wechselnden Erregungen und Einstellungen hin und her werfen zu lassen, sich hetzen zu lassen, nicht warten zu können, kurzer Blick, unbeherrschtes Wesen, in dem sich Ängstlichkeit oder Rachsucht verrät, all das sind die Kennzeichen des „kleinen Mannes“, wie es in den Sagas heißt. Wenn dagegen Aristoteles den Menschen „mit der großen Seele“ (megalopsychos) beschreibt: Er lebe so, daß er kaum eines anderen bedürfe, erweise gerne, aber empfange ungerne Wohltaten, so stimmt hier wie im wesentlichen auch sonst die ursprüngliche griechische Auffassung mit der altgermanischen völlig überein. Einer der Helden in den Islandsagas sagt, als er auf sein äußerlich so ruheloses Leben zurückblickt: Das freue ihn, daß er nie sich habe so hetzen lassen, daß er nicht seinen geraden Weg ging. In den Lehrsprüchen der Edda lautet ein Spruch, der dem heutigen Menschen nicht leicht verständlich ist:

Glücklich nur ist,
Wer Achtung und Ansehen
Sich zu erwerben weiß.
Unsicher ist,
Was in des anderen Brust
Man besitzen soll.

Hier trennt der nordische Mensch der alten Zeit zwei Dinge, die in dieser Weise auseinanderzuhalten den heutigen Menschen nicht mehr selbstverständlich ist. Ich kann mir, dies liegt in dem Spruch enthalten, ein Ansehen, einen Ruf (das heutige Wort reicht an den ursprünglichen Sinn des altgermanischen entsprechenden Wortes bei weitem nicht heran) schaffen, der unangreifbar ist für die wechselnden Wertungen anderer, weil er im tieferen Wesen wurzelt und ungewollt sein eigenes Leben führt. Er ist nicht abhängig von Gunst und Willkür der anderen und klingt überall da weiter, wo gleiches Wesen lebendig ist.

IV
Die Schamhaftigkeit der Seele

- 1 -

In seinem Buch „Die Seele des Fernen Ostens“ geht Lowell von einem Ereignis aus, das sich im Verlaufe jeder nachdenklichen Kindheit vollziehe. Es sei die plötzliche Offenbarung des eigenen Selbst. Es sei etwas, was die Welt nicht anerkenne und registriere und stehe in keinem Zusammenhang mit dem tätigen Leben. Unvermittelt und unvorbereitet sehe der Knabe mit ehrfürchtiger Scheu sich — seinem Ich gegenüber. Dieser Vorgang, so bemerkt Lowell nun, hat bei verschiedenen Rassen eine sehr ungleiche Bedeutung, erreicht jedenfalls einen sehr verschiedenen Grad der Ausprägung. Er stellt fest, daß hier, im Bereiche der Persönlichkeitsentwicklung, der Mensch des Fernen Ostens uns seelisch am fremdesten sei.

In der Tat wendet Lowell hier einem seelischen Vorgang die Aufmerksamkeit zu, der, wie kaum ein anderer, einer bestimmten Rasse, der nordischen, zugehört. Die Empfindung, ein Einzelner zu sein, ein unveräußerliches Selbst zu haben, begleitet den nordischen Menschen unabweisbar und unwandelbar im Hintergrunde seiner seelischen Regungen.

Wenn es zutrifft, daß das Tiefen-Ich in der Kindheit sich formt und auf der Stufe seines Werdens am stärksten die Seele beeindruckt, so muß erwartet werden, daß dies vor allem für die Jugend der nordischen Rasse Gültigkeit hat. Die Annahme bestätigt sich, wenn wir die Kindheitsentwicklung der nordischen Rasse mit der anderer Rassen vergleichen. Die Kinder anderer Rassen finden sich früher und schneller in alle Vorkommnisse des Lebens hinein, wachsen in das Leben der Erwachsenen unbekümmerter und unempfindlicher hinein und verraten schon in Blick und Ausdruck, daß sie dreister und anpassungsfähiger sind. Der nordische Mensch im gleichen Alter ist stärker mit sich beschäftigt, ist — seinem ursprünglichen frischen Temperament entsprechend — unbefangen als Kind unter Kindern, ist aber dem Erwachsenen gegenüber sehr oft von einer unverkennbaren Zurückhaltung und zögernden Scheu und schwankt sichtlich, obwohl er das gerade verbergen möchte, zwischen Selbstsicherheit und unsicherer Empfindsamkeit.

Er steht seinem jungen Selbstgefühl, das nur er in dieser Stärke erfährt, noch mit einer übergroßen und verwunderten Scheu gegenüber. Er erlebt sein Einzelnsein, sein Hineinwachsen in einen Bereich des Nichtmitteilbaren als etwas, was er gar nicht will, und weiß nicht, ob er stolz oder beschämt sein soll. Er sehnt sich nach Bewährungsproben, um im Zwiestreit dieser Gefühle einen Entscheid herbeizuführen. In diesen Jahren entwickelt sich am stärksten ein Wesenszug, in dem die nordische Wesensart wider ihren Willen sich stets am sichersten verrät: Die Schamhaftigkeit der Seele, die in dieser Weise vielleicht nur der nordische Mensch kennt.

Die Schamhaftigkeit der Seele ist nicht an ein verstiegenes und überkompliziertes Seelenleben gebunden. Sie ist am unverfälschtesten abzulesen gerade aus den schlichtesten Gesichtern nordischer Rasseprägung bei Jungen wie Mädchen und gibt ihnen einen leisen Zug von Herausgehobenheit. Sie gibt nordischen Menschen oft noch lange im Erwachsenenalter, wenn die Menschen anderer Rassen längst vom Leben abgeschliffen und — verglichen mit der Kindheit — ausdrucksgröber geworden sind, einen Anschein von Unberührtheit. Günther gibt neben so vielen anderen feinen Einzelbeobachtungen auch die wieder, daß sich bei nordischen Menschen nicht selten ein leises Zögern und etwas von mädchenhafter Scheu auch im späteren Alter noch und durchaus vereinigt mit der Fähigkeit entschlossenen und achtunggebietenden Auftretens finde.

In einem Gedicht „An die Jünglinge“ hat Friedrich Hebbel es verstanden, in die innerste seelische Tiefe des reifenden Menschen der nordischen Rasse zu greifen. Das Gedicht ist rassenselisch so aufschlußreich, daß es schon von Günther in seinen Untersuchungen über Rasse und Stil angeführt wird. Nur einem Dichter, der selbst nordisches Wesen in großer Reinheit zeigte, war ein so sicheres Mitverstehen möglich. Leben heißt tief einsam sein, sagt Hebbel. Nur die eigene innere Glut kann die spröde Knospe sprengen. Sehr klar findet sich hier der Gedanke ausgedrückt, daß der nordische Mensch sein tieferes und wesentliches seelisches Leben nur aus sich selbst heraus entwickeln kann. Hier steht er auf sich allein und

kein seelischer Austausch kann ihm helfen. Das Werden des inneren Selbst wird am reinsten in den folgenden Zeilen ausgedrückt:

Geht an einen schaur'gen Ort,
Denkt an aller Ehren Strauß,
Sprecht dann laut das Schöpfungswort,
Sprecht das Wort: Es werde! aus.
Ja, es werde! spricht auch Gott,
Und sein Segen senkt sich still,
Denn den macht er nicht zum Spott,
Der sich selbst vollenden will.

Es liegt in diesem Zusammenhang nahe, die Reifung des Geschlechtsempfindens und seine Stellung im nordischen Seelenleben in die Untersuchung einzubeziehen. Es scheint aber, trotz der umfassenden Bedeutung des Geschlechtsempfindens für jedes seelische Leben und besonders für den Zeitabschnitt der Entwicklungsjahre, daß man hier nicht so unmittelbar, wie eine gewisse breitausgebaute Sexualpsychologie erwarten lassen könnte, den Eigenarten der Rassenseele auf die Spur kommt. Vielmehr hängt es umgekehrt mehr von der rassenseelischen Eigenart ab, wie das Geschlechtsleben, das im unpersönlichen Tiefen-Es wurzelt, in den Gesamtaufbau der Seele hineingreift. Untersuchungen, die von dieser Feststellung ausgehen, würden ohne Zweifel sehr zahlreiche Einzelbeobachtungen aus dem Geschlechtsleben der Völker und Rassen verwerten können. Für den Juden würde man dann beispielsweise die seelische Zudringlichkeit als bezeichnende Formel finden. Für den Geschlechtstrieb hat nun bei der nordischen Rasse offenbar das Geltung, was für die Schicht des Tiefen-Es ganz allgemein gilt. Menschen, bei denen diese Schicht und damit auch der Geschlechtstrieb etwas dürftig entwickelt oder weit mehr vielleicht nur verdrängt ist, sind im Bereich der nordischen Rasse etwas häufiger zu treffen. Sie fallen aber auch hier aus der gesunden Norm der Rasse durchaus heraus.

Die jüdische Sexualpsychologie ist geneigt, die vielfältigsten seelischen Strebungen auf angebliche Sonderformen des Geschlechtsempfindens zurückzuführen. Sie würde geneigt sein, die autistischen Wesenszüge des nordischen Menschen als Narzißismus zu deuten, was eine Abartigkeit des Liebestriebes bedeuten soll derart, daß die seelischen Energien des Triebes sich in das eigene Ich zurückwenden. Der nordische Mensch, so würde man sich in der Sprache dieser Psychologie ausdrücken, zeigt sich gegenüber anderen Rassen in den Jünglingsjahren und weit darüber hinaus weitgehend narzißistisch bestimmt. Die Unzulänglichkeit einer solchen Psychologie liegt aber darin, ein dunkles Wort einzusetzen für Vorgänge, die im geschlechtlichen Leben nicht wurzeln, sondern allenfalls dieses mitbeeinflussen.

Der nordische Mensch im Reifealter findet nicht so leicht die Brücke vom spröden Selbst, das sich im Grunde der Mitteilbarkeit entzieht, zu dem vom Liebestrieb geforderten Gegenüber. Er neigt dazu, unbewußt und beständig im Gegenüber etwas zu suchen, was seinem eigenen Selbst angehört. In den Partner wird jener Teil seines Selbst verlegt, den er noch nicht bei sich verwirklicht und gestaltet hat. Daher auch die Neigung nordischer Menschen, den Partner innerlich zu erhöhen, aus ihm so etwas wie ein besseres Selbst zu machen.

Es sieht dann freilich so aus, als könne ein solcher Mensch nicht aus sich selbst herauskommen. In Wahrheit ersehnt aber auch er nur das zu verwirklichen, was anderen Menschen, deren seelisches Leben austauschbarer und zugleich unpersönlicher ist, sehr viel leichter und natürlicher ankommt: Mit dem Partner seelisch eins zu werden. Der nordische Mensch muß die Not des Nichtmitteilenkönnens überwinden. Sie ist für ihn erst da überwunden, wo der Gleiche den Gleichen findet, um ihn ohne Worte und Erklärungen zu verstehen. Es bleibt ihm sonst wohl die Möglichkeit körperlicher Liebe, bei der sein Selbst nicht oder nicht voll beteiligt ist. Die Unzulänglichkeit einer solchen Liebe empfindet aber niemand so lähmend wie er, weil sein Selbst ihm nicht den Gefallen tut, sich nach Bedarf ausschalten zu lassen. Das Selbst steht dabei und fühlt sich fremd. Dieses Sichfremdfühlen des Selbst aber äußert sich als Scham.

Sieht man genauer zu, so liegt hier eine seelische Scham vor, die auf geschlechtlichem Gebiete wohl zur stärksten Empfindung gelangt, die aber ihrem eigentlichen Wesen nach nicht an das Geschlechtsleben gebunden ist. Sie hat nichts unmittelbar mit einem dem Geschlechtlichen eigenen natürlichen Gefühl der allgemeinen heiligen Scheu zu tun, das mit wenigen Ausnahmen auch die anderen Rassen, besonders die urtümlichen (primitiven) Rassen kennen. Es ist eine seelische Scham, die beim nordischen Menschen auch in jeder nichtgeschlechtlichen Art der zwischenmenschlichen Beziehungen nachzuweisen ist.

Sie kommt im Leben der nordischen Rasse mit großer Deutlichkeit auch im Umgang zwischen Mann und Mann zum Ausdruck und sie gibt den Beziehungen zwischen Mann und Frau hier gerade deswegen eine besondere Färbung nichtgeschlechtlicher Art, die andere Rassen nicht kennen, weil der nordische Mann wie kein anderer dazu neigt, auch in der Frau nicht nur das Geschlechtswesen zu sehen, sondern den anderen Menschen mit eigener Persönlichkeit. Mit dichterischer Feinfühligkeit hat Rilke einmal diesen Zug angedeutet, wenn er spricht vom Lieben „unter unsäglicher Angst um die Freiheit des anderen“.

- 3 -

Wenn man fragt, was der Menschendarstellung in der nordischen Dichtung das gemeinsame besondere Gepräge gibt, so wird man finden, daß es eine besondere Note von seelischer Schamhaftigkeit und seelischer Keuschheit ist und daß sie hier durch eine Welt getrennt ist von der russischen Dichtung, in der die seelischen Tiefenströmungen alle Grenzen von Maß und Scham durchbrechen.

Was hier gemeint ist, kommt mit besonderer Reinheit in einer Erzählung etwa des Schweden Nils Magnus Folcke (Architekt Sergius) zum Ausdruck, die hier als Beispiel angeführt sei. Mit einer Zartheit und Wortkargheit, die an Kunst das Höchste erreicht, ist hier die seelische Einsamkeit eines Mannes dargestellt, der auf der Suche nach seiner Tochter umherreist, der sich selbst kaum klar darüber werden kann, daß Pflicht und Zärtlichkeit ihn ruhelos machen und der erst recht mit Umständlichkeit, Ausreden und Umwegen den anderen Menschen seine eigentliche Not verbirgt. Wir sehen ihn etwa — und der Dichter weiß gerade diese kleinen Züge überaus echt zu gestalten —, wie er im Laden steht, um für das Kind ein Geschenk auszusuchen, und wie ihn mitten unter kleinen goldenen Herzen, die ihm von der Verkäuferin vorgelegt werden, die Verlegenheit überkommt, so daß er eines der Herzen fallen läßt und im Ungeschick mit dem Fuß darauf tritt.

Einen rein autistischen und sehr wahr gezeichneten schleswigholsteinischen Mädchentyp schildert Helene Voigt-Diederichs in „Dreiviertel Stund vor Tag“. Die tiefe Scheu, mit der ein solches Mädchen ihr inneres Wesen versteckt, löst sich niemals ganz und gibt erst spät und unter glücklichen Umständen einer Liebesfähigkeit Raum, die ihr dann freilich mehr bedeutet als alles, was anderen Menschen an zwischenmenschlichen Beziehungen möglich ist.

Derartige Wesenszüge sind keinem fremd, der mit erkennenden Augen unter nordischen Menschen lebt. Man könnte neben vielen anderen die Dichtungen Gustav Frenssens nennen. Der große Dichter nordischer Schamhaftigkeit und damit der eigentliche Tiefenpsychologe des nordischen Menschen ist Knut Hamsun. Er liebt den Menschen der seelischen Schamhaftigkeit trotz aller eingeflochtenen Ironie, er stellt ihn dar bis zu den Grenzen des Wunderlichen und er beschönigt auch die Wunderlichkeiten nicht, er macht sich hier und dort lustig, aber er verrät es doch zwischen den Zeilen, daß er hinter allen seelischen Scheinwerten hier ein echtes und unverrückbares Adelszeichen der Seele, sei es auch noch so verborgen, uns zeigen will.

Feinfühligkeit und freigebige Güte sind ihm Werte, deren Echtheit gerade durch die oft seltsamen Heimlichkeiten und Tarnungsversuche erst sich unwiderleglich erweist. Erst damit erweist es sich, daß sie nicht eine Attrappe aus zweiter Hand sind, sondern jenem besonderen Persönlichkeitsgefühl entspringen, das jedem Zugriff entzogen bleiben soll und das in gleicher Weise das andere Selbst durch aufgedrängte unverhüllte Gefühlsäußerungen nicht beschämen will. Denn der andere, um so mehr, wenn er in tiefster Not ist, hat dieses Gefühl in einem nur verstärkten Maße, wie Hamsun in „Hunger“ zeigt. Bezeichnend für diesen hungernden Menschen, den Hamsun schildert, ist, daß die Not in ihm nicht, was unmittelbar seelisch

verständlich wäre, ein gereiztes soziales Ressentiment auslöst, sondern daß sie in ihm nur das Gefühl der scheuen Einsamkeit steigert.

Nordische Dichtung bedient sich einer besonderen Ausdruckskunst der verhüllenden Sprache. Den Akzent muß der Empfangende selber suchen und das Eigentliche steht hinter den Worten. In Zwiegesprächen bei Hamsun wird viel „vorbeigeredet“, damit verhüllt und scheinbar nebenbei das gesagt werden kann, was unverhüllt nicht ausdrückbar ist. Man spricht miteinander wie nach bestimmten Spielregeln. Man biegt ab, sobald Gefahr ist, daß die Seele, die eigene oder die des anderen, bloßgestellt wird und ihren inneren Schwerpunkt zurückzuziehen genötigt wird.

Man weiß, daß nicht alles gesagt werden kann und darf und daß das Beste verloren geht, wenn man es mitzuteilen versucht. Man will nicht, daß der andere sich etwas vergibt, und man will nicht, daß der andere einem selbst in Herz und Eingeweide faßt. Man versteht und schätzt sich besser in einer nicht allzu nahen Berührung. Man schätzt über alles die Unantastbarkeit der Persönlichkeit.

Je unbedingter sie vom anderen geachtet wird, desto leichter findet der Freund zum Freunde. In dieser Weise sitzen sich etwa in Hamsuns „Neue Erde“ die beiden Kaufleute beim Wein gegenüber. Der eine erzählt dem anderen von dem, was ihn innerlich ganz erfüllt, von seiner unglücklichen Ehe, unter der er zutiefst leidet, weil er seine Frau liebt. Aber von alledem sagt er nichts. Er deutet an, daß er auswärts esse ebenso wie seine Frau. Er verrät nicht, und nur Hamsun läßt es durchblicken, daß er im Grunde das Hotel nur aufsucht in der Hoffnung, seine Frau dort zu treffen. Er fügt vielmehr gleich hinzu: „Aber natürlich, das alles geschieht nach allerfreundlichster Übereinkunft, glaube ja nichts anderes, ich finde es ausgezeichnet so, ganz gewiß. Das ist nur Gewohnheit.“ Er deutet an, daß sie oft von Scheidung sprachen, und wieder fügt er hinzu: „Ich bin nicht so glücklich veranlagt, daß ich mich so plötzlich losreißen kann, das kommt vielleicht später einmal, mit der Zeit“.

Der Freund hört aufmerksam zu und läßt sich nicht anmerken, daß er die Not des anderen erkennt, beide behandeln einander mit einer ausgesuchten Höflichkeit, reden anscheinend ein wenig aneinander vorbei und erklären am Schluß noch, sie hätten es lange nicht so gemütlich gehabt. Aber dies gerade ist Freundschaft, wie sie der nordische Mensch versteht. Der Freund findet hier in der höchst zurückhaltenden Art des Austausches mit dem anderen einen größeren Trost als in einer „Aussprache“, die ihm in der Weise, wie es andere Menschen verstehen, doch nicht möglich wäre. Seine innere Not und sein inneres Zartgefühl liegen tiefer, als daß er darüber sprechen könnte in Worten und Gefühlsäußerungen, die sein innerstes Wesen doch nur umfälschen und sein eigenstes seelisches Leben nur verzerrt zum Ausdruck bringen würden.

Der ursprüngliche englische Begriff des Gentleman enthält vieles von den Forderungen, die den Umgang zwischen Männern nach nordischem Empfinden bestimmen sollen. Die Ausdrucksscheu des nordischen Menschen ist aber keineswegs an überlieferte Umgangsformen bestimmter Stände gebunden. Sie ist auch alles andere als Mangel an Ausdruckswille oder Ausdrucksbedürfnis, da sie viel tiefer liegt. Sie tritt bei einfachen Menschen, wo sie vorhanden ist, am unverfälschtesten in Erscheinung. Hamsun weiß auch dies zu schildern. „Sie schämten sich voreinander, diese Geschwister, es war eine Schande, Gefühle und ein gerührtes Gesicht zu zeigen, lieber wären sie im Erdboden versunken.“

Daß sie von jeher zum nordischen Wesen gehört, zeigen die nordischen Überlieferungen in ungewöhnlicher Klarheit. Die Gespräche, die in den altisländischen Sagas zwischen Männern wie Frauen geführt werden, sind bis an den Rand gefüllt mit Selbstbeherrschung und vorsichtiger Bemessenheit und wichtiger noch als die Worte sind die Pausen und die Wendungen, an denen das Gespräch abgebrochen wird, sobald das Schweigen für sich selbst spricht und das Letzte zu sagen unnötig wird.

Man erinnert sich bei den Menschen der Sagas an Nietzsches Ausführungen über die Herkunft der Moral, in denen zwar in sehr wesentlichen Zügen die ursprüngliche Eigenart der nordischen Rasse mißverstanden wird, in denen aber doch dieser eine Wesenszug mit sicherem Blick herausgestellt wird. Es sind dieselben Menschen, sagt Nietzsche, die, gewalttätig gegen ihre Feinde, „so streng durch Sitte, Verehrung, Brauch, Dankbarkeit, noch mehr durch gegenseitige Bewachung, durch Eifersucht inter pares in

Schranken gehalten sind, die andererseits im Verhalten zueinander so erfinderisch in Rücksicht, Selbstbeherrschung, Zartsinn, Treue, Stolz und Freundschaft sich beweisen.“

- 4 -

Gewisse Distanzgefühle sind durchweg solchen Menschen eigen, die zu Führertum und Herrschaft geboren sind. Sie sind daher bei verschiedenen Rassen zu finden oder jedenfalls bei bestimmten Auslesegruppen innerhalb solcher Rassen. Sie sind ferner durch bestimmte Erziehungsformen zwar nicht zu ersetzen, aber immerhin steigerungsfähig. Es bilden sich hier und dort gesellschaftliche Formen heraus, die dem Abstandgefühl eine Stütze geben und in gewissen Grenzen angenommen und nachgeahmt werden können.

Sie können nachgeahmt werden von Menschen, die selber ein stark entwickeltes Persönlichkeitsgefühl nicht haben und leicht einer Schablone sich einfügen. Die nordische Eigenständigkeit (Autismus) bedeutet, wie wir sahen, etwas, was mehr ist als Abstandgefühl, etwas, was tiefer liegt und am untrüglichsten sich verrät in jener Schamhaftigkeit der Seele, in der wir ganz offenbar ein wirklich anlagebedingtes Wesensmerkmal haben, das durch das Leben vielleicht abgestumpft werden, das aber durch keine Erziehung erworben oder gesteigert werden kann. Dies gibt uns das Recht, sie unbedenklich, obwohl sie doch alles andere als eine einfach zu fassende seelische Eigenschaft ist, jenen Wesenszügen zuzuzählen, die schlechthin rassemäßig bedingt sind. Sie fehlt in so offenbarem Maße etwa den vorderasiatisch bestimmten Rassengruppen, daß auf Grund dieses Merkmals jede Äußerung jüdischen Geistes innerhalb der germanischen Völker wie eine verletzende Schamlosigkeit unbewußt empfunden werden muß. Sie ist es auch, die am sichtbarsten verloren geht, wo innerhalb germanischer Völker die Mischung mit anderen Rassenbestandteilen ein gewisses Maß überschreitet.

Indem wir von der seelischen Schamhaftigkeit des nordischen Menschen sprechen, werden wir erneut hingewiesen auf die besondere Art der Empfindlichkeit, die dieser Rasse eigen ist und die sich hier in einem unlösbaren Zusammenhang mit dem tieferen Persönlichkeitsaufbau zeigt. Es zeigt sich hier, daß die Wesenszüge einer Rasse von Anfang an ineinandergreifen und daß sie, wenn sie sich auch äußerlich scheiden lassen, im Grunde eine Einheit bilden.

Das nordische Selbstgefühl — von uns als Autismus bezeichnet — gewinnt erst in der Auseinandersetzung mit der an und für sich sehr starken Eindrucksfähigkeit, die der Rasse eigen ist, seine besondere Eigenart. Man ist geneigt, den nordischen Menschen als ruhig und verschlossen zu bezeichnen. Beides trifft in wesentlichen Zügen für den äußeren Eindruck zu, nicht aber für das innere seelische Leben. „Menschen des vielen Hin und Her hinter ihrer Schweigsamkeit“ sagt der Dichter Claudius von den nordischen Menschen.

Gerade wegen seiner Eindrucksfähigkeit gewinnt für das nordische Wesen die Selbstbeherrschung und die Schamhaftigkeit der Seele eine besondere und vertiefte Bedeutung. Man müßte erwarten, daß die Selbstbeherrschung von jenen Rassen am besten geübt wird, die, wie etwa die ostische Rassengruppe, von Natur eine geringere Lebendigkeit der Empfindungen besitzen. In gewissem Maße mag dies zutreffen für die Seele des ostasiatischen Menschen, der von Natur ausdrucksärmer und in seinem Empfinden unpersönlicher ist. Für den nordischen Menschen liegen die Zusammenhänge anders. Er schätzt die Selbstbeherrschung über alles, weil er sie — und nicht aus äußeren, sondern aus inneren Gründen — nötig hat.

Der nordische Mensch, wenn er gereifter ist, schützt sich oftmals selbst vor einem Übermaß der Reize und gewöhnt sich zuweilen eine sehr abgemessene Selbstbeschränkung an. Man kann somit auch sagen: Er kann es sich nicht leisten, sich in jeden Alltagsaffekt hineinziehen zu lassen, und kann einer schnell wechselnden Affektschaltung nicht folgen, weil er noch lange mit sich zu tun hat, wenn sich bei mehr nach außen gerichteten Menschen die Kette von Reiz und Reaktion längst geschlossen hat, wenn sie längst abreagiert haben und frei sind für neue Affekte. Er fängt zuvieles in sich selbst ab, was er nicht unmittelbar weiterzugeben vermag.

Seine Gefühlszustände gehen eine zu enge Verbindung mit seinem Tiefen-Ich ein, als daß er sie entäußern könnte, ohne zuviel von seinem Allereigensten zu verraten. Die viel unverbindlicheren Gefühlsentäußerungen des mit der Außenwelt in nicht unterbrochenem Austausche stehenden Menschen sind ihm nicht möglich, er muß für seine Äußerungen in ganz anderer Weise mit seinem ganzen Selbst einstehen.

Die Zurückhaltung des nordischen Menschen hat in sich selbst etwas Unbestimmtes, insofern sie nicht unmittelbar erkennen läßt, ob der Anschein von Unbeteiligten, der oftmals erweckt wird, eine innere Zustimmung oder Ablehnung bedeutet. Meist wird der Andersgeartete für Abkapselung und Ablehnung halten, was in Wirklichkeit nur seelische Scheu ist. Meist geht die Zurückhaltung aus dem Bedürfnis hervor, erst mal Zeit zu gewinnen. Man läßt sich nicht gerne überfallen. Banse sagt vom niedersächsischen Leben, daß ein Schein von Gleichgültigkeit tiefes Empfinden umkleide. Der Engländer Hughes spricht von der „paradoxical attitude of detached attachment“ (der widersprüchlichen Haltung von „unbeteiligtem Beteiligtsein“) der nordischen Rasse. Der nordische Mensch versucht mit Vorliebe gerade das mit kühler Ruhe zu beurteilen, was ihn innerlich stark berührt.

Selbstverständlich kann der Schein des Unbeteiligtseins oder des Außerhalbstehens zu einem bedenklichen Wesenszug werden. Bei seelisch engen, kleinbürgerlichen Menschen im germanischen Lebensbereich wird sie zu einem billigen Vorwand, eine durch keinen eigenen Wert gerechtfertigte Miene der Überheblichkeit zur Schau zu tragen. Die nordische Empfindlichkeit äußert sich dann in der kleinbürgerlichen Angst, irgendwie aufzufallen und Aufmerksamkeit und Gerede der anderen auf sich zu ziehen, und umgekehrt wird aus der Scheu, die seelische Scham anderer zu verletzen, mangelnde Zivilcourage und eine üble Neigung, nur über Abwesende zu sprechen.

Kaj Jörgensen tadelt an seinen dänischen Landsleuten die übertriebene Angst, irgendwie aus dem allgemeinen und hergebrachten Rahmen zu fallen.

Unverkennbar ist ein durchgehendes Kennzeichen nordischen Wesens darin zu finden und aus dem ausgeprägten Gefühl seelischer Scham zu verstehen, daß man nicht auffallen will, wenn es sich vermeiden läßt und nicht innere Gründe wesentlicher Art dazu zwingen. Man vermeidet es, die Aufmerksamkeit anderer durch Absonderlichkeiten in Benehmen, Kleidung und Auftreten auf sich zu ziehen. Es liegt auf der Hand, daß aus einem solchen artgemäßen Wesenszug auch engbrüstige Gehemmtheit werden kann.

Die Lebensformen des Niedersachsen tadelt Grotjahn: In diesem Lande sei alles sprachlos vor Staunen, wenn einer sich erlaube, anders zu sein, als es den herrschenden Wertmaßen entspreche. Er werde unbarmherzig isoliert „durch die norddeutschen Methoden des Gesichterschneidens, Achselzuckens, der Bildung eines luftleeren Raumes um ihn herum, durch leisen, aber empfindlich verwundenden Hohn“.

Eine ähnliche Haltung kommt freilich schon in der Spruchweisheit der Edda zum Ausdruck:

Augenzwinkern der Unkluge weckt,
Der bei Besonnenen sitzt.

Oder in dem anderen Vers:

Schwatzhaftigkeit,
Mein’ ich, schadet dem viel,
Der zum Kaltherzigen kommt.

Einen anderen Wesenszug führt Ludwig Ferdinand Clauss an, der, so ungünstig und kleinlich er erscheint, doch teilweise wenigstens ebenfalls mit der nordischen Empfindlichkeit zusammenhängt. Er spricht von der „dosierten Güte“, die bei nordischen Menschen zuweilen beobachtet werde. Man gibt und hilft und macht beinahe gleich wieder einen Rückzieher, so als ob man es fast schon wieder leid sei. Man sagt etwas, was freundlich und gütig ist, und drückt im nächsten Satz sich so aus, als müßte man das wieder abschwächen. Ein Verhalten solcher Art kann verschiedene seelische Wurzeln haben. Es ist jeweils kleinlich und engherzig, insoweit es ängstlicher Berechnung entspringt. Wiederum kann sich aber auch hier seelische

Scham ausdrücken insoweit, als der Gedanke mitspielt, man könnte den anderen beschämt haben und könnte durch ein kühles Wort ihm und sich selbst darüber wieder hinweghelfen.

Der Abstand, der in Haltung und Lebensgewohnheiten nordischer Menschen sehr mannigfache Ausdrucksformen gefunden hat, besteht, wie bereits gezeigt, zu nicht unerheblichem Teil aus empfindlichem Stolz. Wo der nordische Abstand unerfreuliche Formen annimmt, ist er oft nichts anderes als Eigenbrödelei und falsche Scham, während jener Abstand, der künstlich hergestellt wird, aus herrschsüchtiger Berechnung oder aus Klassendünkel und Anmaßung, mit nordischem Seelenleben nichts unmittelbar zu tun hat.

Der Abstand ist beim nordischen Menschen daher nicht an die soziale Rolle gebunden, wie sich am besten an einem Beispiel zeigen läßt, das H. St. Chamberlain (Kriegsaufsätze) gibt, der von einer Unnahbarkeit spricht, die dem Engländer eigen sei, der nicht zur oberen Kaste gehöre, von einer Unnahbarkeit, die unnatürlich ist und das Lächerliche streift und doch, wie mir scheint, einen nordischen Wesenszug zum Ausdruck bringt. „Der Stolz des Engländers, der nicht zur oberen Kaste gehört, ist seine Unnahbarkeit; er will nicht gefragt werden, er will nicht sprechen, er wünscht nicht ‚Guten Morgen' und ‚Gute Nacht'. Begegnet er seiner Herrschaft auf der Straße, geht er auf die andere Seite hinüber, um nicht grüßen zu müssen."

Dem nordischen Menschen liegt eine Art von leichter Ironie sehr nahe. Freilich verrät sich in der Ironie immer eine gewisse seelische Schwäche. Aber seine Ironie ist auch wieder keine ausgesprochene und heftige, sondern viel eher eine leise, oft schwer zu fassende, und zuweilen ist sie mehr vorgetäuscht als wirklich vorhanden. Sie hängt mit der oft sehr deutlichen Unlust nordischer Menschen zusammen, sich zu einer lebhafteren Form der Abwehr und Reaktion zwingen zu lassen, wenn er im Augenblick nicht will, und aus sich herauszugehen, wenn der Anlaß ihm selbst nicht wesentlich genug erscheint. Sundbärg sagt dem Schweden eine Unlust nach, sich gegen Angriffe zu verteidigen. Lieber sieht man sich rechtzeitig vor und wahrt sich vor etwa zu erwartenden Peinlichkeiten.

Kaj Jörgensen sagt dem dänischen Volkscharakter, in dem ja vorzugsweise viele der mehr zarten Wesenszüge nordischer Seele sich entwickelt haben, etwas nach, was er für eine bezeichnende Grundhaltung ansieht: das dänische Lächeln. Dieses Lächeln, das Jörgensen meint, steht der leisen Ironie nahe. Das Wissen um den ungewollten Abstand der Seelen drückt sich in ihm aus. Es ist ein ressentimentfreies Lächeln, das um Nöte und Schwierigkeiten weiß, die nicht in Worte geformt werden können und sollen und die man nicht beantworten soll mit Gereiztheit, Bitterkeit oder Entmutigung. Es ist das Lächeln einer stillen Tapferkeit.

- 5 -

Die Scheu des nordischen Menschen, in seelischen Dingen sich bloßzustellen, und sein Bedürfnis nach seelischer Abgrenzung kommt am deutlichsten da zum Ausdruck, wo seelisches Empfinden am tiefsten angerührt wird, im Glaubensleben. Das Bekehrenwollen und Eifern und der Drang, in fremdes Seelenleben überzugreifen, hat für ihn etwas Verletzendes. Das Verkündertum ist, wie Günther sagt, ihm fremd. Alle übertragbaren Religionen stammen aus europafremden Gesittungen.

Walter Bülck, der die Hauptformen schleswig-holsteinischer Frömmigkeit untersucht (Zeitschrift Nordalbingen, 1926), findet hier etwas Gemeinsames in dem, was er sehr treffend als religiöse Keuschheit bezeichnet. Dem in Schleswig-Holstein bekannt gewordenen kirchlichen Erneuerer Claus Harms wird der schöne Ausspruch in den Mund gelegt, mit dem er sich gegen fromme Rederei verwahrte: Legt eure Wurzeln nicht bloß. Der nordische Mensch schöpft seine seelischen Kräfte aus einer Schicht, die nicht nach außen gebreitet werden kann, wenn sie fruchtbar bleiben soll.

Den Kern nordischen Empfindens und zugleich nordischer Sittlichkeit trifft das tiefsinnige Wort des Dänen Kierkegaard: „Die unumgängliche Bedingung zum Guten ist, die größte Scham vor sich selbst zu haben." Kierkegaard selbst gehörte zu der im nordischen Bereich nicht seltenen Art von Menschen, die ihr tieferes Leben in einer wunderlichen Weise verstecken. Er tat alles, um seine Berühmtheit zu bemänteln. Die Leute sollten von der intensiven Tätigkeit seiner Gedanken und von seiner geistigen Arbeit abgelenkt werden

und sollten den Eindruck gewinnen, daß er müßige Zeit genug habe, und er spazierte deshalb so viel als möglich in den Straßen umher.

Am Beispiel Kierkegaards zeigt sich in überzeugender Weise — und damit kommen wir auf den Ausgangspunkt zurück —, daß diese Art Schamgefühl Ausdruck eines bis an die letzte Grenze des Möglichen gesteigerten Gefühles des unerbittlichen Selbstseins ist. Eben dieses Gefühl zieht sich durch alle Gedanken hindurch, die in Kierkegaards Schriften niedergelegt sind. Jeder einzelne, sagt Kierkegaard, hat seine ewige, für ihn allein geltende Bestimmung. Die schwerste Schuld ist die Untreue gegen sich selbst. „Das Aufgeben der Selbstachtung ist das Schlimmste."

Diese Stellung zum inneren Selbst ist es, die die Haltung des nordischen Menschen, auch des geistig schlichtesten, vom Grunde her bestimmt. Unverfälschtes freibäuerliches Denken des germanischen Menschen sehen wir in Gustav Frenssens Worten: „Ich kann es nicht fertigbringen, irgendeinen Menschen auf der Welt für mehr zu achten, als ich selbst bin." In Hebbels Gedicht „An die Jünglinge" fährt der Dichter fort: „Betet dann, doch betet nur zu euch selbst." Wer dem Dichter zumutet, er wolle damit dem Einzelmenschen göttliche Vollkommenheit zusprechen, verrät damit nur eine Flachheit der eigenen Denkweise. Was Hebbel meint, ist dasselbe, was Meister Eckehart sagt: „Die Hingabe an Gott ist in Wirklichkeit höchstes Selbstbewußtsein." Die Beziehungen zum Göttlichen gehen nur über dein tieferes Selbst und können nicht in Wort und Lehre empfangen oder weitergegeben werden.

Goethe hat die Ehrfurcht vor sich selbst als das höchste aller Evangelien gepriesen. Nietzsche sagt, diese Ehrfurcht vor dem Selbst sei das Kennzeichen der vornehmen Seele. Daß eine solche Haltung nichts mit einem Gewährenlassen ichsüchtiger Einzeltriebe zu tun hat, wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Ob der Mensch ichsüchtig im kleinen Sinne (im Sinne des Egoismus) ist, liegt in einer anderen Ebene, hängt von anderen seelischen Schichten als von der des Tiefen-Ich ab, weshalb Nietzsche auch mit treffsicherer Psychologie sagt, daß im gewöhnlichen Egoismus gerade das Nichtego seine Erhaltung wolle.

An anderer Stelle sagt Nietzsche: „Ich wollte, man finge damit an, sich selbst zu achten. Alles andere folgt daraus." Das nämlich, was daraus folgt, die Achtung vor der Persönlichkeit, wird stets als eines der schönsten Wahrzeichen nordischer Gesittung gelten. Man bewegt sich ohne Ressentiment unter den Menschen und erkennt, ehe man nicht vom offenkundigen Gegenteil sich überzeugen muß, dem anderen das gleiche Selbstwertgefühl, die gleiche Verantwortlichkeit und die gleiche Unantastbarkeit des innersten Seelenlebens zu wie sich selbst. Daher ist der nordische Mensch in Fragen, die die Seele berühren, von Ursprung her duldsam. Und germanische Freundschaft hat erst da ihre richtigen Grundlagen, wo der einzelne, König seines eigenen Innenbereiches, stolz ist, einem anderen, der mit demselben Selbstbewußtsein König in seinem Reiche ist, auf gleicher Stufe zu begegnen.

V
Humor der nordischen Rasse

„Dat's schwer und späln Mensch," sagt eine Angeliter Redensart. Das ist, wie man es auch auffassen mag, tiefsinnig ausgedrückt und man könnte daran die ganze Problematik nordischen Wesens, die man manchmal so durchaus in den Vordergrund gestellt findet, entwickeln — wenn es nicht zugleich und vor allem spaßhaft ausgedrückt wäre. Es schließt einen schalkhaften Trost ein. Man hat Abstand genug, um sich nicht mit allem menschlichen Treiben einfach gleichsetzen zu müssen.

All das, was nordisches Seelenleben anscheinend schwierig und verwickelt macht, läßt sich mit ein bißchen Humor auflösen. Es ist jene Art von Humor, die aus dem Abstand kommt, die dem nordischen Menschen die seelische Gesundheit gewährleistet. Man muß nur ein wenig die sichere Position zu nutzen wissen, die der seelische Abstand geben kann. Der Hamburger Volksmund spricht von dem 11. Gebot, das da lautet: Laß dich nicht verblüffen.

Für autistische Menschen mit einem nicht unmittelbar mittelfähigen Seelenleben ist freilich das Menschspielen nicht eine so leichte und selbstverständliche Sache wie für Menschen, die, ganz nach außen gerichtet — extravertiert —, im ständigen Austausch mit der Mitwelt leben. Dem nordischen Menschen mit dem ausgeprägten Selbstgefühl und einer gewissen Empfindsamkeit fehlt auch die Möglichkeit anderer Rassen und Menschen, die von Natur unpersönlicher und stumpfer sind und die daher mit einer sehr anpassungsfähigen und nüchternen Geschäftigkeit das Menschspielen betreiben.

Dies alles aber gibt dem nordischen Menschen eine Möglichkeit der inneren Freiheit, die darin gründet, daß das tiefere Ich sich nicht humorlos mit allem gleichsetzt, was die äußere Rolle zu spielen uns zwingt. Gewiß, diese innere Freiheit und der ihr eigentümliche Humor entwickelt sich nur da, wo die Seele nicht von Natur zu eng ist und die Fähigkeit, überhaupt mitzuschwingen, schlechthin verkümmert ist. Es gibt nordische Menschen mit unzureichendem Humor (humorlose Autisten). Überall aber, wo im Leben der nordischen Rasse seelische Frische, Fülle und Ausgereiftheit zu finden ist, da ist auch der schalkhafte und unzerstörbare Humor zu finden von der Art des Shakespeareschen Humors oder des niedersächsischen Volkshumors.

Das Lebensbejahende und Lebenszugewandte, das dieser Humor hat, erklärt sich ja unmittelbar aus der sehr lebendigen ursprünglichen Eindrucksfähigkeit, die, wie wir feststellen konnten, zu den Wesenseigentümlichkeiten der nordischen Rasse gerechnet werden muß.

Aus dem gleichzeitigen Vorhandensein von Abstand und Beindruckbarkeit nun ergibt sich etwas, was wieder für nordisches Wesen ganz besonders bezeichnend ist. Es ist eine große und stille Freude am Beobachten, nicht nur der Natur, sondern auch des Menschenlebens, und ein ausgeprägter Sinn für das Spaßhafte und Drollige, das dem ressentimentfreien Beobachter überall sich darbietet. Die germanische Volksphantasie gibt mit besonderer Vorliebe sogar ihren Spukgestalten einen Zug ins Scherzhafte, sie ist unerschöpflich an drolligen Einfällen und hat ihren Spaß an Klabautermännern und Nis Pucks. Sie hat ebensosehr eine köstliche Freude an Originalen aller Art und an allen jenen Zügen in der menschlichen Seele, die nichts mit nüchterner Berechnung zu tun haben. So hat sie eine besondere kleine Schwäche für jene Seite des menschlichen Gebarens, die am unmittelbarsten zwischen den Grenzen von Unzulänglichkeit, Spaß und Spiel sich bewegt und im Grunde doch harmlos ist, für alles nämlich, was mit Dicktun und Prahlerei zu tun hat.

Damit hängt dann ein Wesenszug zusammen, der sich schon in den ältesten germanischen Überlieferungen, in Edda und Sagas, unverfälscht findet: Eine Vorliebe für Neckereien, die vorwiegend etwas Freundschaftliches haben, weil sie von der Voraussetzung ausgehen, daß der andere immerhin Abstand von seinen eigenen Besonderheiten hat und sie sich im Grunde wohl leisten kann. Diese Neckerei ist nicht möglich mit Menschen, die man innerlich ablehnt und als fremd empfindet.

Sie ist nur echt zwischen Menschen, die sich in stillem Übereinkommen gegenseitig als abgeschlossene Persönlichkeiten anerkennen und auf eine drollige Art und Weise zueinander eine Brücke

schlagen, dabei aber um keinen Preis verraten wollen, daß sie etwas voneinander halten, um einander nicht in Verlegenheit zu bringen.

In Hamsuns „Letztem Kapitel“ sind die beiden Freunde im Sanatorium, der Schwermütige und der Aussätzige, in köstlicher Weise bemüht, sich gegenseitig in unerschöpflichen Einfällen zu verspotten, weil sie innerlich sehr wohl wissen, daß sie sich damit besseren Trost geben, als wenn sie einander durch Mitleid beschämen wollten. Landquist, Hamsuns Biograph, führt dies zugleich als Beispiel einer echt norwegischen Zänkerei an. In derselben Weise necken sich im Waltharilied und in den Isländergeschichten die verwundeten Kämpfer und Freunde. Ein nettes Beispiel, auch von Ludwig Ferdinand Clauss angeführt, ist jene kleine Erzählung in der Geschichte von den norwegischen Königen, wo der König sich über den beachtenswert häßlichen Fuß eines seiner Gefährten lustig macht und ihn den Kameraden zeigt als etwas, was an Häßlichkeit wohl überhaupt nicht zu erreichen sei. Der Betroffene aber, in der „paradoxen Haltung des unbeteiligten Beteiligtseins“, die der genannte englische Autor der nordischen Rasse zuspricht, hat seinen Spaß an der Neckerei und macht eine Wette, daß er einen noch häßlicheren Fuß im Lager auftreiben werde, um dann seinen anderen Fuß vorzuzeigen, der ebenso häßlich ist, dem aber überdies noch ein Zeh fehlt. Der König aber meint nun gerade, er habe doch die Wette gewonnen, da der Fuß, der von so häßlichen Zehen einen weniger habe, doch der bessere sei.

Daß der nordische Humor gewöhnlich vorwiegend etwas Trockenes hat, versteht sich aus den seelischen Eigenschaften der Rasse ohne weiteres. Und doch trifft das Wort noch nicht das Wesen der Sache. Es ist den Menschen nordischer Rasse oftmals ein Humor des täglichen Lebens eigen, der im Hintergrunde bleibt und dadurch etwas Unausgesprochenes behält und sich gern mit dem Ernst in schalkhafter Weise verflicht. Ernst Moritz Arndt bringt diesen Zug am besten zur Darstellung, wenn er eine „freundliche und scherzhafte Ironie des Lebens und Gespaßigkeit“ als eine Eigentümlichkeit des gesamten niedersächsischen Stammes bezeichnet und hinzufügt, „daß die ganze niedersächsische Sprache, bei Dünkerken anzufangen und in Kiel oder Stralsund aufzuhören, einen eigenen hervorstechenden Zug des langsamen Spaßes und der fortspielenden Ironie habe.“

Alle die ursprünglichen niederdeutschen Sprichwörter und Redensarten sind oft bis zum Rande gefüllt mit dieser etwas hintergründigen Spaßhaftigkeit, die ganz sacht und beiläufig eingestreut wird und an der man oft länger schmecken muß, ehe man sie recht durchschaut. Aber der Nachgeschmack ist trotzdem kein bitterer, das Leben und die Menschen werden nicht schlecht gemacht, nur ein kleines Streiflicht fällt auf die Unzulänglichkeiten des Lebens, das uns zeigt, daß stets mehr Tragisches, aber zugleich auch mehr Spaßhaftes dahinter steckt, als man vermutet.

Am liebsten macht man sich lustig über den Menschen, der in humorloser Weise sich allzu wichtig macht. Eine Redensart etwa wie diese: Nu geit dat richtig los, seggt de Papagei, dor geit de Katt mit em af, wirft ein Streiflicht auf unendlich viel Groteskes im Spiel des Lebens.

Die Gelassenheit, mit der Tiefsinn und Scherz, Problematik und Spaß ineinander gesehen, in die gleiche Perspektive gebracht werden, ist ganz außerordentlich bezeichnend für nordisches Wesen. Man kann keinen überzeugenderen Hinweis finden auf die innere Spannweite, die in der Seele des nordischen Menschen vorgebildet ist.

Der Fremde meint oftmals, der nordische Mensch sei zu ernsthaft und zu keiner richtigen Freude fähig. Aber der nordische Mensch hat sich vielleicht längst köstlich und aus tiefstem Grunde gefreut, ehe der andere etwas davon gemerkt hat. Was dem nordischen Humor fehlt, das ist die Fähigkeit der vollkommenen Nähe und Entspannung. Es ist kein Humor der unmittelbaren Tuchfühlung und Beschaulichkeit, kein Humor, der sich ganz der vorliegenden Situation hingibt, sie ausschöpft, mit ihr verschmilzt und in voller Behaglichkeit sich auszubreiten vermag. Man findet im nordischen Bereich alle Zwischenstufen auf der einen Seite zwischen einem leisen Humor, der gerne etwas beiseite steht und gleichsam vom Rande her und etwas vorsichtig die Dinge anfaßt, und auf der anderen Seite einem kraftvollen, unbekümmerten und strotzenden Humor, dessen eigentliches Wesen die unverwüstliche Selbsthierlichkeit ist. Immer ist es ein Humor, der den Abstand in sich hat, der sein eigenes Leben führt und seine Kräfte in sich selber trägt.

Ein Humor dieser Art hat etwas Unabhängiges, immer Bereitliegendes. Er nimmt nicht Bezug auf den Augenblick und seine Stimmungen, sondern kann gleichzeitig mit anderen Stimmungen da sein und ein steter Begleiter des Menschen sein. Er vermag dem nordischen Menschen eine Art von innerer Freude zu geben, nicht eine Freude, die den seelischen Vordergrund und die unmittelbaren Ausdrucksformen beherrscht, aber eine sehr dauerhafte und unverwüstliche Freude.

Diese ihre Unangreifbarkeit ist, wie sich deutlich zeigen läßt, nur so zu verstehen, daß sie eben nicht dem Bereich des Außen-Ich zugehört, daß sie nicht aus den engeren oder weiteren reaktiven Schichten hervorgeht, daß sie nicht Reaktion, sondern Ausdruck einer selbstherrlichen Haltung ist.

Denn dies ist ja unverkennbar, daß die reaktiv entfachbare Lustigkeit nicht zu den Wesensmerkmalen der nordischen Rasse gehört, so wenig zuweilen, daß man in völligem Mißverstehen die vorwiegend hellen Farben im Seelenleben der Rasse manchmal verkannt hat. Der reaktiv leicht ansprechbare Mensch ist schnell in Stimmung zu bringen, die Funken der Fröhlichkeit springen von außen her auf ihn über und er gibt sie unmittelbar auch weiter. Alles hängt bei ihm von dem ab, was man Anregung und Betrieb nennt. Diesen Zug können wir beim nordischen Menschen mit dem vorherrschenden Tiefen-Ich nicht erwarten. Das bedeutet aber bei ihm nicht einen Mangel lichter Farben im Seelenleben.

Das Gegenteil ist der Fall. Das, was Arndt über den stillen und spielenden Humor des niedersächsischen Volksstammes sagt, läßt ohne weiteres auf eine innere Freundlichkeit und Gutwilligkeit schließen, die in der Tat dem germanischen Wesen allgemein eigen ist und am reinsten bei schlichten und einfachen Menschen der nordischen Rasse zutage tritt. Es fehlt die reaktive Reizbarkeit und in Zusammenhang damit gewinnt das seelische Leben eine schlichte und unverwickelte Linie. Es fehlen mit der reaktiven Reizbarkeit auch und vor allem die auf die Mitwelt bezogenen Gefühle feindseliger Mißstimmung. Man kennt nicht die der reaktiven Schicht eigene Neigung, Gefühle der Unzufriedenheit nach außen zu verlegen, sie dem Gegenüber zuzuschieben und sie dadurch reaktiv zu steigern.

Man ist empfindlich, aber man verallgemeinert nicht und bleibt mit solchen Stimmungen für sich. Man mag sich nicht aufhetzen lassen. Man gibt nicht leicht Erregungen der Massenseele, Erregungen der Gehässigkeit und der Bitterkeit Platz. Innerhalb des deutschen Raumes fällt, um ein Beispiel zu geben, die langmütige Ruhe des niedersächsischen Stammes ohne weiteres auf gegenüber der sehr viel reizbaren Gemütslage mancher mitteldeutscher oder ostdeutscher Bevölkerungsteile.

Man kann noch mehr verallgemeinern. Die Veranlagung zu düsterer und wühlender Leidenschaft fehlt der nordischen Rasse in einem bemerkenswerten Maße. Man findet dies besonders auch in Schilderungen des schwedischen Volkscharakters hervorgehoben. Je nach Veranlagung des einzelnen ist der nordische Mensch geneigt zu leiser Ironie oder kraftvoller Selbstbehauptung, aber die Neigung zu unfreundlicher und verbitterter Ironie ist ihm fremd.

So nimmt der Frohmut, entgegen äußerem Anschein, im Seelenleben der nordischen Rasse einen wesentlichen Raum ein. Er erweist sich als echt gerade dadurch, daß er nicht schnell weckbar und schaltbar und nicht auf den äußeren Anlaß allein bezogen und beschränkt ist, sondern im Gegenteil sein wahres Leben erst in Schwierigkeiten und Gefahren zeigt. Daher spricht der Engländer MacLean den Menschen der nordischen Rasse „eine angeborene Gabe des Frohmutes zu, der sie auch in Gefahr und Leid fast nie verläßt“. Dieser Frohmut kann auf Grund seiner Selbstherrlichkeit in hervorragenden Fällen etwas sehr Übermütiges, Freies und eine umwerfende Kraft haben.

VI
Seele und Gestalt

- 1 -

„Seele bedeutet Rasse von innen gesehen, Rasse ist die Außenseite einer Seele.“ Mit diesen Worten legt Alfred Rosenberg die Grundlage der Rassenlehre fest. Ohne diese Grundlage würde die Unterscheidung verschiedener menschlicher Rassen keine allgemeinere Bedeutung haben als die Sammlung verschiedener Schmetterlingsarten. Leibliche und seelische Wesensarten sind, soweit sie rassenmäßig bedingt sind, nur zwei verschiedene Erscheinungen desselben zugrundeliegenden, erblich vorbestimmten Bauplanes.

Solche Feststellungen erfordern keine philosophischen Tiefgründigkeiten. Es ist für die Rassenforschung gleich, ob der eine den Sachverhalt so ausdrückt, daß er sagt: Alle unsere seelischen Eigenschaften stehen in Zusammenhang mit der Beschaffenheit unseres Körpers und den Vorgängen in unserem Körper, oder der andere umgekehrt dasselbe sagt: Unser ganzer Körper in seinem Bau, in seinen Bewegungen, in seinem Säfteaustausch ist, solange er lebt, bis in alle Einzelheiten erfüllt mit Seele, mit jener Seele, die wir als die uns persönlich eigene ansehen.

Dies dagegen ist für uns wesentlich, daß man heute weniger als je derartige leiblich-seelische Zusammenhänge nur auf ein bestimmtes Organ, das Gehirn nämlich, zu begrenzen versucht. Gerade das Gehirn steht in ganz besonders engem und beständigem Wechselaustausch mit allem, was im übrigen Körper ist und vorgeht. Es wäre daher allzu naiv, sich vorzustellen, daß ein Mensch, der von rassisch verschiedenen Ahnen stammt, etwa sein Gehirn und damit seine seelische Beschaffenheit von der einen Rasse, seine übrigen körperlichen Merkmale aber von einer anderen Rasse haben könnte. Da eine solche Vorstellung, auch in weniger plumper Form, hinfällig ist, ist auch dem Gedanken, daß es etwa Menschen geben könnte, die nordisches Wesen haben bei einer von der nordischen Rasse durchweg abweichenden leiblichen Beschaffenheit, der Boden entzogen.

Etwas anderes ist es, wenn überall, wo die nordische Rasse sich mit anderen Rassen mischt, nicht selten der Fall eintritt, daß wir Menschen sehen, die in den bekanntesten und auffälligsten körperlichen Rasseeigenschaften von der nordischen Rasse so deutlich abweichen, daß wir dabei übersehen, daß sie vielleicht doch eine recht große Zahl solcher Eigenschaften mit der nordischen Rasse gemeinsam haben, die nur einem geübten und auf feinere Einzelheiten gerichteten Blick erkennbar sind.

Hier ist ein Beispiel dafür, so würde wohl mancher sagen, daß ein Mensch, der körperlich nicht nordisch beschaffen ist, von nordischem Wesen beseelt sein kann und daß körperlicher und seelischer Stil nicht übereinstimmen müssen. Das ist ein Fehlschluß. Wie sollte nordisches Wesen überhaupt in der diesseitigen Welt des Erkennbaren in Erscheinung treten, wenn es körperliche Ausdrucksweisen nicht hat? Man darf zum Körperlichen, das ist der entscheidende Punkt, nicht allein die verhältnismäßig starren Körperformen und Maße rechnen, die man dann gerne in Gegensatz zur Haltung und Ausdrucksbewegung eines Menschen stellt, der man zubilligt, daß sie seelisch bedingt sei. Hier sind keine festen Gegensätze.

Es sind nicht nur der Ausdruck des Gesichtes etwa und der Blick des Auges durch die Verteilung der kleinsten mimischen Muskeln und eine Unzahl anderer feinster Baueigentümlichkeiten weitgehend festgelegt. Auch zusammenhängende Bewegungsabläufe sind in einer manchmal lächerlichen Genauigkeit erblich festgelegt, so daß beispielsweise die Manier, wie jemand den Löffel zum Munde führt, bei zwei blutsverwandten Menschen überraschend gleichartig sein kann.

Selbstverständlich sind die meisten ursprünglichen Bewegungs-eigentümlichkeiten in weitem Umfange überlagert von dem, was Gewohnheit und Nachahmung daraus machen. Aber der ursprüngliche Stil kann nicht auf die Dauer verleugnet werden, und eine naturgetreue und beseelte Nachahmung ist nur da möglich, wo entsprechende ererbte Funktionen vorgebildet sind. Verschiedene Rollen gleichermaßen mit seelischem Leben zu erfüllen ist auch dem Schauspieler nur in dem Maße möglich, als er selbst verschiedene körperlich-seelische Möglichkeiten in sich trägt. Und auch das noch, was der Mensch nach außen hin schafft und leistet, als Arbeiter, Erfinder, Künstler, ist, soweit es über Gewohnheit und flache Nachahmung

hinausgeht, ein Spiegelbild nicht nur seiner Seele, wie man wohl sagt, sondern Spiegelbild gleichzeitig seiner seelischen und körperlichen Ausdrucksmöglichkeiten.

Immer muß jeder, der das seelische Wesen einer Rasse erfassen will, zuerst lernen, das Bild dieser Rasse, ihre Körperformen und ihre Bewegungen und Ausdrucksarten sich anschaulich zu machen. Alle Erörterungen über nordisches Wesen mußten verschwommen bleiben, solange nicht Rassenforscher von der Darstellungskraft eines Günther uns gelehrt hatten, zuallererst das Bild der nordischen Rasse zu sehen. Ludwig Ferdinand Clauss war es dann, der in seinen Werken in einer fast selbstverständlich anmutenden und daher genialen Art der Beobachtung und Darstellung aus dem Bilde der Rasse den seelischen Stil abzulesen und zu deuten wußte.

Was Clauss über das seelische Wesen der nordischen Rasse sagt, wirkt unabhängig von jeder Theorie überzeugend, weil es sich unmittelbar nachzeichnen läßt. Der schlanke Mensch mit dem hellen und scharfen Ausdruck der Augen und den schmalen, stark geprägten Formen verrät uns, wie Clauss zeigt, ebensowohl durch seine Körperformen wie durch den Ausdruck des Gesichtes wie durch die steile, ausholende Art seiner Bewegungen zwei hauptsächliche Eigentümlichkeiten seines seelischen Stiles: Den Abstand und den Ausgriff. Ein solcher Mensch lebt sichtlich nicht in unmittelbarer Nähe mit den Dingen, die um ihn sind. Er wirkt stets irgendwie frei und isoliert. Sein Ausgriff aber verrät sich unmittelbar aus der prüfenden und fordernden Art, mit der er der Außenwelt gegenübertritt.

Zwischen Abstand und Ausgriff nun zieht Clauss die verbindenden Linien und findet einen gemeinsamen Nenner. Er spricht von dem nordischen Menschen als dem Menschen des Leistungstypus.

Aus der Art, wie der nordische Mensch der Außenwelt gegenübersteht und sich selbst verantwortlich fühlt, entspringt eine seelische Haltung, die innerlich und unbewußt auf Leistung hinzielt. In der Tat ist das Wort Leistung wie kein anderes geeignet, uns verstehen zu lassen, inwiefern bei der nordischen Rasse sich Abstand und Innerlichkeit mit einer aktiven, weltzugewandten Haltung vereinigen kann. Leistung nämlich — auch in den kleinsten Dingen, für die das Wort Leistung eigentlich zu anspruchsvoll ist — ist immer etwas, was von innen herausgeholt wird.

Der Leistungswille hat wesentlich andere seelische Voraussetzungen als der Fleiß und das runde und flüssige Tätigsein der betriebsamen, mit der Außenwelt aufs engste verbundenen (extravertierten) Menschen. Mit dem Wort Leistung will Clauss einen Ausdruck finden für etwas, was auch im Kleinsten noch den Stempel des Eigenwilligen und Selbstständigen trägt und in Gegensatz steht zur Reaktion. Der Mensch, der nicht schlechthin nach außen lebt und ganz unmittelbare Ausdrucks- und Austauschmöglichkeiten nicht hat, findet erst in der sachlichen Leistung die ihm gemäß Möglichkeit, seinem inneren Wollen und Fühlen Ausdruck und Gestalt zu geben.

Wenn Clauss also von der leistungstypischen Haltung des nordischen Menschen spricht, so zielt das unmittelbar auf jene seelische Grundhaltung, die wir die autistische genannt haben und deren Wesen in der Selbständigkeit gegenüber der Außenwelt und in dem Vorherrschen des Tiefen-Ich gegenüber dem Außen-Ich besteht. Clauss gibt mit einer treffsicheren Wortprägung eine bestimmte Seite nordischen Wesens wieder, wobei er freilich den Begriff des nordischen Typus durch Ausscheidung all dessen, was er dem fälischen Beharrungstyp zuspricht, enger faßt, als in unserer Untersuchung beabsichtigt ist. In unserer Untersuchung sollen mehr als in bisherigen Darstellungen die breiteren und allgemeineren psychologischen Grundlagen für das Verständnis nordischen Wesens festgelegt werden.

- 2 -

In der Selbständigkeit gegenüber der Außenwelt sehen wir das wesentliche gemeinsame Merkmal, das uns aus der Körperform und dem Ausdruck nordischer Menschen anschaulich wird. Sie spricht uns an aus Haltung und Gesichtszügen, hier mehr als kraftvoller Freimut, dort mehr als stiller, ungewollter Abstand. Stets findet sie sich vereinigt mit einem überaus empfindlichen Ausdrucksregister, das sichtlich bei diesen Menschen mehr verrät als ihr bewußter Wille es will und kann, obwohl es deutlich von innen her ständig eine gewisse Bremsung erfährt. Vielleicht nur unter der nordischen Rasse wird man Menschen mit einer so leisen

und dabei trotz aller Verhaltenheit so starken Ausdrucksfähigkeit finden, daß man ein Wort von Ludwig Klages hier anführen möchte: „Das Rasen des einen kann ärmer sein und geringere Tiefen aufwühlen als das bloße Atmen des anderen.“

Der norwegische Dichter Olav Duun gibt für das, was hier gemeint ist, Beispiele, die von höchster Beobachtungsschärfe zeugen. Er sagt etwa von dem nordischen Bauern Per Anders, den er in den Juwikingern darstellt: „Aber er sah die Leute so freimütig an, daß noch immer ein Schritt Abstand zu ihm blieb“ und gibt damit jene von weit innen hergeholte Selbstherrlichkeit und Unabhängigkeit wieder, die sich im Blick des nordischen Menschen zuweilen ausprägen kann. „Keiner hatte ihn je zu fassen bekommen — das gelang ihnen wohl auch jetzt nicht. Aber bei der gemeinsamen Arbeit war er einer der Übermütigsten,“ sagt er von demselben Manne. Dieser Übermut wächst aus der eigenen Leistung und dem eigenen Kraftgefühl und hat etwas frei Spielendes. Er ist nicht unmittelbar auf die Mitwelt bezogen, er hebt den Abstand nicht auf, aber er knüpft doch ein Band der Kameradschaft, da er Schenkfreudigkeit und etwas von verschwenderischer Güte in sich trägt.

Olav Duun kennt auch die besondere Durchsichtigkeit der körperlichen Ausdrucksmittel, wie sie der nordischen Rasse eigentümlich sein kann. So schildert er etwa die Ähnlichkeit von Mutter und Sohn: „Denn bei ihr konnte der Gedanke genau so über das Gesicht streifen, unter der Haut gleichsam, aus den Augen herausstrahlen und sich wieder zurückziehen.“ In der Hebbelschen Darstellung der Nibelungen ist es Siegfried, von dem es heißt, daß seine Seele sich durch die Haut hindurch verrate.

Es genügt, eine Reihe von guten Bildern nordischer Menschen vor sich zu haben, um sich zu überzeugen, daß hier die Gesichter mehr als die Gesichter anderer Rassen ein seelisches Eigenleben zum Ausdruck bringen, ohne daß das Mienenspiel sich unmittelbar einem Gegenüber zuwendet und bewußt etwas sagen oder betonen will. Die Gesichter verraten viel von jenem seelischen Leben, dessen Schwerpunkt im Nichtaussprechbaren liegt.

Clauss bringt die Abbildung eines nordischen Mädchenkopfes und er schreibt dazu, der Ausdruck dieser Augen sage uns: Es gibt Dinge, über die wir nicht reden können. Damit wird sehr gut jener ganz leise Zug von Unanrührbarkeit und Trotz zur Anschauung gebracht, der vorzugsweise aus jugendlichen nordischen Gesichtern sich herauslesen läßt.

Der Ausdruck, vor allem der Augenausdruck vieler anderer Rassen zeigt weit mehr eine Einstellung auf seelische Nähe und ein Verhaftetsein mit den Vorgängen des nächsten greifbaren Umkreises. Dem dinarischen Blick, soweit er nicht durch nordischen Rasseeinschlag gewandelt erscheint, hat man (Untersuchungen von Enno Folkerts) geradezu etwas Lastendes zugesprochen, einen Zug, der hier vor allem in dem schwereren Bau der Weichteile, die das Auge umgeben, körperlich sich darstellt. Blick und Ausdruck ostischer Menschen haben nicht selten etwas Klebendes, Ungeformtes und Hintergrundloses, Untiefes. Diese Art des Ausdruckes wandelt sich nur unter den reaktiven Affekten der Annäherung oder des Rückzuges. Sehr leicht und schnell nimmt dann der sonst vergleichsweise etwas nichtssagende ostische Ausdruck eine breite Freundlichkeit oder etwas Fluchtbereites, Lauerndes und Mißtrauisches an.

Wenn nordischen Gesichtern in bezeichnender Weise etwas fehlt, so ist es gerade diese Spiegelung reaktiver Affekte.

Was sich bei nordischen Gesichtern niemals findet, das ist ein Zug von Verkniffenheit. Der nordische Blick hat stets eine gewisse Weite und trotz aller Verhaltenheit eine gewisse Schärfe und etwas Forschendes und Überblickendes. In der höchsten Steigerung seelischer Selbstherrlichkeit hat er etwas Strahlendes. Diese Eigenschaft des strahlenden Blickes, bereits in den altnordischen Sagen hervorgehoben, gehört zu den Rasseeigentümlichkeiten, die sonst bei keiner anderen Rasse zu finden sind.

Der Norweger spricht vom „Schiffergriff“, wenn er die ihm eigene rechte Art und Weise, die Dinge anzugreifen, bezeichnen will. Er meint damit das ausholende Zugreifen nach langem scheinbaren Unbeteiligtsein und Beiseitestehen und stiller abwartender Beobachtung. Etwas von diesem Schiffergriff ist es, was aus dem Blick nordischer Menschen spricht und was den Widerspruch zwischen dem Ausdruck allzu

weiter Ferne und scheinbarer Abgewandtheit und dem Ausdruck frischer Klarheit und Zielgerichtetheit erklärt, den derselbe Blick anzunehmen vermag.

Daß es der Ausdruck des Auges ist, der bei der nordischen Rasse vor allen anderen Ausdrucksmitteln vorherrscht, hat ohne Zweifel allgemeinere Gründe. Fritz Lenz spricht, wie schon bemerkt, von Rassen, die mehr auf das Auge, und von anderen, die mehr auf Gehör und Sprache gezüchtet sind. Die nordische Rasse rechnet er zu den augenmäßig (optisch) begabten Rassen.

Wenn wir feststellen, daß sie nicht auf Gehör und Sprache gezüchtet sein kann, so läßt sich dies nach vielerlei Richtung hin begründen. Es ist diese Feststellung auch wieder nur Ausdruck dessen, daß dem Außen-Ich in ihrem Seelenleben eine nur untergeordnete Rolle zufällt. Es ist danach nicht anders zu erwarten, als daß bei ihr nicht so sehr wie bei manchen anderen Rassen die Sprache zum eigentlichen Träger des seelischen Austausches werden konnte und daß bei ihr der Blick mehr sagt als die Sprache.

Der Mensch nordischer Rasse spricht im Zusammenwirken mit anderen nicht mit der unbegrenzten selbstverständlichen Flüssigkeit, die vielen anderen Menschen eigen ist. Er kann, ohne daß er stumpf ist oder seelisch ruht, oft des Sprechens lange entbehren, zuweilen ist er sogar in hohem Maße sprechunlustig. Dies bedeutet nicht, daß eine gewisse Art von Redegabe nicht auch unter nordischer Gesittung hochgeschätzt wird. Es ist die Gabe wohlgezielter und gutgesetzter freier Rede, die auch schon beim altnordischen Manne zu den Tugenden des Helden gerechnet wird.

Aber häufiger als anderswo finden sich unter nordischer Rasse auch Menschen, die die Redegabe nicht nur vernachlässigen, sondern auch die natürlichen Voraussetzungen dazu nur in einem recht beschränkten Maße haben. Julius Langbehn (der Verfasser des „Rembrandt als Erzieher“) hat bereits in der Schilderung der niederdeutschen Stammesart darauf hingewiesen. Er glaubt sogar, ein im Vergleich zum Körperwuchs schmächtiges Sprachorgan und die Neigung zum Lispeln als ganz erklärt niederdeutsche Eigentümlichkeiten bezeichnen zu müssen.

Der nordische Mensch neigt sehr dazu, mit leiser Stimme zu sprechen. Gustav Frenssen hat in „Jörn Uhl“ mit feinster Beobachtung den Typ des niedersächsischen Menschen gezeichnet. Er erzählt in seinen Aufzeichnungen (Möven und Mäuse), wie ihm ein junger Bauer, den er zufällig traf, zum Vorbild für Jörn Uhl wurde. Er beschreibt diesen Menschen, schildert das schlichte ernste Gesicht und meint, er müsse noch hinzufügen, „daß er mit einer bedrückten leisen Stimme sprach“.

So drückt sich die Zurückhaltung des nordischen Menschen oft sehr deutlich in seiner Sprechweise aus. Sie ist aber auch aus anderen Eigentümlichkeiten des Ganges, der Haltung, der Gesichtszüge herauszulesen. Eine gewisse spröde Schlichtheit und Gehaltenheit ist der überall durchgehende Grundzug.

Wenn über Körperbau und Körperbewegung des nordischen Menschen etwas gesagt werden soll, so ergibt sich sofort, wie unlösbar seelischer Ausdruck und Körperbau zusammengehören. Wenn man feststellt, daß der nordische Mensch seinem Körperbau nach für eine gerundete und leicht anpassungsfähige Bewegungsart nicht geschaffen sein kann, so stellt man damit zugleich eine seelische Gegebenheit fest. Der nordische Mensch braucht einen gewissen Anlauf und Raum für seine Bewegungen. Wo er nicht mit einem gewissen Schwung ausholt, da werden seine Einzelbewegungen leicht etwas Steifes haben.

Ganz allgemein ist der Mensch in den Bewegungen seines Körpers davon abhängig, daß jede Bewegung im ganzen Körper vorbereitet wird, daß irgendwie der ganze Körper daran teilnehmen muß, indem die verschiedenen Muskelpartien an dieser Stelle angespannt, an jener gelockert werden müssen. Bei kleinwüchsigen und rundwüchsigen Menschen geht diese Einstellung und Umstellung leichter und in schnellerem Wechsel vor sich. Es ist so, als ob hier die gesamten Bewegungsantriebe dichter beisammen liegen. Bei der nordischen Rasse fehlen diese schnell schaltbaren Bewegungen. Hier ist es so, als ob die Bewegungsmechanismen weniger engen Kontakt haben und durchweg erst von innen nach außen in Gang gebracht werden müssen und daher auch nicht so schnell dem Wechsel der von außen kommenden Reize sich anpassen.

Somit entspricht seine Bewegungsweise vollkommen seiner inneren seelischen Spannweite und seiner autistischen, eigengesetzlichen Wesensart. In Gang und Bewegungen nordischer Menschen ist eine etwas steile und steife Gebundenheit oft überaus augenfällig, die sich dann mit zunehmendem Lebensalter durch die Einwirkung der Gewohnheit leicht zu einer gewissen Gemessenheit wandelt.

Daneben oder in Wechsel damit ist nicht weniger häufig eine gewisse Lässigkeit zu finden, die sehr leicht den Anstrich einer etwas bequemen und hochmütigen Selbstsicherheit annimmt. Beides steht aber nicht in Widerspruch damit, daß der Mensch der nordischen Rasse, wie bekannt, in besonderem Maße zu kraftvoll-ausholenden Bewegungen fähig ist, sobald er nur einen gewissen Schwung hineinlegt. Was seinen Bewegungen fehlt, das ist eine gewisse Unmittelbarkeit im Kleinen und Einzelnen. Nicht weniger fehlt der Charakter des Werbenden, Annähernden und der nahen Fühlungnahme.

Sucht man nach einem weiteren Merkmal, das gleichzeitig für den Körperbau, für die Bewegungsart wie für die seelische Haltung der nordischen Rasse Gültigkeit hat, so könnte man die starke Prägung und Formung anführen, die aus jedem Einzelzug zu uns spricht. Es gibt auch andere Rassen, denen dieses Merkmal in stärkerem oder schwächerem Maße eigen ist. Gegensätzlich zum nordischen Typus verhält sich aber hier beispielsweise der vorherrschend im östlichen Europa verbreitete ostbaltische Rassetypus, der in seinen Gesichts- und Körperformen etwas Weiches, Ungeformtes und Unausgestaltetes hat.

Der Konstitutionsforscher hat diese Art des Körperbaues als den weichathletischen Typ bezeichnet (Untersuchungen von Weißenfeld, veröffentlicht in der psychiatrischen Fachliteratur). Beim Weichathletiker treten die Umrißlinien des Körpers nur wenig hervor. Die Körperpartien sind nicht in ausgeprägter Weise voneinander abgesetzt. Auch die beiden Geschlechter heben sich daher in der Körperform nicht so deutlich voneinander ab. Auf seelischem Gebiete soll diesem Typus ein etwas formloses und ungegliedertes Seelenleben entsprechen. Man könnte sagen, daß ihm eine gewisse Zerfließlichkeit der Persönlichkeitsgrenzen eigen ist.

Es haben hingegen bei der nordischen Rasse Gesichtszüge wie Körperbau bei größter Mannigfaltigkeit der Einzeltypen etwas stark Durchgeformtes. Eine klare Stirne und überaus reingeschnittene Züge gehören zu den wesentlichen Eigentümlichkeiten des nordischen Gesichtes. Dies bewirkt, daß dem Ausdruck solcher Gesichter zuweilen jener Charakter des zugleich Klaren und Hellen und des Festgeformten aufgeprägt ist.

Rumpf und Gliedmaßen, Brust und Bauch sind deutlich und frei voneinander abgesetzt. Dies gibt der Haltung und den Bewegungen den Ausdruck des Freien und Isolierten.

Im nordischen seelischen Leben treten, in Übereinstimmung mit dem, was der Körperbau verspricht, unverkennbar ein starker Sinn für Maß und Gestalt, für klaren Aufbau und klare Grenzen hervor. Der Sinn für Gestalt im wörtlichsten Sinne äußert sich zunächst in der vielen anderen Rassen ganz fernliegenden Hochschätzung eines wohlgestalteten Körpers, wie sie in stärkstem Maße in der Gesittung nordisch bestimmter Völker in der Zeit vor und nach dem Mittelalter Ausdruck gefunden hat.

Der Sinn für Gestalt — der seinerseits auch zugleich mit vorherrschender optisch-räumlicher Begabung in innerem Zusammenhang steht — ist ferner eine Gabe, die zu den inneren Voraussetzungen des Tierzüchters, vornehmlich des Pferdezüchters gehört. Walter Darré hat auf die besondere Neigung und Begabung nordischer Menschen für Pferdezucht hingewiesen und bringt dies in ähnlicher Weise mit besonderen seelischen Anlagen der Rasse in Zusammenhang.

Über derartige Einzelzüge hinausgehend aber verhält das nordische Seelenleben in seinen Grundzügen sich gegensätzlich zu jener seelischen Haltung osteuropäischer Art, die eine Hochschätzung und Ausprägung fester Persönlichkeitsgrenzen nicht kennt. Damit stoßen wir auf seelische Zusammenhänge, für die wir bereits eine bestimmte Formel gefunden haben, die uns das Wesen der nordischen Rasse näherbringen soll. Wir sprachen von der Entwicklung eines festen Persönlichkeitskernes und von der Vorherrschaft des Tiefen-Ich vor dem Tiefen-Es.

Von dieser Grundlage her mag versucht werden, etwas Allgemeingültiges für sämtliche Ausdrucksformen des nordischen Menschen herauszustellen. Geht man davon aus, daß irgendwie in jeder Bewegung seelisches Leben Ausdruck und Gestaltung zu gewinnen versucht, so wird man keinem Lebewesen ein Bedürfnis nach Ausdruck schlechthin absprechen. Man kann auch beim nordischen Menschen, so sehr er dazu neigt, seine Ausdrucksmittel zurückzuhalten und abzublenden, nicht einen Mangel an Ausdrucksbedürfnis feststellen.

Auch er versucht auf seine Weise für sein Innenleben Gestalt und Ausdruck zu finden. Aber er steht vielleicht in besonderer Weise unter dem Zwange, immer wieder sich selbst, sein eigenes gesondertes seelisches Wesen auszudrücken. Dies aber bedeutet, daß ihm die allgemeingültigen, ohne weiteres und für jeden verständlichen Ausdrucksmittel nicht in gleicher Weise zur Verfügung stehen wie anderen. Insofern ist er gleichzeitig ausdrucksreich und doch ausdrucksarm. Ausdrucksreich ist er besonders in jenen glücklichen Fällen, wo er selbst die Gabe hat zu führen und für andere etwas zu gestalten. Ausdrucksarm ist er, wo er lebhafte Jedermannsaffekte mitmachen soll. Was für Menschen anderer Rassebeschaffenheit gilt, daß nämlich unter der Einwirkung einer Massenerregung ihre Ausdrucksmittel eine außerordentliche Erleichterung und Steigerung erfahren, das gilt für ihn nicht ohne weiteres und sicher nicht in gleichem Maße. Er ist weniger als andere Menschen geeignet, die Rolle des Du und des beliebig vertretbaren Jedermannsmenschen anzunehmen und zum Sprachrohr einer Seelenstimmung zu werden, die ohne weiteres übertragbar ist.

Dem Menschen mit weichen und fließenden Persönlichkeitsgrenzen kann es geradezu ein Bedürfnis werden, sich mit dem Gegenüber zu verallgemeinern und in die Rolle des anderen einzudringen. Der nordische Mensch dagegen wird es stets vorziehen, allein zu bleiben, ehe er etwas von seinem Besonderssein aufgibt, nicht weil er sich für besser hält, sondern weil seine Ausdrucksstrebungen gar nicht anders können, als den Weg über sein tieferes Ich zu nehmen.

Wenn Clauss den bezeichnenden, Abstand haltenden Wesenszug des nordischen Menschen anführt, daß er beispielsweise in Eisenbahn oder Gasthaus fast immer nach leeren Abteilen oder Tischen sucht, wenn man darauf hingewiesen hat, daß in schwedischen Eisenbahnen kaum jemand ein Gespräch mit einem Fremden anzufangen wagt und daß in Stockholmer Mietshäusern niemand sich grüßt, so hat dies alles nichts zu tun mit mangelndem Ausdrucksbedürfnis oder Ablehnung des Gemeinschaftslebens. Aber man weiß innerlich um sein Besonderssein ebenso wie um das Besonderssein des anderen und will weder sich noch den unbekannten anderen ohne Anlaß zu dem Versuche zwingen, seelischen Austausch aufzunehmen.

Ein solcher Austausch nämlich bedeutet dem nordischen Menschen mehr und stellt größere Anforderungen an sein seelisches Leben, als dies bei Menschen mit weniger gesonderter Persönlichkeitsbildung der Fall ist. Tägliches Zusammenleben und täglicher Austausch mit beliebigen anderen würde für ihn eine unerträgliche seelische Belastung bedeuten, da ihm damit die Möglichkeit genommen wäre, irgendeine seiner Ausdrucksmöglichkeiten fertig zu gestalten. Er würde vor zu großer Nähe nicht dazu kommen, sich zu entfalten. Er würde, ständig von vielen Menschen umgeben, seelischen Mangel leiden, vergleichbar dem Storch, der, als er vom Fuchs eingeladen wurde, hungrig und durstig bleiben mußte, weil ihm die Nahrung auf völlig flachen Schalen geboten wurde.

Wenn man unter einer nordisch bestimmten Bevölkerung im allgemeinen eine ausgeprägte Vorliebe für etwas steife und dämpfende Formen des Umganges und der Geselligkeit findet, so ist darin nicht eine Vorliebe für Kunst und Zeremonie zu suchen, die dem nordischen Wesen fremd ist. Vielmehr spricht sich hier das Bedürfnis aus, im Stile einer etwas bedachtsamen und fast vorsichtigen Lebensart dem einzelnen einen gewissen Austausch nicht zu unterbinden, wie der Fremde meinen könnte, sondern zu erleichtern, indem man ihn von vorneherein vor allzu unmittelbaren seelischen Berührungen sicherstellt, die ihn in seinem Ausdrucksvermögen hilflos machen könnten. Man nimmt Gelegenheit, in Selbstbeherrschung und Sicherheit sich zu üben und zu bestärken.

Es ist bekannt, daß sich auf diesem Wege allzu leicht aus dem stolzen Selbstsein eine steife Selbstgerechtigkeit entwickelt, die dann, zumal unter bäuerlichen Lebensformen, allem Neuen und Fremden gegenüber eine Miene der Erhabenheit aufsetzt, ohne, was die geistigen Voraussetzungen anbetrifft, ein Recht dazu zu haben. Man übersehe aber nicht, daß in dieser Art der Selbstgerechtigkeit sich eine gewisse Ausdrucksschwierigkeit und selbst Ausdrucksnot verrät, die sich dem an sich gesunden und natürlichen Selbstbewußtsein beimischt.

Oslos Frauen verbergen ihre Scheu hinter einem allzu selbstsicheren Wesen, sagt ein Beobachter, den Günther in dem Buch „Der nordische Gedanke“ anführt, weil er hier einen bezeichnenden nordischen Zug findet. Für die Helden vieler der Hamsunschen Dichtungen ist, wie ein Kritiker dies ausgedrückt hat, ein „Schwanken zwischen völliger Sicherheit und nervöser, unsicherer Empfindsamkeit“ bezeichnend. Aus nordischen Gesichtern ist diese Mischung von Sicherheit mit Empfindsamkeit oft deutlich herauszulesen. Was der Außenstehende leicht verkennt, ist dies, daß der nordische Mensch da, wo seine Zurückhaltung und sein Selbstgefühl respektiert wird, sehr viele feine, in leisen Ausdrucksregungen sich verratende Brücken des seelischen Austausches kennt, die nur dem Gleichempfindenden zugänglich sind und die ihn für das oftmals kühle und spröde Fürsichsein und für die scheinbare Abgeschlossenheit entschädigen können.

VII
Nordische und fälische Wesensprägung

- 1 -

Unter den vorwiegend nordisch bestimmten Volksstämmen der heutigen germanischen Länder finden sich zahlreiche Besonderheiten körperlicher und seelischer Art, die hier gehäuft, dort seltener vorkommen. Der Körperbau ist schlanker oder schwerer, die Gemütsart ist lebhafter oder stiller. Dieser oder jener Wesenszug der Rasse ist hier mehr, dort weniger deutlich ausgeprägt. Eine derartige Verschiedenheit in den Einzelzügen ist selbstverständlich und gibt nicht Anlaß, hier in jedem Falle schon in der Beimischung anderer nichtnordischer Rassetypen die Erklärung zu suchen. Eine Rasse, in der jeder einzelne Vertreter die lehrbuchmäßig festlegbaren Eigenschaften einheitlich und getreu aufweist, gibt es nirgends unter Lebewesen.

Trotzdem ist ein recht beachtlicher Ansatz dazu geschaffen worden, die nordische Rasse, so wie sie ursprünglich von den Rasseforschern verstanden wurde, in zwei Bestandteile aufzugliedern oder — nach Auffassung nicht weniger Rassenforscher — einen gesonderten Rassetyp herauszustellen, der von der eigentlichen nordischen Rasse abgetrennt wird und der unter dem heute am meisten gebräuchlichen Namen der fälischen Rasse beschrieben wird.

Alle Abweichungen dieses fälischen Typus von dem eigentlichen nordischen gehen in eine Richtung. Der fälische Schlag ist schwerer. Man hat daher auch von der schweren blonden Rasse gesprochen. Die Körperbauforschung gibt nun wichtige Hinweise auf die körperlich-seelischen Besonderheiten dieses Menschenschlages. Sie kennt eine Gruppe von Merkmalen, die gesetzmäßig in einem inneren Zusammenhang mit einem mehr athletischen Körperbau stehen. Von körperlichen Merkmalen seien nur genannt ein kräftiger Nacken mit Neigung zu etwas steilerer Schädelform, ein kräftiges Gesichtsskelett mit breiten Kiefern, stark modellierte vortretende Brauenbogen, zurückliegende Augen und ein mehr eckiges Kinn.

Sehr deutlich ließen sich bestimmte seelische Eigenarten nachweisen, die demselben Körperbau zugehören. Sie sind vor allem durch die Forschungen von Mauz klar umrissen worden. Das seelische Tempo des athletischen Menschen ist ein etwas langsames, schwerflüssiges. Seine Grundstimmung und seelische Einstellung hat etwas Ruhiges, nicht leicht Zugängliches. In seinem Wesen ist etwas Unerschütterliches und Zuverlässiges. Er kommt nicht leicht aus dem Gleichgewicht, außer da, wo schwere Gemütserregungen geweckt werden, die dann, wenn sie erst einmal da sind, bei ihm etwas Massiges und Gewalttätiges annehmen können.

Wenn nun allem Anschein nach der schwere blonde Typus von der schlankwüchsigen nordischen Rasse nur durch eine innerlich zusammengehörende Merkmalsgruppe geschieden ist, in allen anderen nicht betroffenen Zügen aber mit ihr körperlich wie seelisch übereinstimmt, so wird man zutreffender wohl nicht von einer gesonderten Rasse sprechen, sondern nur von einem bestimmten Schlag der nordischen Grundrasse. Den wirklichen Verhältnissen wird man vielleicht noch besser gerecht, wenn man annimmt, daß im wesentlichen der schwerere und der leichtere Bautyp, der seelisch mehr gebundene und der seelisch mehr ausgreifende Typ, nur die beiden Pole sind, nach denen einzelne Teile der nordischen Rassengruppe je nach den vorhergegangenen besonderen Ausleseverhältnissen hinneigen, während der Kern der Rasse nicht einseitig nur nach einer der beiden Sonderformen hin entwickelt ist.

So scheint die fälische Merkmalsgruppe bei keiner heute bekannten vorwiegend nordischen Bevölkerung ganz zu fehlen, scheint aber in reiner und extremer Ausprägung durchweg nur selten vorzukommen. Man kann sich sehr wohl vorstellen — und diese Vorstellung findet man bekräftigt durch die Schädelfunde —, daß der ursprüngliche und anfängliche Typ der nordischen Rasse vieles von den heute als fälisch beschriebenen Merkmalen besessen hat, da viele dieser Merkmale noch der einfacheren und urtümlicheren Beschaffenheit der älteren Menschheit mehr entsprechen als die stark geformten Züge des schlankwüchsigen nordischen Menschen. Auf dieser Grundlage mag sich als besonderer Auslesetyp in einem bestimmten räumlichen Bereiche dann der schlankwüchsige Typ, der in größter Reinheit die nordischen Züge aufweist, entwickelt haben. Durch starke Abwanderung dieses besonders stoßkräftigen, ausbreitungs- und

kolonisationsfähigen Menschenschlages mag sich dann in dem dritten Entwicklungsabschnitt an vielen Stellen wieder eine Häufung von solchen Typen der nordischen Rassengruppe ergeben haben, die mehr die ausgeprägt seßhaften und beharrenden Neigungen des schwereren und breiteren Schlages und den dazugehörenden Körperbau besitzen.

Über derartige Vorgänge in der Lebensgeschichte der nordischen Rasse lassen sich vorläufig nur Vermutungen äußern. Die Annahme zweier Spielarten der nordischen Rasse ist aber wichtig für uns, soweit damit die seelischen Anlagen der Rasse berührt werden. In diesem Zusammenhange ergibt sich nun, daß vielleicht sogar die Seelenforschung berufen ist, Vermutungen zu klären und einen entscheidenden Beitrag zur strittigen Frage zu geben.

Wir fanden eine Reihe von seelischen Grundeigenschaften, aus denen das Wesen der nordischen Rasse sich ableiten läßt, und wir stellen nun fest, daß diese Grundzüge sowohl dem schlankwüchsigen wie dem schweren, dem ausgreifenden wie dem beharrenden nordischen Menschenschlag durchaus gemeinsam sind. Daraus aber, so dürfen wir annehmen, ergibt sich mit starker Beweiskraft die innere Zusammengehörigkeit der beiden Spielarten.

Beiden Spielarten gemeinsam ist die besondere Art des nordischen Autismus, die Eigenlebigkeit, die Selbständigkeit gegenüber der Außenwelt und das Übergewicht eines tiefergelagerten Persönlichkeitskernes vor den austauschbaren seelischen Schichten. Geht man so von den seelischen Grundlagen aus, so möchte man annehmen, daß der schlankwüchsige ausgreifende nordische Typus in seinen ausgeprägtesten Erscheinungen die äußerste Sonderform im Bereiche der nordischen Rasse bedeutet. Die Herausbildung einer scharf geprägten freien Persönlichkeit hat hier den höchsten Grad der Entwicklung erfahren. In seiner ursprünglichen und reinsten Form dagegen beobachten wir den nordischen Autismus, die Tiefenverankerung seelischer Strebungen in einem Bereiche des Nichtausgesprochenen, gerade bei dem mehr nach der fälischen Wesensseite hinneigenden nordischen Menschen.

Wohl ist bei dem schwereren nordischen Typus mit der größeren Gebundenheit und Geruhsamkeit auch die gemütliche Seite des Wesens meist stärker entwickelt. Ein Zug zu behaglicher Breite ist bei ihm oft in hohem Maße zu finden. Gerade aber bei diesem Menschenschlag steckt in der Tiefe des Wesens ein autistischer Kern, der hier etwas besonders Unangreifbares, geradezu Starres und jedem Zugange Entzogenes hat.

Die beiden Spielarten des nordischen Menschen glauben wir aus den Schilderungen verschiedener Rassenforscher und Beobachter herauslesen zu können. Madison Grant („Der Untergang der großen Rasse“) unterscheidet innerhalb der nordischen Rasse den teutonischen Typus, der mehr stämmig sein soll, und den normannischen Typus, der durch besondere Schlankheit und scharf geschnittene Züge, durch Stolz und rastlose Tatkraft ausgezeichnet sein soll.

Mit großer Beobachtungsfreude schildert der norwegische Forscher Bryn zweierlei Menschenschläge in Norwegen, die er beide der nordischen Rasse zurechnet. Der nordnorwegische Schlag ist, wie er feststellt, der schwerere. Stirn und Schläfengegend sind breiter. Sein Wesen ist ausgeprägt ruhig, bedächtig, besonnen. Er ist standfest, körperlich wie seelisch, läßt sich nicht umwerfen und nicht aus der Fassung bringen. Hiervon unterschieden findet er vor allem in Gegenden des südlichen Norwegens einen Menschenschlag, der schlanker und magerer ist und schärfer geprägte Gesichtszüge aufweist. Er ist lebhafter und schneller, ist angriffslustig, keck und unverwüstlich munter. Er neigt zur Sorglosigkeit und hat eine Gabe, in gewisser Art das Leben leicht zu nehmen.

Die Beobachtungen Bryns erweitern in einer wesentlichen Richtung unsere Kenntnis nordischer Wesensart. Bei Überschau über verschiedene Stämme nordischer Rasseprägung erscheint uns recht einheitlich das körperliche und seelische Bild des Nordskandinaviers, so wie Bryn ihn beschreibt, des Festlandfriesen, des Niedersachsen und wohl ebenso des ursprünglichen Angelsachsen. Hier überall zeigt die Rasse recht viele Züge von fälischer Schwere, ohne daß man von einer vorherrschenden ausgesprochen fälischen Prägung sprechen kann. Durchweg zeigt das seelische Wesen unverkennbar und in reiner Form die

Züge des nordischen Autismus. Es zeigt alle jene Züge, die uns für die Eigenart der nordischen Seele kennzeichnend und allgemeingültig erscheinen.

Daneben könnte man versuchen, einen leichteren Schlag der nordischen Rasse abzugrenzen, wie ihn Bryn im südlichen Skandinavien vorfindet und wie er in ähnlicher Weise, bald gehäuft, bald vereinzelt, überall vorzukommen scheint, wo die nordische Rasse verbreitet ist. Die körperlichen Merkmale der nordischen Rasse sind diesen Menschen augenfällig und in höchster Ausformung eigen. Was ihnen seelisch das besondere Gepräge gibt, ist ein gewisser Schwung und eine gewisse Leichtigkeit des seelischen Lebens und ein hochfahrendes, stets angriffsfreudiges Wesen.

Aus der seelischen Eigenart dieses leichteren Schlages lernen wir viele Züge verstehen, die zum Bild des nordischen Menschen notwendig mit hinzugehören. Ist der schwerere nordische Schlag ruhiger, schlichter und wohl auch wärmer, so ist der leichter gebaute Schlag kühler, lebendiger, spielerischer, wendiger und in gewisser Weise großartiger. Etwas Unbekümmertes und Sorgloses und ein Zug zur Vornehmtuerei, wie man sie dem schwedischen Volkscharakter zugesprochen hat, gehört in diesen seelischen Bereich. Der Blick ist vorzugsweise auf das Ferne und Ungewöhnliche, Unalltägliche gerichtet. Das Naheliegende wird gerne unterschätzt. Vorsicht und Berechnung werden verachtet. Man denkt an das, was beispielsweise den norwegischen Walfängern nachgesagt wird, die in unbekümmertem und spielerischem Übermut ihre großen Geldgewinne in Spaß und Prahlerei vertun.

Bedenkliche und glanzvolle Wesenszüge liegen bei diesem Menschenschlag nahe beieinander. Man findet hier Menschen, die zu leicht und sorglos sich von Bindungen lösen, die stets mit vollem Winde in den Segeln treiben, und deren Leben halb Angabe und Prahlerei und halb Spiel und Sport ist.

Wo aber dem Übermut etwas von dem Glanze echter und unschuldiger Sieghaftigkeit eigen ist, da tritt uns das Bild des Siegfried der deutschen Sage vor Augen. Die deutsche Sage weiß aber auch davon, wie sehr dieser Mensch der mühelosen Kraft ein gefährdeter Mensch ist. Und wiederum verwandt dem Bilde dieses Helden, nunmehr aber von ganz anderer Sicht her gesehen, die bedenkliche Seite im scharfen Lichte psychologischer Ironie herausgestellt, ist jener ewige Norweger Peer Gynt in Ibsens Dichtung. Und wieder ein Seelenverwandter dieses Peer Gynt ist unverkennbar jener Segler und Umsegler der Meere, der Hamsunsche August, der unverwüstliche und bei aller Zweifelhaftigkeit seiner Lebensgrundlagen unschuldige Umhertreiber, der es nicht lassen kann, die Rolle des großen Mannes und des Erfindenden und Schenkenden spielen zu wollen, ohne jemals festen Boden unter den Füßen zu gewinnen.

Tritt uns die nordische Gesittung ursprünglich stets und, wie es scheint, schon von der jüngeren Steinzeit an als die des Freibauern entgegen, so ist es fast, als ob aus diesem Umkreise zeitweise immer wieder ein Schlag von Menschen sich herausgehoben hat, bei dem die bäuerlichen Züge zurücktreten gegenüber dem Gepräge des Wikingers. In der Welt der Wikinger finden wir in höchster Steigerung die seelischen Werte kühnen Ausgriffes und freigebigen Frohmutes lebendig. „Der Tod ist leicht wie das Leben es war," heißt es in dem altnordischen Innsteinlied. In den alten norwegischen Königsgeschichten wird der König in der entscheidenden Schlacht uns vor Augen gestellt: „Er lachte mit den Leuten, gutlaunig der Göttliche unterm Goldhelm stand." Nur der lebt nach Heldenart, den nicht Sieg oder Niederlage mehr berühren, sondern dessen freier Mut so unverwundbar ist, daß er, wie es in den Liedern heißt, lachend zu sterben weiß. Als die Wikinger der Jomsburg von den Norwegern besiegt sind und zum Tode geführt werden, werden sie einzeln befragt, wie sie zum bevorstehenden Tod denken. Einer der Männer, ausgezeichnet durch sein schönes und gepflegtes Haar, erklärt, nur dies sei ihm wichtig, daß man sein Haar halte und das Haupt so vom Rumpfe reiße, daß das Haar nicht blutig werde. „Bin ich doch lange darum eifrig besorgt gewesen."

Nur der Mensch ist wahrhaft frei und reich, so sagt uns jene dem Wikinger entsprechende Art der nordischen Haltung, der es sich leisten kann, „zum Spaß", aus selbstherrlichem Übermut, aus Spleen oder Sport irgendeine aparte Empfindung des Herzens über alle Nützlichkeit hinwegzusetzen, selbst wenn darüber die Torheit zum Trumpf gemacht wird. Denn man trägt in sich selbst den Hebel, der alle Alltagswerte aus den Angeln heben kann.

Erst von dieser Sicht her verstehen wir die tiefere Eigenart nordischen Wesens auch da, wo wir einen Menschenschlag vor uns sehen, der durch eine leichtere und ungebundenere Gemütsart sich hervorzuheben scheint. Hier zeigen sich seelische Möglichkeiten in höchster Kraftentfaltung, die in jedem Menschen nordischer Art dem Ansatz nach vorgebildet sind.

Wir stellen fest, daß der leichtere Schlag der nordischen Rasse nicht schlechthin damit gekennzeichnet ist, daß er einfach, wie es ja zunächst den Anschein hat, seelisch unbeschwerter, oberflächlicher und mehr nach außen gerichtet (extravertiert) ist. Es trifft wohl zu, daß er aufgeschlossener und lebhafter ist, schneller und leichter anspricht und Stellung nimmt und Anregungen leichter folgt. Er ist, was auch für den schwereren Typus gilt, stark beeindruckbar, dabei aber aufnahmefähiger, insofern er nicht so gründlich ist und die Eindrücke bei ihm nicht in gleicher Tiefe und mit gleicher Nachhaltigkeit einwirken. Er ist, um auf die altgewohnte Bezeichnung zurückzugreifen, mehr Sanguiniker. Es fehlen ihm mehr die depressiven sowohl wie die phlegmatischen Wesenszüge des schwereren Schlages.

Mit all dem ist aber nicht das Gemeinsam-Nordische in seinem Wesen erfaßt, das, was seinem Persönlichkeitsaufbau das tiefere Gepräge gibt. Ein rein extravertiertes Seelenleben ohne die Wirksamkeit seelischer Hintergründe kann nicht mehr im Bereich der nordischen Rasse liegen. Der seelische Schwerpunkt ist bei dem leichteren nordischen Schlag nicht in gleichem Grade nach den Tiefenschichten hin verschoben. Aber jene seelische Schicht, die wir das Tiefen-Ich nannten, ist in anderer Weise doch auch hier bestimmend für den Aufbau des Seelenlebens. Sie ist als der seelische Gegenpunkt wirksam und ermöglicht erst die sehr große innere Spannweite, den inneren Abstand also zwischen dem Vordergrund und dem Hintergrund seelischer Vorgänge.

Dieser Abstand, der zunächst innerhalb des eigenen Ich und erst in Folge davon der Außenwelt gegenüber besteht, ist zum hervortretendsten Merkmal dieser Menschenart geworden und erreicht hier wie nirgends die höchsten Grade der Ausbildung.

Dieser Abstand ist auch da vorhanden, wo die Basis, das Tiefen-Ich, beinahe allzu schmal und selbst dürftig geworden ist. Ja, es sieht so aus, als gewinne der Abstand hier zuweilen auf Kosten der Fülle des Tiefen-Ich. Damit freilich beginnt die Problematik dieses Typus. Peer Gynt lotet nach dem Grunde seines Wesens und findet hinter allen Schalen den Kern seiner Seele nicht mehr.

Das tiefere Ich vermag weit außerhalb des eigenen Treibens zu bleiben. So wird hier nicht selten die Grenze erreicht, wo Ernst und Spiel, wesenhaftes Tun und Spleen kaum noch sich scheiden lassen. Wir finden hier Menschen, die ihre Kräfte für eine Leistung mit einem solchen Maße kühner, aber zugleich kühler Sachlichkeit einsetzen, daß oftmals kaum noch zu entscheiden bleibt, ob ihnen nicht schließlich nur noch die Leistung als eine Kraftprobe am Herzen liegt, während sie dem Ergebnis und dem Gewinn ihres Wirkens mit einem Abstand gegenüberstehen, der ihnen die Möglichkeit eng verbundener Anteilnahme und Zufriedenheit nimmt, so, als könnten sie statt dieses Spieles ebensogut ein anderes anfangen.

Im schlimmsten Falle entwickelt sich hieraus der seelische Leerlauf eines Menschen, der nur noch mitspielt, um einen hochmütigen Anschein aufrecht zu erhalten, daß er dem Leben überhaupt noch verbunden ist. Wir sagten, der Mangel an Berechnung sei besonders bezeichnend für einen bestimmten Typus des nordischen Menschen. Und doch kann derselbe Typ auf eine andere Weise zum Spekulanten werden, ja sein sportsmäßiges Gebaren kann sich zu seelenlosem Strebertum auswachsen. Der nordische Mensch, wo er als Spekulant oder als systematischer Ansammler von Macht und Besitz auftritt — man denke an amerikanische Beispiele —, behält sehr leicht etwas von der seelischen Kinderei eines spleenigen Rekordsüchtigen, der keine in sich vernünftigen Ziele verfolgt und dem der Gewinn als solcher weder äußerlich noch innerlich etwas Rechtes zu bedeuten vermag. Das Spiel langweilt ihn und läßt ihn innerlich leer, sobald es aufhört, eine Kraftprobe für ihn zu sein.

Hier liegen bedenkliche Grenzen der seelischen Möglichkeiten des nordischen Menschen, die uns darauf hinweisen, daß jener Typus der nordischen Rasse, bei dem der Stil des Ausgriffes auf Kosten des

Beharrens im äußersten Maße gesteigert ist, in Wahrheit nicht der seelisch einfachere, sondern der problematischere ist.

Die eigentliche Gefährdung dieses Typus, der in der heldischen Haltung seine höchste Steigerung erfährt, liegt noch in einer anderen Richtung. Der Held, der sorglos und unbekümmert seinen eigenen Weg geht, weil er die Kraft und Selbstherrlichkeit hat, alle Alltagswerte umzuwerfen, geht im Grunde einen einsamen Weg. Sein schenkender Frohmut läßt ihn seiner Einsamkeit nicht inne werden. Wer aber nur schenken und nicht auch empfangen kann, geht allzu leicht dem Leben der Gemeinschaft verloren. Der reine Held und Tor wird schuldig in seinem unbefangenen Freimut, wenn er am Empfinden und Wollen der anderen vorbeilebt und vorbeihandelt. Von jenen Menschen, die in höchster Steigerung nordisch geartet sind, sind allzu viele der Heimat verlorengegangen. Sie stießen in neues Land vor, gleich ob auf räumlichem oder geistigem Gebiete, ohne rechtzeitig zurückzublicken und die Bindungen immer wieder zu festigen, die den Menschen an das Leben der Gemeinschaft binden.

Wo aber die Wurzeln zerrissen sind, die ihn an Heimat und Sitte binden, da verliert der nordische Fernfahrer die Möglichkeit der Heimkehr. Diese Wurzeln sind bei dem autistischen Menschen zarter und verletzlicher und doch zugleich für ihn lebenswichtiger als für andere, weil er ohne festen seelischen Grund allzu leicht die Kontaktmöglichkeit und die innere Bezugsetzung und Ausrichtung auf die Aufgaben des Lebens verliert.

Knut Hamsun, als dem Meister der nordischen Seelenkunde, ist es gelungen, in seinem letzten Roman (Der Ring schließt sich) diese Zusammenhänge zur Darstellung zu bringen. Vieles von der scheinbaren Oberflächlichkeit eines zügellosen Individualismus in vielen Teilen der heutigen nordischen Welt erklärt sich aus einer gewissen Entwurzelung, oder doch einer Schädigung seelischer Wurzeln. Dieser übersteigerte Individualismus ist es, wie man heute weiß, der, neben den Kriegen, die nordische Rasse in ihren artreinsten Vertretern in einem kaum vorstellbaren Umfange dezimiert hat und sie mit gänzlichem Aussterben bedroht. Die weitaus schwerste Einbuße hat die Rasse dabei an jener Art Menschen erlitten, die Träger des nordischen Ausgriffes in seiner höchsten Steigerung waren.

VIII
Psychologische Typen

- 1 -

Es hat nicht an erfolgreichen Versuchen gefehlt, eine Charakterkunde derart aufzubauen, daß man die Menschen nach bestimmten Persönlichkeitstypen einteilt und Gruppen von innerlich zusammengehörenden seelischen Eigenschaften herausstellt. Diese Versuche beziehen sich freilich nicht unmittelbar auf die Rassenlehre. Soweit sie aber von biologischer Forschung ausgehen und in das weite Gebiet der Konstitutions- und Erbforschung hineingestellt sind, können sie in vieler Richtung Aufschlüsse zur Frage nach den Zusammenhängen von Rasse und Seele geben. Denn Rasse auf der einen Seite und körperlich-seelische Konstitution auf der anderen Seite sind zwar Begriffe, die einander nicht gleichgesetzt werden dürfen, die aber doch engverflochtene Beziehungen zueinander haben.

Allgemeingültig für das menschliche Seelenleben sind die psychologischen Typen, die der Schweizer Psychiater Jung aufgestellt und zur Darstellung gebracht hat und auf die die vorhergegangenen Abschnitte schon mehrfach Bezug genommen haben.

Jung unterscheidet einen nach außen gerichteten, extravertierten, und einen nach innen gerichteten, introvertierten Menschentyp. Der Extravertierte lebt in unmittelbarer Fühlung mit der Außenwelt und der Gegenwart und läßt seine Strebungen und seine Persönlichkeitsformung weitgehend von den wechselnden Ereignissen des täglichen Lebens bestimmen. Sein seelisches Wesen geht auf Tätigkeit und Mitwirken. Sein Affektleben, sagt Jung, ist beweglich und von geringer Tiefe und paßt sich gut ein in das Leben der Gesellschaft.

Beim Introvertierten dagegen besteht eine Spannung zwischen dem, was in seinem Innern und dem, was außen ist. Er gestaltet sein Ich durch Zurückgreifen in seine tieferen seelischen Schichten. Sein Wesen ist, wie Jung sagt, ständig er selbst zu bleiben. Der Extravertierte, sagt Jung sehr anschaulich, orientiert sich an den gegebenen äußeren Tatsachen, der Introvertierte „reserviert sich eine Ansicht, welche sich zwischen ihn und das objektiv Gegebene hineinschiebt“.

Beide Typen haben nach bestimmter Richtung ihre Stärke und ihre Schwäche. Der Extravertierte ist, von außen gesehen, früh reif und fertig, insofern er schnell und leicht in die Außenwelt hineinwächst. Im Inneren aber bleibt er — und oft sieht nur die nächste Umgebung diese Schäden — unentwickelt. Es bleibt ihm nicht selten eine gewisse moralische Unreife. Dem Introvertierten dagegen haftet wegen seines viel schwierigeren Affektlebens äußerlich oft sehr lange eine gewisse Linkischkeit und eine Unsicherheit in den persönlichen Beziehungen an, weil er es schwerer hat, sich in der Welt zu bewegen. Betrachtet der Extravertierte die eigene Innenwelt mit Mißtrauen, so bleibt der Introvertierte mißtrauisch gegenüber der Außenwelt. Er bedarf erst der Abstraktion, wenn er gestalten und in die Welt eingreifen will. Trotzdem verkörpern sich in ihm Werte, die Jung selbst am besten zur Darstellung bringt, wenn er von einer gewissen Gruppe introvertierter Menschen sagt: „Wir verstehen aus ihrem Leben und nicht zum mindesten gerade aus ihrem größten Fehler, ihrem Nichtmittelienkönnen, einen der größten Irrtümer unserer Kultur, nämlich den Aberglauben an das Sagen und Darstellen, die maßlose Überschätzung des Belehrens durch Worte und durch Methoden.“

Es ist nicht möglich, die Rassen kurzweg nach der Jungschen Typenlehre einzuteilen. Unverkennbar aber sind die Beziehungen, die die nordische Rasse zum introvertierten Seelenleben hat. Von den in Europa beschriebenen Rassetypen jedenfalls sind hier die Beziehungen am engsten. Manches von dem, was Jung über den introvertierten Menschen schreibt, erscheint unmittelbar aus der Beobachtung nordischer Wesenszüge abgeleitet. Und so gewinnen wir umgekehrt aus seiner hier wiedergegebenen Darstellung des introvertierten Seelenlebens wichtige Hinweise für das Verständnis nordischen Wesens.

Diese Hinweise werden noch verdeutlicht durch die Darstellung des extravertierten Gegentypus, der nach einer bestimmten Richtung hin zugleich als Gegentypus des nordischen Menschen erscheint. Insoweit gerade das Zurücktreten des seelischen Hintergrundes und die breite Entwicklung der Zone des Außen-Ich

für das extravertierte Seelenleben kennzeichnend ist, wird man in reiner und ausschließlicher Form die extravertierte Haltung bei Menschen nordischer Rasse in keinem Falle finden. Wenn der wesentliche Unterschied zwischen dem Extra- und dem Introvertierten darin zu suchen ist, daß bei dem einen das Ich sich von außen her entwickelt und mehr in den seelischen Außenzonen, beim anderen mehr in den seelischen Tiefenzonen lebendig und wirksam ist, so muß ohne Zweifel dem nordischen Menschen die mehr introvertierte Richtung zugesprochen werden.

Trotzdem läßt sich das, was von dem introvertierten Typus gilt, nicht schlechthin auf die nordische Rasse übertragen. Wir nennen dafür dreierlei Gründe. Zunächst finden sich bei der nordischen Rasse durchaus auch einzelne stark entwickelte extravertierte Züge. Sie finden sich vorwiegend wohl in den einfacheren seelischen Schichten (wir sprachen von der Schicht des Außen-Es). Es sei hingewiesen auf das, was wir von der Naturverbundenheit des nordischen Menschen sagten und von seiner Aufgeschlossenheit gegenüber den unmittelbaren Eindrücken des natürlichen Lebens. In sehr ausgeprägter Weise sogar gehört zum Wesen nordisch bestimmter Volksstämme das, was man einen gesunden Tatsachensinn nennt. Und innerhalb der Rasse gibt es zweifellos Menschen mit einem im ganzen mehr extravertierten seelischen Gepräge. So weit nur geht es freilich nicht, daß ihr gesamtes Wesen davon bestimmt wird. Irgendwo ist immer noch eine innere Spannung, ein autistisches Gegengewicht.

Vor allem aber bezieht sich die Jungsche Typenlehre nicht durchaus auf letzte und anlagemäßig bedingte Wesensgrundlagen. Sie bezieht sich weit mehr auf das Spiel reaktiver Kräfte und auf seelische Unausgeglichenheiten und Gefahrpunkte, die aus diesem Spiel sich ergeben. Introvertierte wie extravertierte Strebungen durchkreuzen sich in der Seele. Anlage wie Lebensgang geben den einen Strebungen oder den anderen das Übergewicht. Aus den unterdrückten schwächeren Strebungen werden, wie Jung sehr anschaulich sagt, vergewaltigte Minderheiten, die den Ablauf seelischer Vorgänge in verschiedenster Weise stören können.

Beim weiteren Ausbau dieser Psychologie werden mit Intro- und Extraversion schließlich nur noch seelische Gebilde aus zweiter Hand bezeichnet, seelische Schaltungen, die irgendeiner Tendenz wegen ins Werk gesetzt werden. Man würde dann von einer gesteigerten oder reaktiven Introversion sprechen, die dem seelischen Rückzug und der Askese dienen soll, und von einer gesteigerten oder reaktiven Extraversion, die in einer überreizten, gierigen und gehetzten Weise der Außenwelt sich zuwendet. Es könnte also derselbe Mensch beider Schaltungen sich bedienen, um so zwischen Weltflucht und Lebensgier zu schwanken. Faßt man die von Jung eingeführten Begriffe aber so auf — und diese Auffassung ist bei einer so allgemeinen Typenbezeichnung wohl möglich —, so liegt dem nordischen Menschen die eine Haltung ebenso fern wie die andere. Denn beide Haltungen gehören dann in die von uns so genannte Zwischenschicht der reaktiven Labilität, die beispielsweise bei dem von Clauss dargestellten erlösungstypischen (vorderasiatischen) Menschen und ferner oftmals beim Rassemischling vorherrschend entwickelt ist, während sie bei der nordischen Rasse gegenüber der autistischen Tiefenschicht durchweg zurücktritt.

Endlich umfaßt der introvertierte Typus, der so, wie Jung ihn auffaßt, ja nicht auf eine bestimmte Rasse zugeschnitten sein soll, noch in anderer Richtung seelische Möglichkeiten, die außerhalb des Bereiches der nordischen Seele liegen. Gemeint ist hier jene Art der Nachinnenversenkung, die dem Wortsinn Introversion am meisten entspricht und für die Jung selbst den indischen Begriff der „Selbstbebrütung“ (tapas) einführt. Es senkt sich hier die Seele in Tiefenschichten, die bereits außerhalb des geformten und gerichteten Tiefen-Ich liegen und in deren Zone jede aktive Haltung schlechthin eingeschmolzen wird. Hier ist ein seelischer Bereich, der dem nordischen Menschen bereits fremd ist, weil hier die nordische Spannung zwischen Ich und Außenwelt ihre Auflösung erfährt. Statt in der nordischen Selbstbehauptung findet hier die Seele in der Hingabe den höchsten Wert. Die nordische Art der Introversion geht immer nur bis zu dem Punkte, von dem aus noch irgendeine aktive, nach außen zielende Richtung des seelischen Lebens möglich ist, sei auch der Abstand noch so weit und die Sehnsucht noch so fernzielend.

- 2 -

Eine andere Typenlehre, die von guten Beobachtungen ausgeht und dabei zu ähnlichen Unterscheidungen kommt wie die Jungsche, hat Gerhard Pfahler (Gerhard Pfahler: Warum Erziehung trotz

Vererbung?) ausgearbeitet. Er stellt gegeneinander den Typ der festen seelischen Gehalte und den Typ der fließenden Gehalte. Der Typ der fließenden Gehalte entspricht in großen Zügen vollkommen dem extravertierten Typ, so wie wir ihn schilderten. Pfahler spricht bei ihm von fließenden Gehalten, weil er nicht den Außeneindrücken festgeprägte innere Vorstellungen entgegensetzt, sondern sich von den wechselnden Eindrücken formen läßt. Sehr anschaulich sagt Pfahler, daß die Art, wie er sich der Welt zuwendet, vergleichbar sei der Welle, die sich den Unebenheiten des Geländes anpaßt. Seine Seele ist dem Draußen in der umfassendsten Weise offen.

Der Typ der festen Gehalte hat demgegenüber eine haftende Binnenwelt, von der aus er nach draußen zielt wie ein Pfeil, wie Pfahler sagt. Er setze der Außenwelt überall seine innere Meinung, seine innere Wertung und seine innere Regel entgegen. Er könne im Einzelfalle sehr wohl geistig beweglich sein. Aber es sei bei ihm nicht eine Beweglichkeit, die sich auf die Umwelt zu bewege, ihr entgegenkomme, sondern eine, die die Welt blitzschnell einordne, in sich reiße oder abfertige. Wir erkennen sofort, daß hier in der Gesamtschau mit großer Sicherheit Wesenszüge erfaßt werden, die wir der nordischen Rasse zuschreiben und mit dem ihr eigenen Autismus in Verbindung bringen. Wir finden diese Wesenszüge in reinster Form, wenn Pfahler die Haltung des Menschen der festen Gehalte in einer Stelle aus Briefen des Dichters Rilke verdeutlicht findet. Rilke schreibt: „Es ist nötig, daß uns nichts Fremdes mehr widerfahre, sondern nur das, was uns seit lange gehört. Man hat schon viele Bewegungsbegriffe umdenken müssen; man wird auch allmählich erkennen lernen, daß das, was wir Schicksal nennen, aus den Menschen heraustritt, nicht von außen her in sie hinein.“ Hier bringt der Dichter einen Gedanken zum Ausdruck, der bereits im altgermanischen Schicksalsgedanken ehemals selbstverständliches Allgemeingut der damaligen Welt gewesen ist.

In ähnlicher Weise zeigen uns Pfahlers Untersuchungen verschiedene seelische Zusammenhänge, die wir für das Verständnis der nordischen Rassenseele auswerten können. So ist es — wie hier vorweggenommen werden soll — ein bedeutsamer Hinweis, wenn Pfahler feststellt, daß der Typ der fließenden Gehalte mehr gesellschafts- und der der festen Gehalte mehr gemeinschaftsfähig sei. Pfahler gibt ein Stück ausgezeichneter Ausdruckspsychologie, wenn er vom Typ der festen Gehalte sagt, bei ihm spüre man auch dem freiesten Blick noch ab, „daß die zielende — von innen her aus dem wachen Festen zielende — Seele ihn steuert“.

Aber auch Pfahlers Begriff des Typus der festen Gehalte kann nicht — was ja auch seinen Absichten fernliegt — für die Kennzeichnung der nordischen Rasse schlechthin übernommen werden. War der ihm vergleichbare introvertierte Typ Jungs zu weit gefaßt, so ist Pfahlers Typ hierfür zu eng gefaßt. Es werden mit ihm bestimmte Wesenszüge herausgestellt, die zweifellos irgendwie dem introvertierten Seelenleben zugehören, die aber nur eine bestimmte Seite dieses Bereiches zeigen und zwar jene Seite vorzugsweise, die bei Jung weniger deutlich zur Darstellung kommt.

Pfahler legt das Hauptgewicht auf die festhaftende und festgeformte seelische Binnenwelt. Daß damit etwas Ähnliches gemeint ist wie mit dem, was wir beim nordischen Menschen den autistischen Wesenskern nannten, liegt auf der Hand. Die Begriffe decken sich aber nicht ganz. Pfahler glaubt aus haftender Aufmerksamkeit und zähem Festhalten der Vorstellungen das Wesen seines Typus erklären zu können, aus dem also, was man auch die Retentionsfähigkeit genannt hat. Damit greift er aber auf seelische Eigenschaften zurück, die den verschiedenen Persönlichkeitstypen beigemischt sein können und mit denen das Wesen autistischer, eigenweltlerischer seelischer Haltung nur gestreift, aber durchaus nicht erfaßt wird. Die Eigenschaft des Haftens, die von Pfahler so sehr betont wird, steht nicht in besonderer Beziehung zur Veranlagung gerade der nordischen Rasse. Die Neigung, starrgeformte Begriffe und überwertige Ideen zu bilden, geht dem nordischen Menschen ursprünglich sogar ab. Denn auch diese Neigung gehört noch gewissen seelischen Zwischenschichten an, die bei ihm wenig ausgebildet sind. Sein Tiefen-Ich liegt im Vergleich zu diesen Schichten eine Stufe weiter im Nichtübertragbaren und Unausgesprochenen.

Die Untersuchungen Pfahlers beleuchten aber einen anderen seelischen Tatbestand, der für uns wichtig ist. Der extravertierte Menschentyp ist der, der sich den Außeneindrücken hin gibt und insofern in ganz anderer Weise bei der Gegenwart unmittelbar weilt als der vom Tiefen-Ich her bestimmte nordische Mensch. Dem extravertierten Typ gehören Menschen an, bei denen man, in umgekehrtem Sinne als Pfahler

dieses Wort verwendet, von einem Haften an der Augenblickssituation sprechen könnte, die in Gegensatz steht zu der nordischen Weise des Abstandes. Nun zeigt aber Pfahler, daß ebenderselbe Menschentyp des seelischen Verweilens auch als der Typ der fließenden seelischen Bewegung aufgefaßt werden kann, insofern er es ist, der dem Wechsel der äußeren Erscheinungen unmittelbar folgt.

Dies gibt einen Hinweis auf die Relativität des Bewegungsbegriffes. Walter Darré (Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse) hat für die nordische Rasse dieselbe Fragestellung herangezogen. Er stellt dem nordischen Menschen entgegen den nomadenhaften Typ des flächenhaft denkenden Menschen, der die Dinge vom Oberflächenbewußtsein her sehe. Dieser Menschentyp, der doch in Wahrheit der bewegliche, unseßhafte sei, sehe seinerseits in der nordischen Rasse eine unruhige, störende und bewegliche Rasse, weil er nur den äußeren Wechsel erkenne, den der nordische Mensch an der Umwelt vornehme, während ihm verborgen bleibe, daß die Denkweise des nordischen Menschen im Inneren stetig und zusammenhängend sei, entsprechend dem bäuerlichen Denken, das die Dinge organisch aus sich heraus zur Entwicklung bringe.

Wir können somit für die nordische Rasse eine bestimmte Art des Vorstellungsablaufes herausstellen, die sie in Gegensatz bringt zum extravertierten Typus und die uns erkennen läßt, daß mit derartigen zu einfachen Begriffen nicht viel anzufangen ist, wie es etwa der Begriff des Bewegungstypus ist, den man auf den nordischen Menschen hat anwenden wollen. Die Denkweise des nordischen Menschen ist ausgreifend und fortschreitend, insofern er in Abstand von den Außendingen seine innerseelische Eigenbewegung hat, der gemäß er in die Welt hineingreift. Sie ist aber gleichzeitig stetig und gebunden, insofern er unabhängig von äußerem Wechsel an seiner Welt weiterbaut. Nietzsche spricht von den Tätigen, die im Inneren gerade die Faulen seien. Indem sie äußerer Tätigkeit und Betriebsamkeit verhaftet bleiben, seien sie zu keiner Eigenbewegung gezwungen. Leistung geht aber immer nur aus Eigenbewegung hervor. Hier wird uns schlagartig der Gegensatz bewußt gemacht, der zwischen Leistung und reiner Extraversion besteht.

Auch so verstehen wir erst den nordischen Ausgriff, von dem Clauss spricht, richtig. Dieser Ausgriff steht nicht im Gegensatz zu der bäuerlichen Haltung, die dem nordischen Menschen ursprünglich eigen ist. Er verhält sich gegensätzlich zum nomadenhaften Lebensstil, weil er gleichzeitig den Charakter des Festhaltens und des rückgreifenden Aneignens in sich umfaßt. Nicht darin nämlich besteht der nordische Ausgriff, daß der Mensch aus Veränderungstrieb sich fortbewegt von einem Punkt zum anderen, sondern darin, daß er jeweils das seelische Tau nach neuen Punkten auswirft, die er nunmehr in nicht mehr lösbare Verbindung bringt mit dem, was bereits seine eigene Welt ist. Dem nordischen Menschen ist in hohem Maße das aufbauende Denken eigen, das die Dinge ineinander flucht und bindet und im Gegensatz steht zu einem einfach reihenden Denken, das dem äußeren Wechsel der Eindrücke und Anregungen folgt.

- 3 -

Die biologisch bestbegründete Typenlehre ist die von Ernst Kretschmer (Körperbau und Charakter) geschaffene. Kretschmer greift durchweg auf die Zusammenhänge zwischen Körperbau und Charakter zurück und findet bestimmte komplexe Eigenschaften, die gleichzeitig im körperlichen wie im seelischen Habitus ihren Ausdruck finden. Er stellt gegeneinander den zyklothymen und den schizothymen Formenkreis. Rundwüchsiger Körperbau steht in Beziehung zu zyklothymer Wesensart. Menschen dieser Art sind seelisch unkompliziert. Sie leben in unmittelbarer Fühlung mit der Außenwelt. Wir erkennen hier also den extravertierten Typus wieder. Ihre Wesensart schwankt in der Hauptsache nur zwischen den beiden Polen des Leicht- und des Schwerblütigen.

Nicht so einheitlich ist die schizothyme Wesensart umrissen. Auch der ihr zugehörige Körperbau ist verschiedener Art. Es wird hier eine schlankwüchsige, vorzugsweise sogar ausgesprochen schmalwüchsige (asthenische) Gruppe gefunden, eine athletische und eine dritte, die durch gestörte (unharmonische) Wuchsverhältnisse bezeichnet ist. Entsprechend umfaßt die schizothyme Wesensart ein sehr weites seelisches Gebiet, das sich fast nur durch Bezeichnung dessen, was nicht dazugehört, deutlich abgrenzen läßt. Es fehlen hier die unmittelbar einfühlbaren und reizentsprechenden Verhaltensweisen. Es fehlt die Durchsichtigkeit und Einlinigkeit der Persönlichkeit. Jaensch spricht von dem desintegrierten Menschentyp, für den es kennzeichnend ist, daß sein seelisches Gefüge nicht einheitlich und geschlossen mitschwingt.

In der Psychologie des schizothymen Menschen liegt durchweg die Betonung ganz oder teilweise auf seelischen Tiefenschichten, gleich, ob diese primitiver, oft ursprünglichster Art oder ob sie mehr nach dieser oder jener Richtung hin entwickelt und durchgeformt sind. Im nordischen Seelenleben nun fanden wir den Schwerpunkt der seelischen Strebungen in bestimmten ausgeformten Tiefenschichten. Damit aber zeigen sich deutliche Beziehungen der nordischen Rasse zur schizothymen Wesensart. Es zeigt sich, daß — wie es ja auch von Kretschmer gemeint ist — der schizothyme Typ zwar einen weiteren seelischen Bereich umfaßt, als es einer bestimmten Rasse entspricht. Der nordische Mensch gehört aber durch seinen Autismus irgendwie in diesen Bereich hinein. Sein Autismus ist eine rassisch geprägte Sonderform schizothymen Wesens.

Beziehungen der nordischen Rasse zur schizothymen Wesensart hat man auch in der Rassen- wie Konstitutionsforschung fast allgemein angenommen. Sie werden allein schon durch die Verhältnisse des Körperbaues nahegelegt. Der schlankwüchsige langgliedrige Körperbau gibt trotz mancher konstitutioneller Variationen der nordischen Rasse durchaus das Gepräge. Der rundwüchsige Gegentypus mit langem Rumpf und kurzen Gliedmaßen liegt, jedenfalls in reiner Ausprägung, außerhalb ihrer Spielbreite. Dem schlankwüchsigen Körperbau entsprechen bestimmte Wesenszüge, die nach Kretschmers Darstellung geradezu zur Kerngruppe des schizothymen Formenkreises zu rechnen sind. Von diesen Wesenszügen seien hier genannt ein verhaltenes Affektleben, ein gewisser Formensinn und jenes eigenartige Wechselspiel zwischen seelischer Kühle und Empfindsamkeit, das Kretschmer mit besonders feinem Verstehen psychologischer Zusammenhänge aufzeigt.

Daß sich in der nordischen Rasse Gruppen finden, die mehr zu einer Spielart athletisch-eckiger Wuchsform neigen, wurde schon bemerkt, als von dem fälischen, schweren blonden Typ die Rede war. Ebenso wurde bemerkt, daß bei diesem Schlag auch die seelischen Züge in der Richtung abgewandelt sind, die dem athletischen Typus nach den neuen Ergebnissen der Körperbauforschung entspricht. Das seelische Tempo ist ein mehr beharrendes und die Ausdrucksweise eine mehr gemessene, schlichte und bedächtige.

Als Unterform des athletischen Typus wurde noch eine besondere Wuchsform beschrieben, die man die weichathletische genannt hat. Diese hat zur nordischen Rasse keine Beziehungen, weder im Körperbau noch in der dazugehörenden Wesensart, die zwar nach den gegebenen Schilderungen auch schizothym ist, aber bezeichnenderweise den deutlich geprägten Autismus nicht erkennen läßt.

Der ebenfalls schizothyme schmalwüchsig-schwächliche (asthenische) Typus überschneidet sich nur am Rande mit dem Formenkreis der nordischen Rasse. Soweit er eigentliche Kümmerformen umfaßt, steht er in gleicher Weise wie die dritte Gruppe gestörter (dysplastischer) Wuchsverhältnisse in keinem inneren Zusammenhang mit dem nordischen Rassetyp. Ob bei bestimmten anderen Rassen oder bei bestimmten Rassenmischungen solche Wuchsformen gehäuft vorkommen, ließe sich erst durch besondere Untersuchungen klarstellen. Auch die seelische Eigenart, die diesen Wuchsformen entspricht, steht in sehr vielen Zügen im Gegensatz zur nordischen Wesensart. Auch sie weist nicht den deutlich entwickelten Autismus auf, sondern nur eine große Zahl einzelner autistischer Verhaltensweisen und autistischer Sonderbarkeiten. Neigung zu schrulligem oder frömmelndem, zu verbissenem oder auch stumpf-nachlässigem Verhalten gehören in diese Gruppe seelischer Mechanismen.

Ganz allgemein gehen alle jene Züge des schizothymen seelischen Bereiches, die bezeichnet sind entweder durch seelische Stumpfheit und Formlosigkeit oder durch seelische Engbrüstigkeit, mit Körperbauformen einher, die von den Wuchsverhältnissen der nordischen Rasse abweichen. Auch nach dieser Richtung hin bestätigt es sich somit, daß seelische Züge dieser Art dem nordischen Wesen nicht zugehören.

Es bleibt noch einiges zu sagen übrig über den rundwüchsig-zyklothymen Menschentypus Kretschmers. Daß er in den wesentlichen Zügen vom Bild der nordischen Rasse abweicht, ist offenbar. Dies gilt besonders für jene Wesensart, die Kretschmer als die ausgeglichene zyklothyme Mittellage beschreibt. Hier findet sich Extraversion vereinigt mit einer etwas alltäglichen und phantasielosen seelischen Enge und Nähe. Die nicht nur körperliche, sondern auch seelische Verwandtschaft mit dem ostischen Rassetyp ist bei dieser Gruppe ganz unverkennbar. Seelische Unmittelbarkeit bei nur mäßiger oder geringer

Eindrucksfähigkeit bezeichnet zu einem wesentlichen Teil das seelische Bild der Menschen, die wir dem ostischen Rassetyp zurechnen.

Etwas anders stellen sich jene Typen des zyklothymen Formenkreises dar, die entweder durch sehr reiche oder durch nachhaltig-tiefe Eindrucksfähigkeit bezeichnet sind. Bei dieser Gruppe ist nicht selten besondere Begabung und seelische Fülle zu finden, die wegen der Frische und Geschlossenheit, die diesem Persönlichkeitstypus gleichzeitig eigen ist, zu leichter und vielseitiger Auswirkung kommt. Man möchte freilich bei diesen Typen sagen, daß die glücklichen Seiten ihres Wesens, lebhafte und aufgeschlossene Begabung und harmonischer Einklang der seelischen Äußerungen, einseitig entwickelt (luxuriert, wie der Rassenforscher sagt) sind auf Kosten der Tiefenschichten, überhaupt des seelischen Tiefenbaues. Es ist die Tiefendimension zu kurz gekommen, wie ja überhaupt dem zyklothymen Menschen allgemein nur eine geringe innere Spannweite eigen ist.

Diese Persönlichkeitstypen des zyklothymen Formenkreises lassen sich nicht einer bestimmten Rasse zuschreiben. Es ist wahrscheinlicher, daß erst die Mischung bestimmter Rassenanteile das Vorkommen solcher einseitig entwickelter körperlich-seelischer Anlagen begünstigt. Einzelne zyklothyme Wesenszüge fehlen aber auch im Bilde der nordischen Rasse nicht und können, da keine Rasse ganz einheitlich geprägt ist, hie und da mit besonderer Deutlichkeit hervortreten. Sie sind freilich auch dann mehr eine Zutat der Persönlichkeit und — wir sagten dasselbe schon von den extravertierten Wesenszügen — mehr gebunden an die einfacheren seelischen Schichten.

Auch das körperliche Gepräge des echten Zyklothymens (man spricht vom pyknischen Habitus) ist nicht allein nur durch Rundwüchsigkeit bezeichnet. Es werden verschiedene andere dazugehörende Züge genannt, so eine besondere Art der Behaarung, ferner eine zarte und frische Beschaffenheit der Haut. Damit ist nun eine Eigenschaft genannt, die ganz offenbar in Beziehung steht zur nordischen Rasse, und die ferner in Beziehung steht zu allgemeiner Eindrucksfähigkeit und die nur dem eindrucksfähigen Persönlichkeitstyp des zyklothymen Formenkreises zukommt. In der Beschaffenheit der Eindrucksfähigkeit nun und des Temperamentes können augenscheinlich innerhalb der nordischen Rasse die verschiedensten Anklänge an die zyklothyme, mehr heiter-lebhafte oder mehr schwerblütige Wesensrichtung sich finden. Es liegt hier nur an den anderen, den tieferen seelischen Schichten, wenn diese Temperamentseigenschaften in der Haltung der Gesamtpersönlichkeit oft nur mittelbar und sozusagen abgeblendet nach außen in Erscheinung treten.

Besonders scheint dies für die der manischen Wesensseite zugehörende heiter-lebhafte und leichtflüssige Temperamentsart zu gelten. Wesenszüge dieser Art müssen beim nordischen Rassetyp wohl recht stark sein, ehe sie imstande sind, die Gesamtpersönlichkeit gewissermaßen mitzuziehen. Wenn sie diese Stärke haben, so finden wir gelegentlich gerade innerhalb der nordischen Rasse Persönlichkeiten von besonderer Frische und von seelischem Schwung. Wegen der gleichzeitigen inneren Spannweite ist dieser Schwung dann ein besonders kräftiger und ausholender. Dies sei ein Beispiel dafür, wie sich bei derselben Rasse doch immer wieder in großer Variationsbreite verschiedene Persönlichkeitstypen herausbilden können, deren Wesensschichtung das eine Mal besonders günstig, das andere Mal ungünstig sich auswirkt. Für eine Schilderung und Festlegung bestimmter Einzeltypen wie bestimmter Gautypen innerhalb der Rasse ist eine solche Betrachtungsweise, die sich der psychologischen und biologischen Grundelemente der Persönlichkeit bedient, zweifellos unentbehrlich.

IX
Seelisches Grenzland

- 1 -

Die Typenlehre Kretschmers weist nicht nur auf Zusammenhänge zwischen seelischer und körperlicher Konstitution hin, sondern weist vor allem Beziehungen nach zwischen bestimmten Formen geistiger Störung und bestimmten Anlagen, die von seelischen Grenzgebieten hinüberreichen in die Bereiche des Gesunden. Ihr Ausgangspunkt war die Beobachtung verschiedener geistiger Abartigkeiten und ihr Zusammenhang mit dem Körperbau, da hier, bei den Kranken, gewisse Gesetzmäßigkeiten in deutlicheren und gegenüber dem Gesunden übersteigerten Linien sich zeigen. Insofern sie vom Kranken ausgeht, hat diese Typenlehre freilich von Anfang an eine gewisse Einseitigkeit in Kauf genommen, die aber nicht von Nachteil zu werden braucht, wenn man von ihr nicht einen umfassenden Einblick in das Seelenleben erwartet, sondern nur das, was sie geben will und kann: eine um so schärfere Erhellung bestimmter Wesensseiten.

Bleibt man sich dieser Einschränkung bewußt, so sind die allgemeinen Voraussetzungen, auf denen diese Typenlehre aufbaut, vielfach bestätigt und als unanfechtbar anerkannt worden. Es hat sich durchweg gezeigt, daß geistige Grenzzustände und Krankheiten wie durch ein Vergrößerungsglas seelische Mechanismen erkennen lassen, die auch im gesunden Seelenleben wirksam sind mit dem Unterschiede nur, daß sie hier verborgen bleiben wie einzelne Instrumente in einem großen Orchester. Sie lassen oftmals in schärfstem Lichte den Persönlichkeitsaufbau eines Menschen erkennen. Es gibt keine Form geistiger Störung, für die dies nicht in gewissem Umfange gilt. Es gilt auch für Geistesstörungen, die durch rein äußerliche Schädigungen bedingt werden. Unter Alkoholwirkung etwa offenbaren sich seelische Schichten, die, auch wenn sie sonst verborgen sind, doch für die jeweilige besondere seelische Eigenart des Berauschten durchaus bezeichnend sind.

Am meisten aber gelten diese Zusammenhänge für geistige Störungen, die auf der Grundlage erblicher Anlage sich entwickeln. Dies darf nicht zu dem Schlusse führen, daß diese Geistesstörungen insgesamt nichts anderes seien als eine Übersteigerung und Zuspitzung von Persönlichkeitstypen aus dem Bereiche des Gesunden und folglich durch keine Grenzen, sondern nur durch beliebige Übergänge von diesem Bereich geschieden wären. Es soll hier nicht ein unzulänglicher Versuch gemacht werden, das Wesen dieser Krankheitszustände zu erörtern, da dies eine umfassende Darlegung psychiatrischer Forschungsweise voraussetzen würde. Daß alle echten Geisteskrankheiten, auch die anlagebedingten, nicht ohne Zusammenhang mit körperlichen Störungen und Veränderungen betrachtet und verstanden werden können, sei hier nur am Rande bemerkt, um Mißverständnissen vorzubeugen. Es kann sich hier nur um einen Hinweis auf einige äußerlich gegebene Zusammenhänge handeln, soweit sie geeignet erscheinen, rassenpsychologische Fragen zu fördern.

Unter den in der Anlage bedingten Geisteskrankheiten lassen sich bestimmte Formenkreise unterscheiden, die nach den Symptomen und dem Verlauf in weitem Umfange geprägt erscheinen von dem jeweils betroffenen Persönlichkeitstypus. So trägt die Geisteskrankheit bei den Menschen des rundwüchsigen zyklothymen Typus das Gepräge des manisch-depressiven Irreseins. Im Vordergrunde stehen hier schwere, aber ausgleichbare Änderungen der Stimmungslage. Es verschiebt sich nicht das Verhältnis der seelischen Schichten als solches. Die Strebungen der Persönlichkeit bleiben einheitlich.

Es ist nun kein Zufall, daß nach den bisher angestellten Ermittlungen manisch-depressive Erkrankungen, die ja eine unkomplizierte, syntone Persönlichkeit voraussetzen, im Bereiche der nordischen Rasse überaus selten sind und in reiner Form, wie es scheint, nur ausnahmsweise beobachtet werden. Aus den Geisteskrankenstatistiken, die für die verschiedenen Gebiete Deutschlands vorliegen, ergibt sich sehr eindrucksvoll die auffallende Seltenheit manisch-depressiver Erkrankungen im niedersächsischen Bereich. Ferner haben die vergleichenden Untersuchungen Henckels an oberbayerischen und schwedischen Geisteskranken seinerzeit den weit geringeren zahlenmäßigen Anteil manisch-depressiver Kranker bei der schwedischen Gruppe gezeigt. Weit häufiger schon finden sich bei der nordischen Rasse Depressionszustände von einem besonderen Gepräge, mit seelischen Veränderungen, die weit mehr in das

tiefere Gefüge der seelischen Schichten hineingreifen und die damit leicht etwas Starres, Uneinführbares und Unausgleichbares annehmen.

Geisteskrankheiten von besonders wechselvoller Form werden bei Persönlichkeitstypen mit vorherrschender Entwicklung der reaktiven seelischen Schichten und einer allgemein gesteigerten seelischen Labilität beobachtet. Charakteristisch ist hier eine unstete Vielheit der Symptome, eine erleichterte Schaltbarkeit der seelischen Strebungen und eine überreizte Bezogenheit auf die Außenwelt bei mangelnder natürlicher Verbundenheit mit ihr. Wiederum ist es kein Zufall, daß beispielsweise die Geistesstörungen bei Juden vorwiegend dieses Gepräge tragen. (Arbeiten darüber finden sich in der psychiatrischen Fachliteratur.)

Dem schizothymen Typ entspricht von den geistigen Störungen der große Formenkreis der schizofrenen Geisteskrankheiten, für die Jung auch den Begriff der Introversionspsychosen gebraucht. Diesem Formenkreis gemeinsam ist das, was man Spaltung genannt hat, ein Auseinanderbrechen der seelischen Schichten derart, daß die Tiefenschichten nunmehr ein beziehungsloses und gestaltungsunfähiges Eigenleben gewinnen und mit dem Verlust jeder Zielfähigkeit unbrauchbar werden für den Einsatz in der Außenwelt. Störungen dieser Art sind nicht leicht ausgleichbar und bedeuten, wo sie fortbestehen, eine völlige Vernichtung der geschlossenen Persönlichkeit.

Sie äußern sich in verschiedensten Formen je nach Art und Stärke der Tiefenschichten, die beteiligt sind. Es können die ursprünglichsten und körpernächsten Mechanismen und Tiefenschichten zu regelloser Entladung kommen oder es können seelische Haltungen von etwas komplexerem Aufbau bloßgelegt werden.

Ebenso nun, wie über die Geistesstörungen bei Juden, liegen einige, wenn auch noch nicht abgeschlossene Untersuchungen über die Geistesstörungen bei nordischer Rasse vor. Die Ergebnisse stehen in Übereinstimmung mit sonstigen bisher gesammelten Beobachtungen und in Übereinstimmung mit dem, was wir nach den vorhergegangenen Überlegungen erwarten müssen. Die hier vorkommenden Geistesstörungen sind nicht nur zu besonders hohem Bruchteil und in sehr reiner Form der schizophrenen Gruppe zuzurechnen, sie sind auch innerhalb dieser Gruppe gekennzeichnet durch jene komplexe Haltung, für die der Ausdruck „Autismus“ ursprünglich geprägt wurde, unter Zurücktreten anderer seelischer Mechanismen, welche dem schizophrenen Formenkreis mehr oder weniger eng zugehören.

Es sei daran erinnert, daß der Begriff des Autismus der Schizophrenielehre entnommen ist, aber von seinem Begründer Bleuler von Anfang an weiter gefaßt wurde und bereits von ihm als „Selbstständigkeit gegenüber der Außenwelt“ bezeichnet wurde. Im Bereiche der schizophrenen Geisteskrankheit trägt der Autismus natürlicherweise das eindeutige Gepräge eines seelischen Defektes, weil er hier, bloßgelegt und trockengelegt, die Wirklichkeitsbezogenheit und Gestaltungsmöglichkeit verloren hat. Er zeigt sich hier von der nur negativen Seite als Störung und selbst völlige Aufhebung der seelischen Kontaktfähigkeit. In der Seele des kranken Autisten bleibt ein Ich-bereich übrig, der nach außen hin blockiert ist und der damit im leeren Raum schwebt, ein Ichbereich, von dem nicht mehr zu entscheiden ist, ob er als scheintot oder scheinlebendig bezeichnet werden soll.

Diese Zusammenhänge dürfen freilich nicht dazu verleiten, die Schizophrenie nun als eine einer bestimmten Rasse etwa eigentümliche Krankheit anzusehen. Und sie dürfen vor allem nicht dazu verleiten, diese Krankheit von der psychologischen Seite her schlechthin verstehen und deuten zu wollen. Auch das, was wir den schizophrenen Autismus nennen, ist vom gesunden Leben zu sehr geschieden, als daß er in seinem Grunde einfühlbar und verstehbar wäre. Soviel nur läßt sich sagen, daß bestimmte Äußerungsformen des Seelenlebens, die in der Schizophrenie zutage treten, und zwar vorzugsweise die als autistisch bezeichneten Äußerungsformen, bei der nordischen Rasse besonders deutlich und isoliert zutage treten. Eigene Untersuchungen — eine Arbeit aus der psychiatrischen Fachliteratur über endogene Psychosen bei nordischer Rasse sei hier erwähnt — werden bestätigt durch Harrassers rassenkundliche Untersuchungen an Geisteskranken, aus denen hervorgeht, daß die Merkmale der nordischen Rasse bei einer bestimmten Gruppe von schizophrenen Kranken am meisten gehäuft zu finden sind.

Wir wollen uns vorläufig mit einer etwas gewagten Formel begnügen, die das Wesentliche hervorheben soll. Nicht eine besondere Neigung zu Schizophrenien an sich ist dem Menschen nordischer

Rasse etwa zuzusprechen und nicht eine besondere Neigung zu Geistesstörungen überhaupt, aber im Falle geistiger Erkrankung ist es vorzugsweise eine bestimmte, durch den besonderen Autismus geprägte Form der Schizophrenie, die wir bei ihm finden. Rassenpsychiatrische Forschungen werden in Zukunft noch viele neue Fragestellungen und damit sicher klarere Ergebnisse und Einblicke bringen. Aber wenn auch sehr wenige gesicherte Tatsachen erst vorliegen und notdürftig erst einige wenige Zusammenhänge erkennbar werden, so kann doch heute schon eine rassenpsychologische Untersuchung die Bezugnahme auf rassenpsychiatrische Fragestellungen nicht mehr entbehren.

- 2 -

Um nicht zu weit und rettungslos in das Gebiet der psychiatrischen Wissenschaft hinüberzukommen, sollen nicht Beispiele aus der Psychiatrie, sondern aus der Dichtung gegeben werden, die die hier gemeinte Art und Weise der seelischen Krankheit beim Menschen der nordischen Rasse zeigen. Dies hat noch den Vorteil, daß vom Dichter bei der Darstellung seiner Menschen niemand eine Entscheidung darüber verlangt, wo in der Krankheit die Grenze des noch Einfühlbaren und Verstehbaren liegt und bis zu welchem Punkte sie noch aus seelischen Erlebnissen herauswächst, eine Entscheidung, die zwar für die psychiatrische Forschung von grundlegender Bedeutung ist, die aber in unserer Untersuchung mit absichtlicher Beschränkung nicht getroffen werden soll, weil sie für die Zusammenhänge, die hier gezeigt werden sollen, nicht maßgebend ist.

Aus Hamsuns Landstreichern kennen wir den jungen Edevart, den schlichten und introvertierten Kameraden Augusts. Hamsun kennzeichnet ihn in seiner jungen Männlichkeit und inneren Scheu als einen unverkennbar nordischen Menschen. Derselbe Edevart begegnet uns in dem anschließenden Roman „August Weltumsegler“ wieder als ein seelisch kranker Mann, der „ein inneres Übel“ mit sich herumträgt. Er kann arbeiten, essen, trinken wie früher. Aber innerlich lebt er nicht mehr mit der Welt, in der er sich bewegt. Der Dichter schildert es mit großer, fast wissenschaftlicher Wirklichkeitstreue:

„Edevart, — groß und mächtig, ein schöner Mann, ruhig vor lauter Stumpfheit. Dann und wann schüttelt er den Kopf, als habe er sich selber etwas gefragt und nein darauf gesagt, er denkt tausend Gedanken, ist aber nicht imstand, sich klar darüber zu werden. Da geht er mit einem inneren Übel umher, legt sich jedoch jeden Abend hin und steht jeden Morgen mit diesem inneren Übel wieder auf, ohne den Versuch zu machen, es zu heilen, er ist so stumpf. Was ist ihm denn Merkwürdiges widerfahren?

Er ist besiegt, sonst läßt sich nichts erkennen, ein anderer würde sich dadurch nicht klein kriegen lassen. Zum Teufel, und wenn auch seine ganzen Grundmauern nachgegeben hätten! Er konnte doch weiterleben, — so wie andere leben, die einmal aus dem Land fortgewandert waren. Zum Teufel, was ist denn dabei, wenn man heimatlos geworden ist! ...

Bisweilen lächelt er, als sei ihm ein Gedanke gekommen. Er fühlt seinen Puls. Ja, der Puls schlägt, er sieht an seinen Nägeln, daß sie seit dem letztenmal gewachsen sind. Was fehlt ihm also? Nimmt er etwa eine Frage, ein Geschenk, eine Nachricht mit gespanntem Gesichtsausdruck auf? Es müßte denn damals gewesen sein, als er vor einiger Zeit einen Brief ... bekam. Seht, da zog er verwirrt die Augenbrauen hoch und flüsterte etwas. Vielleicht flüsterte er des Nachts noch ein paarmal etwas, stand dann am Morgen auf, war unverändert stumpf, kümmerte sich um nichts, antwortete nicht einmal auf den Brief, spuckte nicht einmal sich selber an. ...

Er war einmal außer Landes gezogen und konnte das nicht ertragen, nicht auf diese leichte Art wie andere, durch eine resolute Umlegung des Lebens auf falsche Grundfesten. Als er nach all dieser Verbannung in die Bucht zurückkam, entdeckte er, daß er auch hier fremd war. ...

Wenn er lange dagesessen und ausgeruht hat, steht er unverändert müde wieder auf und macht sich auf den Heimweg. Er kann es gut vermeiden, mit der Menge zusammenzutreffen, die in der Kirche war und den neuen Kirchspielpfarrer angehört hat. Für ihn ist es gleichgültig, ob er dieser Schar begegnet oder nicht, aber wenn er ihr aus dem Weg geht, braucht er den Mund nicht zu einem Guten Tag zu öffnen. Er muß wohl hineingehen und mit den anderen Mittag essen, das muß er wohl, aber danach setzt er sich sicher auf sein Zimmer und rührt nicht einen Finger. Das bringt er wirklich fertig. Natürlich hat August recht, wenn er sagt,

er sei tot, aber was weiter? Wenn August seinerseits lebendig ist, was weiter? Weder der Tote noch der Lebendige hat das letzte Wort.“

Was diesem Manne verlorengegangen ist, das ist die innere Einstellung auf erreichbare und wünschbare Ziele. Das eine große Erlebnis seiner Jugend, die erste Begegnung mit der Frau, hatte den tiefsten Kern seines Wesens angerührt und ihn so einmalig beglückt, wie das nur bei Menschen mit großer seelischer Verhaltenheit möglich ist. Da das, was darauf folgte, nichts war als Enttäuschung, Unrast und Heimweh, und da das Bild zerrann, das seine Seele bereits greifbar vor sich gesehen hatte, als er jung war, bleibt seine unerfüllte Sehnsucht schließlich in der Luft hängen und findet keinen Anknüpfungspunkt mehr. Denn dem inneren Bild kann er nicht untreu werden.

Dieselbe Art der seelischen Krankheit bringt Hamsun nochmals in seinem letzten Werk (Der Ring schließt sich) zur Darstellung. Abel, der Auswanderer, verliert durch die Erlebnisse in der Fremde die inneren Bindungen, kehrt wurzellos und beziehungsweise zurück und führt ein autistisches Scheindasein, gleichgültig, nachlässig und zeitlos, weil seinem inneren Auge etwas Unbestimmtes, Besseres und allein des Einsatzes wert vorschwebt, das doch für immer unerreichbar und unverwirklichbar bleibt. Seiner haltlosen Seele bleibt schließlich mit Hamsuns eigenen Worten nur das eine übrig, eine völlig losgelöste, einzigartige Souveränität.

Es gibt Menschen, für die es gleichgültig ist, was gewesen ist. Sie passen sich immer neu der Wirklichkeit an und folgen mit ihrem Seelenleben dem ständigen Wechsel der Außenwelt. Für den nordischen Menschen ist das Gewesene und Vorhererlebte niemals gleichgültig, im guten wie im verderblichen Sinne nicht.

Weil sein Schwerpunkt nicht im Augenblicklichen liegt, sondern in jenem inneren Bereiche, das in langer Entwicklung nur immer mehr sein Eigenstes geworden ist, kann er das nicht mehr ausschalten, was erst einmal in diesen Bereich hineingenommen worden ist. Innere Bindungen, die er geknüpft hat, kann er nicht nach Belieben mehr abbrechen. Wo seine Scham verletzt ist, ist seine Unbefangenheit nicht völlig wiederherstellbar, und wo seine Sehnsucht einen Knick erlitten hat, bleibt eine leere Stelle zurück, von der aus eine Brücke zur Wirklichkeit nicht mehr führt.

Wohl gilt es für das gesunde Seelenleben, daß die Zeit alle Wunden heilt. Der autistische Mensch aber kommt leichter an die Grenze, wo Wunden nicht mehr heilen. Er ist verwundbar an Stellen, die allzuweit in seine Wesensmitte hineinreichen und in die seelische Steuerung eingreifen. Sehr plötzlich verliert er dann die bisherige Zielgerichtetheit und das Leben und die Forderungen der alltäglichen Wirklichkeit verschwinden aus seinem Blickfeld. Diese Gefahr kann dem extravertierten Menschen nicht drohen, der nie aus dem Bereiche der Küstensicht sich begibt, der die Küste ausfährt in all ihren Vorsprüngen und Buchten und daher nicht so wie der autistische Mensch auf den inneren Kompaß angewiesen ist.

Eine Darstellung des germanischen Seelenlebens, auch in seinen Hintergründen, ist am besten wohl Jan de Vries in dem Werk „Die Welt der Germanen“ gelungen. Er weiß „von dem lechzenden Verlangen nach etwas, das außerhalb der Grenzen des Alltäglichen liegt“, in der Seele der nordischen Irrfahrer, und von der Sehnsucht, die ihr Ziel verliert, weil sie auf etwas Glänzendes, Unbestimmtes und Unaussprechbares gerichtet ist.

„Ein unbeugsamer, stiller Arbeiter ist der Germane, treu seinem Boden und seiner Familie, mit seinen alten Überlieferungen verwachsen, mißtrauisch gegen alles, was auf einen Bruch seiner Gewohnheiten abzielt. Doch plötzlich entsteht in seiner Seele die leere Stelle, sie läßt ihn an dem Glück, das er in den Händen hält, verzweifeln, sie treibt ihn hinaus, ein merkwürdigeres und größeres Glück zu suchen.“

Schopenhauer, der englisches Wesen aus eigener Anschauung kannte, hat das englische von allen Völkern das melancholischste genannt und zielt damit ohne Zweifel auf jenen inneren Autismus, der den Engländer nicht selten manche nicht aussprechbaren Probleme tiefer sehen läßt, als dies der äußere Anschein erkennen läßt.

Von der besonderen Art seelischen Krankseins bei nordischen Menschen, von jener leeren Stelle in der Seele, weiß schließlich Gustav Frenssen in „Jörn Uhl“ zu berichten. Bei dem nachdenklichen Geschlecht der Friesen und Sachsen sind, wie er meint, jene Bauernsöhne nicht selten, die bei der Arbeit hinterm Pfluge unter heißem Drang nach gelehrtem Wissen leiden.

„Und während der Arbeit fängt der unruhige Geist an zu wühlen, zu laufen, zu rennen. So wie ein edles, freies Tier in der Gefangenschaft unruhig und rastlos am Gitter hin und her geht, hin und her, in trostloser und vergeblicher Unruhe und Verzweiflung, so geht sein Geist auch unterwegs und sieht zwischen all den Gitterstäben durch, und sieht und sieht. Und ungelehrt und ungeführt, sieht und spintisiert und ergrübelt er wunderliche und verdrehte Dinge. Da der Menschenschlag des Landes vorwiegend für Philosophie und Mathematik beanlagt ist, kommt er bald auf blankes Eis und kommt leicht zu Stellen, wo unter dunkler, durchsichtiger Decke die grünliche, unermeßliche Tiefe gähnt, in der es von Gestalten wimmelt, die er nicht bewältigen noch deuten kann. Dann geht er wohl einen scheuen, schweren Gang zum Buchhändler in der Stadt und fordert ein Buch über: ‚Die Menschheit, wie sie entstand und was mal daraus wird‘, oder: ‚Ob es wohl ein Buch gibt über Berechnung aller Flächen und über den Bau des Weltalls‘. Dann sitzt er bis in die Nacht hinein beim trüben Schein der Stallampe über dem Buch und verwirrt sich und meint, er versteht’s, und lebt in einer wirren Welt der Gedanken und kommt da immer tiefer hinein. Die um ihn wohnen, verstehen ihn nicht: seine eigenen Brüder nennen ihn einen lateinischen Bauern. Für die Mädchen, die um ihn blühen und nach ihm sehen, hat er keine Augen; und wenn er einmal zugreift, ist er so tapsig, wie der junge Hund, der unter die Hühner springt. Seine Augen richten sich immer mehr nach innen. Dort sehen sie immer Wunderliches. Endlich sehen sie dort deutlich und klar in greller, roter Schrift das Wort: ‚Geh in den Tod. Du taugst nicht unter den Menschen‘.“

Daß die Selbstmordneigung ganz allgemein bei den Volksstämmen vorwiegend nordischer Rasse erhöht ist, muß auf Grund sehr zahlreicher statistischer Erhebungen zweifellos angenommen werden. Der nordische Mensch kommt leichter an den Punkt, wo ein Weiterleben und Weiterwirken nicht mehr lohnend erscheint. Das Leben wird für ihn wesenlos in dem Augenblick, wo vom Traum zur Tat, von der Sehnsucht zur Wirklichkeit die Brücke nicht mehr reicht. Sehr oft freilich ist an diesem Punkte bereits der Antrieb gelähmt. Auch der Entschluß, ein Ende zu machen, wird nicht mehr gefunden, weil alles Wollen etwas Abschlußloses, sinnlos Wartendes und Beziehungsloses angenommen hat. Das Leben braucht nicht mit willkürlichem Einschnitt beendet zu werden, da in der Krankheit sowieso nichts übrig bleibt als ein autistisches Vorbeileben.

- 3 -

Die Strebungen des nordischen Menschen greifen über eine sehr große innerseelische Spannweite hinweg. Er zielt in die Ferne, weil der zielende Wille sehr tief liegt. Tritt nun der Augenblick ein, wo seine Strebungen nicht mehr auftreffen, so muß sein zielgerichteter Ausgriff notwendig in autistische Tatenlosigkeit umschlagen. Dies ist die Formel, die gültig ist für alle angeführten Beispiele seelischer Krankheit bei nordischen Menschen. Es leitet uns hier nicht der Gesichtspunkt, mit besonderer Vorliebe etwa das Krankhafte im Seelenleben zu betonen. Auch ist keineswegs der Schluß erlaubt, daß eine besondere Hinneigung nordischen Seelenlebens in krankhafte Bereiche anzunehmen sei. Die Beobachtung des Kranken soll lediglich dazu helfen, Allgemeingültiges für die Seele einer Rasse zu finden. Das Allgemeingültige, das wir hier meinen, hat seine dichterische Gestaltung in der Hamlettragödie gefunden.

Hamlet kann nicht handeln, weil er sieht, daß sein Handeln so weit nicht ausholen kann, wie seine Gedanken ausholen. Er müßte das Wesentliche, das Eigentliche tun, dazu aber müßte er eine Welt bewegen, die aus den Angeln ist. Alle kleinen Korrekturen sind so unwesentlich und so wenig mit seiner inneren Aufgabe in Übereinstimmung, daß er nicht den Entschluß findet, damit anzufangen.

Freilich können große Aufgaben gemeistert werden, wenn sie in Teilabschnitten und in gemeinsamem Wirken vieler angegriffen werden. Aber Hamlets Not ist nicht mitteilbar und seine Aufgabe nicht übertragbar. Seine Not und seine Aufgabe ist seine allereigenste, er glaubt sich allein verantwortlich für etwas, was über menschliche Möglichkeiten hinausgeht. Niemand kann ihm folgen und helfen, weil er von seiner einsamen Position aus die Dinge aus einem Hintergrunde sieht, der den im Vordergrunde sich

bewegenden Mitspielern und Gegenspielern gleicherweise verborgen bleiben muß. „Wir anderen bringen es zu dem bißchen, was wir sind, weil wir so durchschnittlich sind. Er ist aus einem Grenzland, das uns unbekannt ist," so heißt es von jenem Abel aus Hamsuns letztem Roman.

Wer nur durchschnittlichen Zielen nachgeht, der hat es nicht schwer, mit seiner Willenskraft gut hauszuhalten. Er glaubt zu Unrecht, dem anderen, dem allzu Autistischen fehle schlechthin die Entschlußkraft, während der andere nur die Durchschnittsziele aus zu großer Entfernung sieht, um sie lohnend zu finden, und seine Kraft an nicht mitteilbare eigene Aufgaben setzt, um deren Gestaltung er vergeblich zu müht.

Die autistische Krankheit, um diesen zusammenfassenden Ausdruck zu gebrauchen, betrifft nicht die Willenskraft als solche. Sie betrifft auch ursprünglich nicht den inneren Drang nach Gestaltung. Sie betrifft aber die Fähigkeit, diesem Drange gemäß etwas zu gestalten. Diese Menschen leiden an dem, was Kierkegaard (Die Krankheit zum Tode) in tiefsinniger Weise als „Mangel an Endlichkeit“ bezeichnet hat. Sie tragen seelische Möglichkeiten in sich, die keinen Bezug und keinen Abschluß finden können. Der Bereich des Möglichen, schreibt Kierkegaard, erweitert sich in ihrer Seele immer mehr. „Zuletzt ist es, als wäre alles möglich; zuletzt, wenn der Abgrund das Selbst verschlungen hat.“ Etwas Ähnliches meint zweifellos Clauss, wenn er gelegentlich davon spricht, daß beim nordischen Menschen ein Übermaß an Selbstgestaltung mit plötzlicher Rache der inneren Nachtwelt enden könne.

Im Bereiche krankhafter Störung des Seelenlebens tritt ein anderer seelischer Mechanismus häufig ein, den wir unterschieden finden von dem reinen Autismus der nordischen Rasse. An dem Wendepunkt, wo die Gestaltungsfähigkeit bedroht erscheint, wird auf die Forderung nach reiner Selbstgestaltung verzichtet zugunsten eines Ersatzzieles, an das sich nun die Seele mit ganzer Kraft klammert. Dieses Ersatzziel findet sich in einem allgemeinen, fertig übernehmbaren Glaubenssatz oder einer Rolle, der nun im Seelenleben eine überwertige Stellung eingeräumt wird und mit der das Ich mit großer Kraftanstrengung selbst gegen den Preis äußerster Verkrampfung sich gleichzusetzen versucht. Ein solcher Mensch will, um nochmals Worte von Kierkegaard zu gebrauchen, das Selbst, das er ist, los sein, um das Selbst zu werden, das er sich erfunden hat — zutreffender würde man noch sagen: das er von außen her übernommen hat.

Es ist ein bestimmtes seelisches Register (die Psychiatrie spricht von der paranoischen Haltung), das hier in Erscheinung tritt und das in einer mannigfaltigen Reihe von Typen sich darstellt, vom Querulanten über den Weltanschauungsphantasten und den Verkünder, den religiösen Eiferer und den Bekehrer. Die Seele findet einen Leitstern, dem sie sich bis zur Selbstaufgabe anvertraut. Sie findet ein alleinseligmachendes Rezept, dessen Wert eben darin gesucht wird, daß es gültig für alles und alle sein soll. Sie legt alle ihre Strebungen da hinein, um auf diesem Umwege eine scheinbare seelische Kraft zu gewinnen, die doch nur Selbsttäuschung ist und die vom allgemeinen Gefühle des Auserwähltseins bis zur eigentlichen Größenidee sich steigert.

Diese Art krankhafter seelischer Haltung sei hier angedeutet als etwas, was dem nordischen Seelenleben nach einer wesentlichen Richtung hin fremd ist. Wir treffen diese Feststellung, weil wir damit weitere Gesichtspunkte für die Abgrenzung des nordischen Autismus gewinnen. Der Autismus in reiner Form gibt sich darin zu erkennen, daß dem Gestaltungsdrang jede andere Erfüllung als die auf dem Wege der Selbstentfaltung versagt bleibt. Die seelischen Kräfte lassen sich nicht ablenken in Strebungen, die dem Ich von außen her als überwertige Idee sich anbieten. Sie werden daher bei Störung der Selbstgestaltung und Selbstentäußerung nicht wie beim paranoischen Menschen nur fehlgeleitet, sondern sind dann schlechthin lahmgelegt.

Der Mensch der überwertigen Idee hat, wie deutlich zu erkennen ist, neben den autistischen Zügen immer noch bestimmte extravertierte Strebungen, an die er sich klammert. Seinem Autismus ist eine reaktive Haltung beigemischt, die etwas Verkrampftes, Humorloses und Expansives annimmt. Psychologische und psychiatrische Erfahrungen gehen dahin, daß der nordische Mensch zu überwertigen Ideen nicht neigt. Sie stehen also in Übereinstimmung mit unseren Überlegungen und geben ihnen die sachliche Bestätigung.

In diesem Zusammenhange verstehen wir, daß ganz allgemein dem nordischen Menschen Rechthaberei in jeder Form nicht liegt. Der autistische Mensch überträgt, was für ihn gilt, nicht auf andere und sieht sich gezwungen, seinen eigenen Weg so oder so zu gehen. In krankhafter Steigerung äußert sich dies dann in einer Unfähigkeit zu reaktiven Bildungen, die so weit geht, daß er aus seiner autistischen Haltung heraus weder durch Zustimmung noch durch Ablehnung mehr seinen Standort klarzulegen vermag. Es fehlt ihm dann unverkennbar die Fähigkeit, noch durch einen letzten Versuch der Nachaußenwendung (Extraversion) seiner Affekte sich eine aktive Haltung gegenüber der Welt zu retten.

Es sind andere seelische Mechanismen, in die der nordische Mensch bei mangelnder Fähigkeit der Selbstgestaltung sich flüchtet. Seelische Schwäche versteckt er gerne hinter einer Fassade unversehrbarer Steifheit und etwas zeremonieller festgefrorener Umgangsart. In solchen Fällen entschließt auch er sich, eine Rolle anzunehmen, aber nicht eine Rolle, in die er nun sein Affektleben hineinlegen kann, sondern im Gegenteil — als korrekter Beamter beispielsweise — eine Rolle von etwas blasser, schematisierter Art, die man so trägt, wie einen tadellosen Anzug, und die seinem Ich ein versteckt-autistisches Dasein hinter der Maske ermöglichen soll. Hinter formelhaftem Gebaren verbirgt er oft Empfindlichkeit und Stolz.

Nicht selten auch nimmt der gleiche Wesenszug wesentlich minderwertigere Formen noch an und drückt sich dann aus in einer Neigung nordischer Menschen zu snobistischem Gebaren, einer Neigung also, unechte und wertlose Formen und Ansprüche anzunehmen und nachzuahmen, die leer und unbeseelt bleiben.

Es gibt schließlich eine bestimmte Art seelischer Versteifung, die bei nordischen Menschen trotz ihres späten Reifens und trotz oft ungestümen Empfindungslebens in der Jugend sich entwickeln kann. Die Selbstgestaltung ist hier irgendwann nach vergeblichen weiteren Versuchen steckengeblieben und das Innenleben hält sich von nun an zurückgezogen hinter verschiedenen verschlossenen Türen. Die Beziehungen zur Außenwelt werden nur zur Not in einer rationierten und künstlich eingeschränkten Weise noch weiter aufrechterhalten.

So zeigen sich Bedenklichkeiten und Schwächen innerhalb der Grenzen nordischer Wesensart in verschiedenstem Gewande, aber immer mit dem gleichen Grundzug, die die Gefahr nordischen Wesens bedeutet: die Gefahr, daß die nordische Eigenständigkeit ihr positives Vorzeichen verliert, die Gefahr des autistischen Vorbeilebens und der Eigenbrötelei.

X
Die nordische Sehnsucht

- 1 -

Immer liegt unser Traum im Unerfüllten,
Ist unser Wille höher als die kühnste Tat.
Immer ist das Jenseits die große befreiende Einsamkeit
Hinter dem Leben, und nimmermehr
Dulden wir die Sättigung des Tags,
Schweifend von der Mitte in die Ferne,
Immer sind unsere Augen des Geschehens voll,
Das überreich die starke Welt erfüllt.
Immer jedoch ist der Sturm so lang, sind der Tage so wenig,
Immer liegt Schicksal in unseren Wegen vorm Ziel.
Vielleicht auch, will es Gott, meine Brüder,
Daß unsere Träume nimmermehr Wahrheit werden,
Daß unsere Augen erblinden, ehe sich das Sehnen erfüllt.

Dieses Gedicht von Hans Friedrich Blunck mit der Überschrift „Nordmänner“ stellen wir voran, weil es am besten ist, wir lassen die Dichter sprechen, wenn wir einen Ausdruck suchen für die Sehnsucht und die Träume des nordischen Menschen. Sehnsucht und Traum spielen im nordischen Seelenleben eine merkwürdige Rolle, weil sie ein drängendes Eigenleben führen hinter den Schranken eines vorwiegend sehr gelassenen und ruhigen Wirklichkeitssinnes.

Denn so viel ist gewiß, daß die nordische Rasse, mit den Worten Alfred Rosenbergs, keine Rasse traumloser Praktiker ist und daß ihr Wirklichkeitssinn nicht gleichzusetzen ist mit emsig-zufriedener Beharrlichkeit und trocken-geschäftigem Sinn für Fortkommen in jeder Lage. Wir erinnern uns der bereits angeführten Worte von Jan de Vries, der von der leeren Stelle in der Seele des nordischen Menschen spricht, die nach Ausfüllung strebt. Diese leere Stelle kann eine seelische Schwäche und Gefahr bedeuten, weil sie oft von der Tiefe her immer wieder alles in Frage stellen kann, was der Wirklichkeitssinn gestaltet und gesichert hat. Ihre eigentliche Bedeutung im seelischen Kräftespiel geht aber weit über diese bedenkliche Seite hinaus. Sie ist das dynamische Element in der Welt der nordischen Rasse, das Element fortwirkender, von innen her kommender Bewegung. Dieses Element ist es, das sich ohne Zweifel entscheidend erwiesen hat für die Sonderstellung des europäischen Menschen unter den Völkern anderer, mehr ruhender Kulturen.

Wer nur dieses dynamische Element sieht, herausgelöst aus dem seelischen Gesamtleben der nordischen Rasse, der wird geneigt sein, den Drang und die Unruhe sogar als die wesentliche Wirkungskraft des nordischen Seelenlebens anzusprechen. Eine tiefere Kenntnis des Aufbaues nordischen Seelenlebens sagt uns etwas anderes. Nicht Ruhe oder Unruhe, sondern die Vereinigung von beiden ist — von außen gesehen — die besondere und merkwürdige Erscheinung im nordischen Seelenleben. Wäre die Kraft auflösender und formsprengender Unruhe im nordischen Seelenleben vorherrschend und nicht die Kraft der Selbstbeherrschung und ruhiger Gestaltung, so wäre die Rasse im Grunde gesittungsunfähig. Die innersten Strebungen des nordischen Menschen aber gehen immer wieder auf Gestaltung. Sein tiefstes und bestes Wollen geht immer dahin, sich eine eigene Welt zu schaffen und zu wahren und der äußeren Welt die innere Bildkraft aufzuprägen. Daraus ergeben sich seelische Spannungen, die aber nichts zu tun haben mit einem Mangel an Heimatbedürfnis und an Bedürfnis nach innerer Bindung.

Er hat die Ferne in der Seele, sagt J. V. Jensen vom nordischen Menschen und bezeichnet damit die Spannweite seiner Seele, die es ihm möglich macht, seinem inneren Auge einen fernen Blickpunkt zu geben. Sein Blick und sein Wille gehen aber nicht auf die Ferne um der Ferne willen und um die Heimat aufzugeben. Das Ziel seiner Unruhe ist vielmehr, die Verbindungslinie zu finden zwischen Heimat und Ferne. In der Ferne ein Stück seiner eigenen Welt zu finden, das in der nächsten erreichbaren Welt zu finden ihm nicht gelingt, ist seine ständige geheime Hoffnung.

So ist die vorherrschende Kraft im nordischen Seelenleben durchaus das Streben nach einer eigenen geschlossenen Welt. Weil aber das Geschehen überreich die starke Welt erfüllt und der Tage so wenig sind, weil seine innere Empfindung zu eindrucksreich und zu anspruchsvoll ist, gelingt es ihm doch niemals, den Ring rundum zu schließen. Es bleibt ein Ausfallstor und eine Front der immer neuen Auseinandersetzungen. Immer ist ein inneres Auge da, das den Blick vom Bereiche des Gesicherten und Festen aus auf Neuland und Niemandsland richtet. Während die wesentlichen seelischen Kräfte für die Festigung und Ordnung eingesetzt sind und am Ausbau und Bestand des bereits eigen Gewordenen arbeiten, greift dieser innere Blick hinaus über alle Grenzen des bisher Gestalteten und Erreichten.

Man kann diese Seite nordischen Wesens vielleicht deutlicher sich machen, wenn man fragt, ob zum nordischen Wesen mehr die Zufriedenheit gehört oder die Unzufriedenheit. Der nordische Mensch ist kein zufriedener Mensch, weil er nie in dem ganz aufgeht, was ihm die Nähe und Gegenwart geben kann. Würde man daraus aber folgern, daß ihm vorwiegende Unzufriedenheit eigen sein müsse, so würde das vielleicht noch weniger zutreffend sein. Denn seine Sehnsucht gehört zu seinem tieferen Leben und hat nichts zu tun mit Unruhe oder Mißstimmung, die den Menschen von außen her treffen kann. Am ehesten läßt sich wohl vom Seelenleben des ostischen Menschen sagen, daß es sich zwischen den Gegensätzen der Zufriedenheit und Unzufriedenheit, des Behagens und der Mißempfindung, der Wärme und des Fremdheitsgefühles bewegt. Für ihn sind Nähe und Zufriedenheit vollempfundene seelische Werte. Der nordische Mensch erlebt dieselben Werte höchstens im Vorbeigehen, sie halten ihn nicht fest, weil sie nicht den Kern seines Wesens ansprechen.

Daß es eine große Weisheit abgeklärter Zufriedenheit und Beschaulichkeit geben kann, ist nicht zu bezweifeln. Vieles von dieser Weisheit hat im Leben des fernen Ostens seinen Niederschlag gefunden, wie es in Auffassung und Lebensformen, die die Welt des nordischen Menschen bestimmen, in gleicher Weise sich nicht verwirklichen läßt.

Dem nordischen Menschen ist es nicht gegeben, seine Lebensweisheit und Erfahrung zu fertiger Abrundung und spannungsloser Einfügung in die umgebende Welt zu bringen. Seine Wünsche behalten in ihren tiefsten Ursprüngen etwas Schwebendes. Verborgene Untertöne klingen in ihm auf, die ein neues Motiv unerwartet aus dem Zustand der Ruhe heraus einflechten. „Ihn bewegen die starken Spannungen eines übervollen Gemüts," sagt Heusler, ein Kenner altgermanischen Lebens, vom germanischen Menschen. Die Ruhe und Festigkeit, die nach außen hin sein Wesen prägt, umfaßt nicht die Gesamtheit seines tieferen Wesens, sondern läßt einen Zugang offen für die sehr starken Eindrücke und Erlebnisse, die aus den tieferen, körperlich-seelischen Empfindungen ihren Ursprung nehmen. Der Dichter Claudius spricht daher von den nordischen Menschen sehr bezeichnend als „den Menschen des vielen Hin und Her hinter ihrer Schweigsamkeit".

Die Mischung von Ruhe und Unruhe, von der wir sprachen, ist vielleicht bei keinem Volksstamm so eigenartig verwirklicht wie bei dem niedersächsischen, dessen Wesen ganz und gar durch trockene Ruhe und Beharrlichkeit bestimmt erscheint, so daß der oberflächliche Beurteiler meinen könnte, er habe es hier mit Menschen von schwungloser und phantasieloser Nüchternheit zu tun. Statt dessen ist aber gerade in den Menschen dieses Stammes eine Wesensseite von merkwürdiger Zartheit verborgen, wie aus der gesamten niederdeutschen Dichtung und schon aus der plattdeutschen Sprache als solcher sich erweisen läßt. Die besondere Art nordischer Empfindsamkeit, die weit in die Schichten körperlicher Eindrücke hineinreicht, vermag niemand so greifbar darzustellen wie der Dichter Blunck, wenn er vom niedersächsischen Mensen und seiner Beziehung zur niedersächsischen Landschaft spricht: „Was dies Land uns gibt, ist Wechsel, ist ewige Unerfüllbarkeit, ist die Spannung in unendliche Weite. Wohl haben wir alle Haus, Acker, Weib, die unsere Sehnsucht sind und den Sinn heimbergen — angstvoll, als wüßten sie, daß mancher nicht wiederkehrt. Aber eine bewegte Landschaft wie die niederdeutsche läßt ihre Einwohner die Vielfalt des Hin- und Herflutens ihrer Ströme zwischen Meer und Land, läßt sie den Wechsel der hellen Tage und der Schatten und grauen Gewölke so einprägsam empfinden, daß ihr Mensch sich immer wieder zwingen muß, Beständigkeit zu üben, um nicht zwischen Unruhe und Heimweh, zwischen Jubel und Leid zu verbrennen."

Das Seelenleben des nordischen Menschen läßt sich nicht in Bewegung bringen durch beliebige Eindrücke, die auf ihn eindringen und ihn ansprechen. Er hat die besondere Gabe kühler und

unerschütterlicher Ruhe allen Eindrücken gegenüber, die auf das Außen-Ich des Menschen einwirken. Er mag sich nicht aufreizen lassen durch solche Eindrücke, mag sich nicht beeinflussen und in Unordnung bringen lassen. Derselbe Mensch aber, der dem lauten Wort und dem sinnenstarken Eindruck keinen Zugang gibt, ist oftmals auf das tiefste zu bewegen durch Eindrücke, die auf gewisse schwebende und tiefenbezogene Stimmungen in ihm auftreffen und die von jener Stelle her ihn anrühren, wo sein innerstes Leben noch fließend, suchend und unabgeschlossen ist. So mag es kommen, daß viele Worte und Eindrücke ihn innerlich nicht erreichen, daß aber irgend etwas Fernliegendes und Unausgesprochenes, ein leiser Ton, etwas, was zwischen den Zeilen ist, in ihm eine Einstellung, Sehnsucht und Erwartung weckt, die ihn nicht mehr losläßt.

So erlebt er mehr als andere Menschen die Eindrücke wie durch ein seelisches Filter hindurch. Er ist in einer besonderen Weise hellhörig und weitsichtig für alles, was seine inneren Erwartungen wachsen und reifen zu lassen vermögen. Nur das nimmt er auf, und er nimmt es dann auf als etwas, was sich seiner eigenen Welt unlösbar einfügt. Er erlebt es als etwas, was von jeher sein eigen war, weil er es, mit dem Worte Eckeharts, als eine Sehnsucht seines Herzens schon besaß.

Die wesentlichen seelischen Strebungen des nordischen Menschen gehen immer dahin, zu werden, was er ist. Damit aber wird uns auch hier der autistische Grundzug im nordischen Seelenleben erkennbar und erst von der nordischen Eigenständigkeit her wird der anscheinende Widerspruch zwischen Ruhe und Unruhe verständlich. Die nordische Unruhe nimmt ihren Ursprung immer aus der Sehnsucht, jenen Teil der Eigenwelt zu verwirklichen, der noch nicht verwirklicht ist. Den nordischen Menschen bewegt nicht der Drang, beliebig nur Neues und vorher Fremdes zu erleben, sondern ihn drängt es, etwas zu finden, was ein Teil seines Selbst ist. Er sucht in der wirklichen Welt nach den Bildern, die in seinem Inneren vorgezeichnet sind.

Diesen inneren Bildern nicht untreu zu werden und nichts davon abzulassen zugunsten einer bequemeren und leichter zugänglichen Gestaltungsweise — das ist das, was der nordische Mensch als sein Gewissen und als seine innerste Triebkraft empfindet. „Immer hören wir die unaufhörlich hinter uns und in uns zum eigenen Tun und Selbstsein rufende und mahnende Stimme“, sagt daher Friedrich Blunck.

Will man in einem Satze alles ausdrücken, was an tieferer Bewegung in der Seele des nordischen Menschen wirksam ist und was seiner Ideenwelt im kleinsten wie im größten die eigentliche Triebkraft gibt, so wird man sagen: Es ist sein ständiges unbewußtes Suchen nach den tiefsten entscheidenden Berührungspunkten zwischen Ich und Welt. Er ist in der äußeren Welt nicht mit derselben Selbstverständlichkeit zu Hause wie der extravertierte Mensch. Er erlebt sie aber auch nicht als etwas Fremdes und Unbeseeltes, das mit seinem Eigenleben nichts zu tun hat und gegen das er sich abschließen müßte. Ihn bestimmt — vor aller Philosophie — das Gefühl, daß äußere Welt und innere Welt, daß Weltordnung und eigenes Selbstgefühl sich im Eigentlichen und Wesentlichen entsprechen. Die Spannung aber, die zwischen beiden Welten ist, ist zu weit, um jemals überwunden zu werden, und die Strebungen, die am weitesten zielen, treffen nicht mehr auf. So bleibt immer ein Rest von nicht verwirklichter Selbstgestaltung, eine letzte Aufgabe, die nur der Sehnsucht erreichbar scheint. Daher trifft Ursula Zabels Wort einen der Angelpunkte nordischen Empfindens: „Unsere Sehnsucht ist unsere Wahrheit.“

Der isländische Dichter Gunnarsson schildert das Gefühl unstillbarer Erwartung seiner Jugendjahre (Nacht und Traum):

„Irgendeiner mußte das Eigentliche kennen, das, worum das Ganze sich drehte — irgendeiner mußte die Worte sprechen können, die einem die Unruhe vom Herzen nahmen.“ Das „Eigentliche“ liegt im Bereich des Nichtausgesprochenen. Scheinbar zufällige Eindrücke bringen für einen Augenblick den verborgenen inneren Gestaltungsdrang zum Aufleuchten: „In Rede und Tun mancher Menschen war zuweilen eine Erquickung, eine unerklärliche Erquickung — ja manchmal selbst in ihrem Schweigen und in dem, was sie unternahmen. Auch die Beleuchtung, die stolzen und traurigen Linien eines Vogels, ein schlafendes Pferd konnten eine Linderung bringen. Nur konnte man nie im voraus wissen, wann es kam — auf einmal war es da! Wenn man aber beschäftigt war, geschah es selten, und langweilte man sich, so geschah es nie.“

Eine merkwürdige Bedeutung nun gewinnen im Vorstellungsleben des Jungen das Gebaren und die Worte des schizophrenen Sattlers und Künstlers, des goldhaarigen Einar. „In seinen Worten nahm alles tieferen Sinn an, wurde doppelsinnig, überlegen.“ Schließlich gibt der Dichter uns ein eindringliches Zeugnis für die Beziehungen jenes seelischen Grenzlandes, von dem der vorhergegangene Aufsatz sprach, zum allgemeinen Bereiche nordischer Sehnsucht, wenn es dann weiter heißt: „Dieser Mann war mir in jeder Beziehung ein großer Trost und ein Erlebnis.“

Einen Einblick in den gleichen Bereich nordischen Seelenlebens gibt eine Stelle aus Hamsuns Pan, die zugleich in außerordentlicher Steigerung die nordische Empfindsamkeit gegenüber den leisesten Eindrücken des Naturerlebens anschaulich macht: „Es kann regnen und stürmen — darauf kommt es nicht an; oft bemächtigt sich an einem Regentage eine kleine Freude des Menschen und macht, daß er mit seinem Glück still beiseite geht. Dann stellt man sich hin und blickt geradeaus, hie und da lacht man leise und sieht sich um. An was denkt man? Eine klare Scheibe in einem Fenster, ein Sonnenstrahl auf der Scheibe, ein Blick auf einen kleinen Bach und vielleicht auf einen blauen Spalt am Himmel. Es braucht nicht mehr zu sein.“

- 2 -

Selbstverständlich ist eine gesteigerte Eindrucksfähigkeit allgemeine Voraussetzung für künstlerisches und dichterisches Erleben. Das aber, was den nordischen Dichter bewegt und ihn drängt, der Überfülle der Bilder und Gedanken Ausdruck zu geben und beredt zu werden trotz seiner Zurückhaltung, greift tiefer und faßt ihn an der innersten Stelle seiner Seele an. Jener Zug der Sehnsucht und die Richtung der Seele auf etwas, was nicht fertig und nicht übertragbar, und was doch „das Eigentliche“ ist, ist in dieser Weise nur der nordischen Kunst eigen und kann nicht als allgemeines Merkmal der Kunst auch anderer Rassen angesprochen werden. Wir finden hingegen denselben seelischen Zug auch in anderen gedanklichen Gestaltungen nordischen Weltgefühles. In reinster Form vielleicht finden wir ihn zur Darstellung gebracht bei Meister Eckekart, dessen Bedeutung für die innersten Werte der nordischen Rasse von Alfred Rosenberg gezeigt worden ist.

Das Kunstempfinden anderer Rassen hat seinen Schwerpunkt in anderen seelischen Strebungen. Künstlerisches Erleben als seelische Erfüllung, als beschauliche Entspannung und Freude am Einklang und an allen kleinen Schönheiten und Annehmlichkeiten des unmittelbar Daseienden findet im Kulturkreis des fernen Ostens Ausdrucksmöglichkeiten, die in dieser Weise dem nordischen Menschen versagt bleiben.

Innerlich fremd bleibt dem nordischen Menschen eine andere Kunstauffassung, der die Mittel der Kunst als solche wesentlich sind und die an dem Reichtum oder Geschick der Form und Darstellung Freude empfindet, eine Erlebnisart, die am meisten wohl den Menschen westischer Rasse eigen ist. Und ebenso fremd ist es ihm, wenn im Gegensatz dazu die Seele anderer Rassen künstlerisches Fühlen gleichsetzt mit seelischer Entfesselung, Zuchtlosigkeit und formsprengendem Rausch.

Im künstlerischen Erleben des nordischen Menschen und in jeder Art der ihm möglichen seelischen Erhebung paaren sich in einer besonderen Weise drängende Bewegung mit Maß und Ordnung und Ergriffenheit mit Selbstgestaltung und seelische Erschütterung mit seelischer Festigkeit. Hölderlin hat in einem Wort an die Dichter dafür den bezeichnenden Ausdruck gefunden: „Doch tief erschüttert, eines Gottes Leiden mitleidend, bleibt das ewige Herz doch fest.“

Diese Polspannung ist lebendig in den bescheidensten wie in den gewaltigsten Werken nordischen Stiles. Sie bleibt das gemeinsame Merkmal, auch wenn man in der Geschichte nordisch bestimmter Kulturen hier mehr den einen, dort mehr den anderen Pol betont findet, derart etwa, daß in der Gestaltungsweise der antiken Welt mehr das Streben nach Maß, in der Gesättigung germanischer Wanderzeit mehr die drängende Bewegung vorherrschend war. Stets gründet die nordisch bestimmte Kunst nicht auf einer unmittelbaren und verweilenden Art der Auffassung, die den Dingen sich hingibt und die Eindrücke widerspiegelt. Sie greift vielmehr durch die Dinge hindurch, um sie mit einer inneren Sinngebung zu durchwirken. Von den einfachsten Ornamenten der nordischen Steinzeit bis zu dem mit unbändigem Bewegungsdrang geladenen

germanischen Schlingenmusterstil ist es immer wieder dieselbe Vereinigung von raumeinteilender Ordnung mit fortlaufender Bewegung, die der nordische Künstler zur Darstellung bringt.

In gleicher Weise hat im Versbau altgermanischer Dichtung mit ihren übereinandergreifenden Sätzen der heftigste Drang nach fortschreitender Bewegung, den wir aus Kunst und Dichtung überhaupt kennen, sich vereinigt mit strengster Gehaltenheit und Gefühlsbeherrschung. Das gewaltigste Beispiel für diese Art des künstlerischen Gestaltens gibt uns neben gewissen Werken der Baukunst die polyphone Musik in ihrem von Bach erreichten Höhepunkt. Daß eine so drängende Fülle innerster Sehnsucht sich durch ein Wunderwerk ineinander greifender Stimmen von fast mathematischer Ordnung und sieghafter Zielläufigkeit bändigen und formen läßt, bleibt wohl für immer einer der ganz seltenen Höhepunkte seelischer Ausdrucksmöglichkeit.

Nordische Kunst verwirklicht sich immer nur in den Augenblicken, wo die Kluft zwischen den inneren Strebungen und der Form der Darstellung sich überwinden läßt. Es widerstrebt die ebenso, sich an das äußere Leben zu binden, wie sich im fließenden Strome der Phantasie zu verlieren. Nur wo ihm eine Form sich bietet, die zugleich allgemeingültig und zugleich Symbol des Eigentlichen und Kostbarsten ist, das er in sich trägt, vermag der nordische Mensch etwas zu gestalten, was mit echtem Ausdruck voll erfüllt ist. Wegen seines gehaltenen und gefaßten Innenlebens fehlt seinem Erleben auch bei höchster Steigerung bewegter Phantasie der Zug ins Uferlose, Dunkle oder Dämonische.

Seine Phantasie nämlich ist ihrer Richtung nach vorzugsweise nicht eine tiefwühlende, sondern eine aufsteigende und neigt durchaus der Tagseite des Lebens zu. Wenn vielfach — auch von seiten mancher Forscher — noch immer die Vorstellung aufrechterhalten wird, als habe das ursprüngliche germanische Leben stark dämonische Züge getragen, so steht dies in Widerspruch nicht nur zu den einfachen rassenpsychologischen Beobachtungen, sondern auch zu der germanischen Überlieferung selbst, die in nicht mißzuverstehender Weise derartige seelische Züge immer einem irgendwie fremdartigen, trollhaften, häßlichen und dunkelfarbigen Menschentyp zuspricht, gleich ob dieser Typ nun unmittelbare Beobachtungen wiedergeben soll oder mehr symbolhaft gemeint sein mag.

Es liegt dem nordischen Menschen nicht, sich in die Macht der verborgenen und ungestalteten seelischen Kräfte zu geben und sich mit dem Zauber der Nacht zu verbünden. Sein Vorstellungsleben drängt nicht der Tiefe zu, sondern ist auch da, wo es suchend und unklar ist, nicht dumpf und bohrend, sondern stets mehr schwebend und frei und zum Hellen drängend. Alles Finstere und Geheimnisvolle hat für ihn nicht die lockende Gewalt, die es für viele Menschen anderer Rasse hat, und für düstere und schwelende Stimmungen ist in seiner Seele kein rechter Nährboden vorhanden. Seine seelische Bewegung ist stets mehr die der Sehnsucht als die des Rausches, und diese Sehnsucht hat immer etwas von Hoffnung und Ausblick auf etwas blaue Ferne und auf etwas, was lichter und reiner ist als die Farben des Alltages.

Es mag im Zusammenhang einer psychologischen Untersuchung etwas überschwänglich erscheinen, wenn man dem nordischen Menschen allgemein und nicht nur auf den Höhen künstlerischen Empfindens ein besonderes inneres Gefühl für etwas Helleres und Vollkommeneres zusprechen will. Es ist aber offenbar, daß dieses Gefühl im nordischen Leben eine außerordentliche Wirksamkeit erwiesen hat und daß es auch hinter einem sehr nüchternen Wirklichkeitssinn nordischer Menschen oftmals in ungeahnt starkem Maße verborgen ist. Nur Hölderlins Wort: „Denn es schämt sein Liebstes zu nennen sich der Mensch“ gibt hier oftmals den Schlüssel zum Verständnis nordischen Wesens.

Es muß genügen, auf ein Lebensgebiet hinzuweisen, auf dem auch der seelisch einfache und schlichte Mensch nordischen Wesens jenes Gefühl oft sehr stark erkennen läßt. Es ist das Liebesleben, insbesondere soweit es die ursprüngliche Stellung des nordischen Mannes zur Frau betrifft, das überall, wo wir nordische Gesittung treffen, einen besonderen Zug von Sehnsucht aufweist, die ihrem Wesen nach nicht nur und nicht unmittelbar sinnlich ist. Es ist kein Zweifel, daß der nordische Mensch in besonderem Maße geneigt ist, im anderen Geschlecht etwas zu suchen, was er in sich trägt als ein Inbild von etwas Kostbarem und Unantastbarem. Die Achtung, die im nordischen Leben der Frau entgegengebracht wird, entspricht einem sehr weitgespannten Gefühl, das in seinen letzten Ausstrahlungen durchaus dem religiösen Empfinden nahesteht. Der nordische Mann besitzt, wie man vielfach bemerkt hat, im Gegensatz zu manchen anderen

Rassen die ausgeprägte Neigung, das Wesen der Frau zu erhöhen und ihr den kostbarsten Teil dessen zuzusprechen, was ihm zu seiner Selbstverwirklichung fehlt.

Da der nordische Mensch den suchenden Blick gerne auf Fernes und Nichtberührbares richtet und ein Teil seiner verborgenen Wünsche sich im Unerfüllbaren verliert, wird er leicht dahin kommen, das Nahe und Gegenwärtige in seinen Einzelheiten unscharf zu sehen. Daher sagt Sundbärg vom schwedischen Volkscharakter: „Alles Naheliegende sieht der Schwede verschwommen und dunkel und betrachtet es mit einem gewissen Mißtrauen. Alles Fernliegende sieht er groß und klar und gerne mit verzückter Bewunderung."

Daß diese ihm eigene Weitsichtigkeit die Einpassung in enge Verhältnisse erschwert, ist selbstverständlich. Die Art seiner Blickrichtung kann, wie sich ohne weiteres versteht, zur Gefahr einer gewissen Weltfremdheit werden, sobald ausgleichende seelische Kräfte versagen. Entweder verschiebt sich dann der Standort des nordischen Menschen zu weit seitab vom hauptsächlichen Geschehen, so daß sein Abstand der Abstand des halb Außenstehenden wird. Er erlebt die Dinge nur vom Rande her. In solchem Abstand spricht sich wohl immer eine gewisse seelische Schwäche aus, die aber einhergeht mit einem besonderen Vermögen, das in dieser Weise zweifellos nordisch ist, die zarteren und nicht ausgesprochenen Regungen aufzufangen und sich bewegen oder beglücken zu lassen von Eindrücken, die nur flüchtig und kaum greifbar die Seele streifen.

Oder aber es bleibt der nordische Mensch weltfremd, weil er den Bezug auf die Außendinge nicht findet und mit sich selbst nicht zu Ende kommt. Es ist ja ein wesentlicher Grundzug in der germanischen Geistesgeschichte — Kolbenheyer sagt von den Deutschen: „Sie verstehen das Fürwahrhalten nicht. Sie müssen in allem ihr Eigentum suchen und finden können" —, daß nichts fertig angenommen wird, wie es sich bietet. Es muß den Weg durch das Ich gehen und dieser Weg kann ein langer und tatenlähmender sein, wenn der Seele die notwendige letzte Kraft zur Gestaltung fehlt.

Ein grüblerischer Zug, der zum nordischen Wesen gehört, ist die Selbstbefragung in abgeschlossener Einsamkeit, die seinen Entscheidungen vorausgeht. Diese Selbstbefragung ist bereits in den altisländischen Sagas, als die Menschen mit dem Glaubenswechsel sich auseinandersetzen mußten, in Deutlichkeit geschildert.

Bezeichnenderweise ist es immer ein Lieblingsgedanke des germanischen Vorstellungslebens gewesen, daß nur dem Träumer verborgene seelische Möglichkeiten aufbrechen können, die ihn eines Tages zum entscheidenden Täter werden lassen können. Nicht zufällig hat Sage und Märchen germanischer Länder — ganz besonders liebt die dänische Überlieferung das alte Motiv — eine erklärte Vorliebe für den Aschenhocker und Dummhans, der eines Tages zum Helden wird. Der Mensch der ungeahnten und verborgenen seelischen Möglichkeiten ist es, der hier dargestellt und zum Sinnbild des germanischen Lebens wird. Der ungeschickte und weltfremde Junge, der allen nur im Wege ist, erhebt sich nach langer Unreife und langem Beiseitestehen mit einem Male und gerade zur rechten Zeit als der Mann der befreienden Tat.

Zum Schluß sei auf eine Göttergestalt aus dem germanischen Vorstellungsleben aufmerksam gemacht, von der wir heute freilich wissen, daß sie nicht aus dem ursprünglichen Mittelpunkt germanischer Gesittung herausgewachsen ist, die aber unseren Blick noch heute fesselt, weil sie in einem seltsamen Zwielicht am Rande germanischen Seelenlebens steht und zum Symbol geformt erscheint für alles Bewegte im Geschehen der Natur wie der nordischen Seele. Der wandernde und vielgestaltige Wodan wurde zum symbolhaften Gott des Fernendranges und der bewegten Phantasie und er wurde gleichzeitig, weil hier dem tieferen Blick sich die Verbindungslinien zeigen, zum Gott der Einsamkeit und der Innenschau.

Wir bleiben uns dabei bewußt, daß in der Ausdeutung germanischer Überlieferungen keine Göttergestalt so umstritten ist wie die Wodans. Man hat Wodan zutiefst verknüpft mit dem germanischen Glaubensleben und dem germanischen Schicksalsgedanken und hat hingewiesen auf das Weiterwirken derselben Vorstellungen in der späteren Gestalt Fausts und in all dem, was man den faustischen Drang des

nordischen Menschen genannt hat. Dies mündet dann in jener Auffassung, die den faustischen Drang an den Anfang nordischen Wesens überhaupt stellen will und die sich in Spekulationen und Deutungen zu weit entfernt von dem körperlich-seelischen Bilde der nordischen Rasse und ihrer Lebensgrundlagen, wie es aus der einfachen Beobachtung und aus der biologisch begründeten Rassenkunde sich ergibt.

Von der Gegenseite wurde das ursprüngliche Wesen germanischer Gesittung richtiger empfunden und mit der Erkenntnis, daß nicht Unruhe und Kriegertum die Grundlage dieser Gesittung gebildet haben, wurde auch die Stellung Wodans in der germanischen Glaubenswelt, in der Donar als Freund und Schützer des bäuerlichen Menschen durchaus das Übergewicht hatte, mit Mißtrauen betrachtet. Diese Richtigstellung ist besonders das Verdienst von Bernhard Kummers Werk „Midgards Untergang“.

Man hat von dieser Seite her wichtige Ergebnisse mythologischer Forschung in den Vordergrund gestellt, die deutlich zeigen, daß Wodan ursprünglich mehr Beziehungen zur Welt des Todes als des Lebens hat. Düsterfarbig sind, wie es scheint, die ursprünglichsten Wesenszüge Wodans und im Umkreise dieser Göttergestalt finden wir eine Fülle spukhafter Vorstellungen aus uralten Tiefenschichten der Seele, Reste eines magischen Weltbildes, in dem Fruchtbarkeitszauber und seelische Rauschzustände eine wesentliche Bedeutung hatten. Es versteht sich wohl aus einfacher Überlegung, daß aus solchen allgemeinen Resten nicht in erster Reihe das erschlossen werden kann, was einem Volkstum oder einer Rasse besonders eigentümlich ist, als vielmehr das, was diese Rasse mit urtümlichen Zuständen des menschlichen Seelenlebens gemeinsam hat. Überdies hat das germanische Glaubensleben der geschichtlichen Zeit bereits vielgestaltige Strömungen in sich aufgenommen, die fremden Ursprungs sind. Beispielsweise sind die Zusammenhänge zwischen Zauberglauben und lappländischem Volkstum im Norden zweifellos aufschlußreich.

In der Gestalt Wodans gewannen nun in der germanischen Spätzeit alte Vorstellungen neues Leben in neuer Form. Der Wodansglaube wurde Ausdruck bestimmter übersteigerter germanischer Lebensformen, die mit verstärkter Bewegung, mit Unruhe, Krieg und Wanderung in Zusammenhang stehen. Kummer hat gezeigt, daß diese Lebensformen nicht einfach auf die allgemeingermanischen Verhältnisse übertragen werden dürfen, daß sie vielmehr bereits hinweisen auf entwurzeltes Leben, auf Vereinzelung und auf eine Lösung alter Bindungen und alten Vertrauens, bis dann in krassester und niedrigster Form nach der Bekehrungszeit alter Glaube sich in dämonischen mittelalterlichen Aberglauben verkehrt.

Diese Auffassung trifft sich zweifellos mit den Erkenntnissen der Rassenpsychologie. Trotzdem haben wir keinen Anlaß, aus dem tiefsinnigen Sagenkreis um den Gott Wodan nicht das herauszuholen, was dem nordischen Wesen irgendwie zugehört. Ohne gültig zu sein für die breiten Grundlagen der germanischen Welt, wirft es doch ein um so schärferes Licht auf ein Teilgebiet dieser Welt. Einige Züge, die uns wesentlich erscheinen, sollen mit wenigen Worten nachgezeichnet werden. Ich folge hier Anregungen, die wir aus den Forschungen von Otto Höfler und Martin Ninck gewinnen.

Wodan ist der Gott der Krieger, der in der Art, wie er seine Günstlinge mit Glanz und Glück auszeichnet, um sie plötzlich auf der Höhe des Stolzes hinwegzuraffen, gleichzeitig Licht und Schatten eines erhabenen und lebenverschwendenden Schicksals zum Ausdruck bringt. Wir können es nicht als nur sitten- und zeitgebundene Erscheinung und als bedeutungslos für das tiefere Wesen der Rassenseele ansehen, wenn uns aus nordischen Überlieferungen und aus heute noch gültigen Beobachtungen hundertfach bezeugt wird, daß der Augenblick des letzten Einsatzes und des Handelns unter vollbewußter Lebensgefahr für den nordischen Menschen zu einem Augenblick höchster seelischer Steigerung und traumwandlerischer Selbstsicherheit werden kann. Der nordische Mensch, der nicht so leicht in seinem ganzen Wesen sich mitreißen läßt und der, auch nach den alten Überlieferungen, sinnlich kühl erscheint, weil er der Hitze und den rauschartigen Gefühlszuständen nicht leicht das Feld überläßt, kennt merkwürdigerweise diesen einen Augenblick des Lebenseinsatzes als einen Augenblick, der rauschartige Stärke annehmen kann und in dem ihm innere Quellen aufspringen, die den sonst so wortkargen alten Berichten und Liedern die stärkste und heftigste Wortkraft verleihen.

Jeder weiß, daß der Krieg von heute neben der stolzen Tugend des Angriffsgeistes vor allem schlichte Pflichterfüllung verlangt, die gewiß kein geringeres Maß an seelischer Größe in sich schließt. Es soll nach dieser Richtung hin hier nicht verglichen und gewertet werden. Aber es muß tiefe Gründe haben,

wenn im nordischen Leben aller Zeiten der freie Einsatz des Lebens als Ausdruck und Quelle seelischer Kraft so bedeutsam hervortritt. Nur in der besonderen Art des nordischen Selbstgefühles kann auch dieser Zug seine Erklärung finden. Bis zum äußersten Rande der Lebensgefährdung vorgetrieben, findet das Selbst des nordischen Menschen mit einemmal wie bei keiner Gelegenheit sonst eine stolze Sprache, wird sich den letzten Schicksalsmöglichkeiten gegenüber seiner selbst in einem sonst nicht vorstellbaren Grade bewußt und hat eine Gelegenheit, sich ohne Abzug, Einschränkung und Mißverständnis zu bewähren als ein Selbst, gegen dessen Größe jede Sorge um Erhaltung des äußeren, zweitrangigen Ich verblaßt.

Der starke Mensch liebt die Gefahr, weil in ihr das Persönlichkeitsgefühl sich weitet und härtet. Es ist bezeichnend, daß der Heldenruhm der altnordischen Lieder und Sagen niemals den Triumph des Sieges meint — dies wäre ja, mit unserem Ausdruck, ein reaktiver Triumph —, sondern immer nur den Triumph dieses Hochgefühles, das dem tieferen Selbst des Menschen eine Möglichkeit letzten Wachsens gibt (das Schicksal ließ sie wachsen, wie es im Lied von Gudrun heißt), wie es in dieser Weise den Trägern großer Schicksale, den Lieblingen Wodans allein vorbehalten ist.

Somit ergibt sich uns noch eine andere Formel für das, was im altgermanischen Leben als Heldentum überschwengliche Hochschätzung erfuhr: Der Mensch erlebt hier seine höchste Selbststeigerung durch seine Einbezogenheit in ein großes Schicksal. Er hat das Glück, in intensiverem Maße als andere Menschen Mitwirkender an schicksalhaften Entscheidungen zu sein, deren Bedeutung für das Weltgeschehen nicht damit größer oder kleiner wird, daß der Strom des Glückes ihn trägt oder der des Verhängnisses ihn fortreißt.

Für den Krieg hatte die altnordische Sprache ein Wort, das so viel bedeutet wie Urgeschehen und Urgesetz. Den Zugang zu diesem Vorstellungsleben finden wir freilich erst, wenn wir wissen, daß für den germanischen Menschen die Welt nicht eine fertige Schöpfung war, sondern etwas fortwährend Geschehendes und Weiterbauendes und daß er sich als Mitbeteiligter und Mitwirkender am Weltwirken empfand, eine Einstellung, auf die noch zurückzukommen ist und die ganz dem entspricht, was wir die Ausrichtung der nordischen Seele auf die tiefsten Berührungspunkte zwischen Ich und Welt genannt haben.

Wieder ist es Wodan, den der germanische Mensch in tiefsinniger Weise und mehr als die anderen Göttergestalten mit dem Weltgeschehen und mit der Verantwortlichkeit für das Weltgeschehen in innere Verbindung gebracht hat. Wodan, selbst unabgeschlossen wie das Weltgeschehen und selbst ohne abschließendes Wissen, wie der germanische Mensch, ist in besonderer Weise der Gott des Werdens und Vergehens und der Zeit in ihrem unentrinnbaren Niestillestehen. In einer merkwürdigen Doppelrolle, und doch nur in gesteigertem Maße wie der Mensch, ist er halb ein Schicksalmachender und halb ein Schicksalerfahrender, halb ein Handelnder und halb ein Erleidender.

Niemand hat so nahe, wie er, beständig das Ohr am Herzschlag des Weltgeschehens. Richtiger noch müssen wir sagen, es ist nicht das Ohr, sondern es ist das eine seiner Augen. Denn — und hier steht in greifbarer Weise nordisches Seelenleben hinter der Wodanssymbolik — Wodan ist einäugig, weil er eines seiner Augen für die Innenschau hergab. Er gab das Auge für einen Trunk aus dem Brunnen des ewigen Wissens und sein eigenes Auge blickt ihn nun aus dem Schicksalsbrunnen an, aus dem er täglich Weisheit sich erfragt — ein tiefsinniges Bild für die Selbstbefragung und für die Doppelrolle der Seele, die mit einem Auge in die Außenwelt blickt, während das andere das tiefere Wesen der Welt widerspiegelt.

Das tiefe Mitwissen und Planen und Raten aber, das nie zu Ende kommt, weil es an den Grundgesetzen des Schicksals und des Lebens doch nicht zu rühren vermag, macht Wodan zum Sinnbild ergreifender, vorausdenkender, verantwortlicher Sorge und einer Weisheit, deren Mehrwissen doch notwendig Unruhe und letzte Einsamkeit bedeutet.

XI
Rasse als Vorbild und Bildungswert

„Wer wird das Bild des Menschen aufrichten, während alle nur den selbstsüchtigen Wurm und die hündische Angst in sich fühlen und dergestalt von jenem Bilde abgefallen sind, hinab ins Tierische oder gar in das Starr-Mechanische.“

Friedrich Nietzsche.

- 1 -

Der Rassengedanke, der von seinen Anfängen her — man denke an die Lebensarbeit Gobineaus und H. St. Chamberlains — in besonderer Weise auf das Bild des nordischen Menschen ausgerichtet ist, hat niemals verleugnet, daß er neben der rein naturwissenschaftlichen Wurzel eine andere Wurzel hat, die in der Welt der Wertungen, der Weltanschauung und Gesittung liegt. Daß sich hier zwei an sich verschiedene Wurzeln treffen, ist nicht, wie der Gegner es darstellen will, ein Einwand gegen den Rassegedanken. Vielmehr wiederholt sich hier ein Vorgang, der sich immer wieder in der Geschichte der Kulturen als gültig erwiesen hat: Immer nur da, wo Erkenntnis und inneres Bedürfnis zusammentreffen, gewinnt ein Gedanke die Kraft, die ihn instandsetzt, neue Wege und Ausblicke zu öffnen.

Die nordische Rasse steht von Anfang an, seit Bewußtwerden des Rassegedankens, im Mittelpunkt sehr starker Wertungen. Es kann dies nicht anders erklärt werden, als daß hier ein tiefes Bedürfnis sehr vieler Menschen innerhalb der abendländischen Völker und am meisten bis jetzt innerhalb des deutschen Volkes, Ausdruck und Gestalt findet, das Bedürfnis nämlich nach einem Menschentyp, der in der Vereinigung bestimmter körperlicher und seelischer Züge geeignet ist, Vorbild und Verkörperung der Höchstwerte eines Volkes zu werden. Es ist das selbe Bedürfnis, das in der antiken Welt Ausdruck gefunden hat in dem, was damals Kalokagathia hieß, in der Hinwendung also auf das Vorbild des guten und schönen Menschen, oder das, in einer besonderen, dem Engländer eigentümlichen Präpung, die Lebensformen des Engländers ausgerichtet hat auf das Vorbild des Gentleman.

Niemand wird bei den genannten Beispielen auf den Gedanken kommen, dieses Bedürfnis mit zügelloser Romantik gleichzuweisen. Daß der nordische Gedanke von manchen Schwarmgeistern aufgegriffen wurde, bei denen die Phantasie stärker ist als der gestaltende Wille, liegt zwar offen zutage. Aber seine wesentlichen Grundlagen werden mit dieser Feststellung nicht entwertet. Wenn man fragt, ob es möglich und berechtigt ist, vom Wesen der nordischen Rasse bestimmte Züge abzuleiten, die eine kulturprägende Kraft haben und tragfähig sind für eine Gesittung von festgeschlossener Eigenart, so ist dies unbedingt zu bejahen.

Der nordischen Rasse wird damit nicht etwas eingeräumt, was nur ihr allein zukommt. Auch in der Seele anderer Rassen lassen sich Wesenszüge finden, die herausgestellt werden können als vorbildlich und verpflichtend für Artverwandte und Wahlverwandte und die einer dauerhaften Gesittung die Grundlage geben können. In der Welt des Abendlandes aber wird der Blick notwendigerweise auf das Bild der nordischen Rasse hingelenkt. Und soweit hier die von der nordischen Rassenseele her bestimmten Wertungen und Lebensformen nicht in ungebrochener und eindeutiger Weise sich durchsetzen konnten, lag dies nicht so sehr an den nichtnordischen Rassebestandteilen im Aufbau der abendländischen Völker selbst, als an Einbrüchen einer fremden Welt morgenländischen Ursprungs.

Allzu lange glaubte das Abendland sich der Losung unterwerten zu müssen: Ex oriente lux (Das Licht kommt aus dem Osten). Man wird immer klarer erkennen müssen, daß die eingeborene abendländische Gesittung nur vom Norden her alles wirkliche Licht empfangen hat und daß für sie wie bereits für die antike Welt der umgekehrte Satz Gültigkeit hat: Ex oriente barbarus. Das Barbarentum in jeder Form kam aus dem Osten. Wir denken dabei nicht an den fernen Osten, der in seiner Weise auf wesentlich anderen seelischen Grundlagen aufbauend eine uralte und vornehme Gesittung geschaffen hat, sondern wir meinen die Europa

benachbarten Teile Asiens, von denen aus unduldsamer Glaubenswahn, seelischer Aufruhr und hemmungslose Dialektik auf die Länder Europas zu wiederholten Malen übergegriffen haben.

Wir wissen heute, daß die eingeborene abendländische Gesittung, getragen von Menschen nordischer Rasse, weit älter ist als alle geschichtlichen Überlieferungen und daß sie bereits im Bauerntum der jüngeren Steinzeit eine sehr machtvolle Entfaltung erfahren hat. Die seelischen Grundlinien dieser Gesittung sind, wie es scheint, seitdem durch fremde Einflüsse zwar vielfach überlagert worden, aber doch die gleichen geblieben. Sie sind festgelegt durch gewisse Rasseeigenschaften und finden Ausdruck in einem unermüdlichen Drange, die Welt planvoll nach den Gesetzen von Ordnung und Klarheit zu gestalten und allen Mächten der Dunkelheit und der Maßlosigkeit den eigenen Schaffensdrang und eine ruhige Lebensbejahung entgegenzusetzen.

Indem wir so bestimmte Grundlinien nordischer Gesittung herausheben, wird uns klar, daß der nordische Gedanke eine sehr breite Grundlage hat, die über den engeren Bereich der nordischen Rasse hinausgreift. Die Grundlinien nordischer Gesittung können in einem gewissen Umkreise auch für Menschen und Völker verbindlich sein, die bewußt den Anteil nordischen Blutes betonen wollen, der in ihnen ist, auch wenn daneben erhebliche Anteile nichtnordischen Blutes nachweisbar sind.

Sie brauchen gewiß nicht erst eine Bescheinigung des Anthropologen von Fach einzuholen, daß sie dazu berechtigt sind. Aber dieser Umkreis hat selbstverständlich Grenzen, über die hinaus die nordische Gesittung keine Gültigkeit mehr hat. Auch bedarf es, wenn man vom Geist und der Gesittung einer Rasse spricht, immer wieder einer gelegentlichen Korrektur durch die nüchternen Beobachtungen des leiblich-seelischen Wesens einer Rasse, damit nicht der Geist vom Körper gelöst wird und nicht der Rassebegriff der kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise, der notwendigerweise ein idealisierter ist, den festen Boden biologischen Denkens verliert.

Ist nun von der anderen Seite her zu befürchten, daß die sachliche Darstellung rassenseelischer Zusammenhänge gestört wird und das Bild einer Rasse verzeichnet wird, wenn man geistige und sittliche Höchstleistungen einer Rasse in den Vordergrund stellt? Ohne Zweifel liegt diesen Befürchtungen eine falsche Sachlichkeit zugrunde, die mit lebensgesetzlichem Denken nichts mehr zu tun hat. Wer nicht die besonderen Kräfte einer Rasse, zu denen doch die kulturbildenden Fähigkeiten an erster Stelle gehören, richtig einzuschätzen weiß, der vergibt, daß nur dank dieser Kräfte die Rasse im Lebenskampf sich erhalten und bewähren konnte.

Die Rassenpsychologie muß daher den geistigen und sittlichen Höchstleistungen einer Rasse stets zwar nicht die ausschließliche, aber doch eine besondere Beachtung zuwenden und darf es sich leisten, Kraft und Glanz einer Rasse zu schildern, ohne darüber zu vergessen, daß sie dann seelische Eigenschaften schildert, die nicht jedem beliebigen, noch so reinblütigen Durchschnittsvertreter dieser Rasse auf den Leib geschnitten sind. Niemand wird auf den Gedanken kommen, daß man etwa das seelische Bild der Rassen des fernen Ostens damit verzeichnet, daß man auf die Höchstleistungen geistiger und sittlicher Reife ostasiatischer Menschen zurückgreift und sich nicht mit einer Psychologie begnügt, die ohne weiteres auch auf jeden Kuli anwendbar ist. Es wäre ganz ungerechtfertigt, aus bloßer Angst vor Wertbegriffen, der Rassenpsychologie künstliche Schranken zu setzen.

Die besten seelischen Kräfte der nordischen Rasse, von Ursprung her im Bauerntum verankert, haben einen gesteigerten Ausdruck in den Kulturen verschiedener arischer Völker gefunden. In einer vollkommenen Form und klaren Gestaltung sprechen sie zu uns aus den Überlieferungen der altgriechischen Welt. Eine starke Sehnsucht nach dieser Welt lebt seitdem in allen Menschen nordischen Wesens, die erst einmal einen Hauch von ihr verspürt haben. Es ist nicht eine blinde Sehnsucht nach dem Süden, wie man sie dem nordischen Menschen gerne andichtet. Was ihn bewegt, das ist das Empfinden, daß da eine Welt war, in der ein freier und klarer Blick sich über die Dschungel menschlicher Furcht und Haltlosigkeit erhoben hatte und in der der Gott des Lichtes und der frommen Schönheit den Menschen so nahe war, wie später nicht wieder.

In dieser Welt bedeutet Frommsein so viel wie Nahesein allem Hellen und Freien und Anteil haben an der Gesittung und am edlen Maß. Der Gegensatz zum frommen Menschen war der Barbar, der in der Seele kein Gegengewicht trug gegen die Unruhe unbeherrschter Gefühlsentäußerungen und dunkler und unkeuscher Leidenschaften. Die altgriechische Welt war, um es psychologisch zu umreißen, ausgerichtet auf das Idealbild des freimütigen und selbstbewußten Menschen, in dessen Seele die ordnenden und auf Stetigkeit und Besonnenheit gerichteten Kräfte des Tiefen-Ich die unbedingte Vorherrschaft haben vor allen zügellosen Trieben und Reaktionen.

Der Lichtgott Apollon ist die Symbolgestalt, die der nordische Grieche sich geschaffen hatte für jene Gesinnung, die alles Helle und Wahre als das Gute und alles Niedrige, Sinnlose und Ungestaltete als das Schlechte wertete. Man hat nach diesem Gotte eine bestimmte seelische Haltung, wie sie vor allem in Gestaltungen der Kunst Ausdruck findet, die apollinische genannt und meint damit die Vorherrschaft maßvoller Gehaltenheit vor dem dämonischen, hoch- und niederreißenden Rausch. „Hasset den Rausch wie den Frost“ mahnt Hölderlin die Dichter aus diesem nordischen Empfinden heraus. Apollinisch ist die selbstherrliche Gelassenheit in Gebärde und Haltung der griechischen Standbilder. Apollinisch ist in wesentlichen Eigenschaften jede große Kunst, soweit sie der nordischen Seele entspricht, denn der nordische Mensch gibt, auch wo die tiefsten Gefühle ihn bewegen, nicht leicht die Zügel aus der Hand.

Apollinisch ist aber auch die wissenschaftliche Gesinnung, die in der griechischen Welt zum erstenmal in voller Reinheit und Reife in Erscheinung trat. Diese Gesinnung kann nicht gemessen werden an der Vielzahl einzelner Erfindungen und Erfahrungen des menschlichen Geistes, sondern an der inneren Haltung dem Unbekannten gegenüber, die es dem menschlichen Geiste ermöglicht, in die bewegenden Gesetze der Natur nicht von außen her, sondern von innen her einzudringen. Besonnenheit und Ehrfurcht gegenüber dem Unbekannten an die Stelle flackernder Angst und Anmaßung gesetzt zu haben und damit die Voraussetzungen echter Wissenschaft geschaffen zu haben an Stelle morgenländischen wildwuchernden Wissenswahns, an Stelle von Zauberglaube, Sterndeuterei und Geheimwissenschaft, bleibt das unvergängliche Adelszeichen griechischer Gesittung.

Gegensätzlich zu dieser Gesittung waren aber innerhalb der griechischen Welt Strömungen vorhanden, die aus unterirdischen seelischen Quellen kamen und in magischen und ekstatischen Kulten Ausdruck fanden. Sie waren, wie wir heute wissen, und wie mit sehr sicherer Beweisführung Kynast (Apollon und Dionysos) zeigen konnte, gebunden an die Menschen anderer, vornordischer Rassen. Sie waren durch die Gesittung der nordischen Landnehmer nur überlagert, um mit dem Schwinden nordischen Blutes überall hervorzubrechen und alle Grundmauern frommer Selbstsicherheit und Bildung zu unterspülen. Überall begannen in jener Verfallszeit, wie der amerikanische Rassenforscher Grant sagt, „die mystischen Gebräuche östlicher Länder aufzukommen, die der plebejischen, unerzogenen Seele so willkommen sind“.

Das unterirdisch weiterwirkende Vorstellungsleben der nicht-nordischen Rassen in der altgriechischen Welt fand, wie Kynast zeigte, seinen Mittelpunkt in der Gestalt des Gottes Dionysos. Dionysos ist der Gott des Seelenrausches, der Gott entfesselter Sinnlichkeit und Entrückung. Er ist Symbolgestalt für alle seelischen Zustände des „Außersichseins“. In Zuständen von Massenerregung, in der Gemeinschaft von Menschen, die sich hineinsteigern in eine hemmungslose Hingabe an triebartige Tiefenströmungen der Seele, wird sein Dienst gefeiert.

Ohne weiteres erkennen wir hier den Durchbruch jener seelischen Schichten, die wir das Tiefen-Es nannten. Dionysisch sind jene Äußerungen des Seelenlebens, in denen die wogenden und erregenden Gefühle des Außersichseins die Vormacht haben vor dem Persönlichkeitsbewußtsein. Das Dionysische ist daher in wechselvoller Gestalt ein Grundelement des Seelischen überhaupt, mit dem Unterschiede aber, daß es bei verschiedenen Rassen sehr ungleiche Auswirkungsmöglichkeiten hat. Insbesondere spielt das dionysische Element im religiösen Leben der Völker, in orgiastischen Kulten ebenso sich äußernd wie in dämonischer Furcht, seit Urzeiten eine wesentliche Rolle. Und nirgends so wie hier tritt die Sonderart des nordischen Griechentums in Erscheinung, die so weit vom Dionysischen entfernt war, daß damals das Wort, das Besonnenheit bedeutet, geradezu an Stelle des Wortes Frömmigkeit treten konnte.

Der Gott Dionysos wurde in der späteren Auffassung vorwiegend zu einem Gotte lebensbejahender Sinnlichkeit. Daß aber das dionysische Element ursprünglich weit mehr umfaßt, wurde ebenfalls von Kynast herausgehoben. Die ekstatischen Kultformen des Altertums, aus denen Dionysos hervorgeht, beziehen sich auf alle verborgenen Kräfte des Lebens und der unbekannten Mutter Erde, die zeugenden wie die vernichtenden. Sie sind im Gegensatz zur apollinischen Haltung durchweg auf alles gerichtet, was in der Tiefe und Dunkelheit ruht.

Daraus ergibt sich aber eine von Grund auf labile und zweipolige Beschaffenheit aller damit verbundenen religiösen Vorstellungen. Im ekstatischen Glaubensleben ist gleichzeitig eine Richtung enthalten, die auf rauschhafte Diesseitsbejahung drängt, wie eine asketische Richtung, die in Vorstellungen von Sünde, Buße und Tod hineinführt.

Daß diese Labilität in der Verfallszeit zu immer mehr maßlosen und verkrampften Formen sich steigerte, ist rassenpsychologisch wohl mit dem Vordringen vorderasiatischer Rassenelemente wenigstens teilweise zu erklären. Der gemeinsame Zug aller ekstatischen Glaubenslehren aber ist von Anfang an die Entäußerung des Selbst, die wollüstige und beseligende Hingabe. Diese Art der Hingabefähigkeit war ebenso wie die seelische Labilität, die Clauss die erlösungstypische genannt hat, dem nordischen Menschen im Gegensatz zu morgenländischen Völkern etwas Fremdes.

Noch ein anderes Element kam frühzeitig in der griechischen Welt zur Ausbildung, das der nordischen Art fremd war. Es ist die griechische Dialektik, die ebenfalls, ihrem Ursprung gemäß, den Niedergang der eigentlichen nordischen Gesittung überlebte, um später den eindringenden fremden Glaubensauffassungen die mächtigste Hilfsstellung zu erweisen. Da die Dialektik scheinbar unmerklich aus der griechischen Gesittung herauswuchs, ist eine — seelenkundlich begründete — Abgrenzung dringend notwendig. Geht man von jener seelischen Haltung, die der griechische Mensch Besonnenheit nannte, einen Schritt weiter nach außen, so wird aus der Besonnenheit etwas, was nicht rassegebunden, sondern übertragbar ist: die Vernünftigkeit.

Sobald aber die Besonnenheit umgedeutet wird in Vernünftigkeit und die apollinische Haltung aufgefaßt wird als ein rein geistiges Prinzip, ungebunden an die tieferen Wesensanlagen, an Leib, Gebärde, Charakter, wird die ursprüngliche nordische Haltung des Griechentums in ihren Grundlagen verfälscht. Daher muß der Rassenpsychologe dem Apollon nicht nur den Dionysos entgegenstellen, sondern noch eine andere Gestalt, diesmal nicht Gott, sondern weit eher Gegensatz eines Gottes: den Philosophen Sokrates.

Sokrates, niedriger Herkunft und in drastischer Weise in seiner körperlichen Erscheinung von dem nordisch bestimmten Idealbild abweichend, in jeder Richtung also unfähig, nordisches Wesen selbst zu verkörpern, aber klug und mit gesteigerten sittlichen Ansprüchen, wurde für alle Zeiten zum Vorbild des dialektischen Lehrers. Er mußte in ein ungeheures Mißverständnis hineingeraten über das, was die Menschen jener Zeit die Tugend nannten, da er ja dieser Tugend, insoweit sie angeborene Haltung war, als ein Fremder von außen gegenüberstand. Man muß nur genügend lernen und wissen, so meinte er, dann ist die Tugend erreichbar. Tugend ist lehrbar, ist nichts als Vernünftigkeit.

Der seelische Schwerpunkt wird zum ersten Male auf alles Lernbare, Sagbare und Übertragbare verlegt. Damit aber werden die alten Wertungen in ihrem innersten Wesen erschüttert. Mit fortschreitendem Verfall und fortschreitender Dialektik mußte dann das Bild des griechischen Menschen immer mehr von seiner vorbildhaften Kraft verlieren, je mehr die Ehrfurcht durch bewegliche und freischwebende, das heißt nicht charaktergebundene Intelligenz ersetzt wurde und je mehr damit die Festigkeit und Tiefengebundenheit des Selbstgefühles sich in wahllose Aufnahmebegierigkeit und Lernfähigkeit auflöste.

Sokratismus und Dialektik sind daher die Gegensätze zur Kalokagathia des nordischen Griechen, denn Kalokagathia (körperliche und seelische Wohlbeschaffenheit) bedeutete den Inbegriff rassebedingter Vollwertigkeit, die nur angeboren und nicht übertragbar sein kann, bedeutete den Inbegriff einer Tugend, die man nicht lernen kann und die nicht im Tun, sondern im Sein gründet. Die dialektischen Geister behaupten zwar noch heute, daß eine solche Wertung, die das Angeborene höher stellt als das Erwerbbare, im Menschen das sittliche Streben lähmen müsse. Das wirkliche Leben widerlegt diese so offenbar vernünftige

Behauptung und zeigt hundertfach, daß ein artgebundenes Vorbild, das in seiner seelisch-körperlichen Geschlossenheit nicht schlechthin nachahmbar und erreichbar ist, den Menschen in der Tat mehr Glück und Glauben schenkt und stärkere bildende Kraft besitzt als jedes Erziehungssystem.

- 3 -

Die griechische Auffassung menschlichen Höchstwertes und menschlichen „Gutseins“ ist zweifellos in ihrer Grundlage bei allen nordischen Völkern ursprünglich gültig gewesen. Das alt-germanische Wort fagar (ich folge hier Günther, „Adel und Rasse“), das in engerer Beziehung auf körperliche Schönheit zielt und dann für die Bezeichnung blonden Haares gebraucht wird, begriff schließlich alle seelischen Eigenschaften ein, die zu einem vornehmen und ehrenhaften Menschen gehören, und lebt heute im englischen fair noch fort. Es war Inbegriff allen maßvollen und anständigen Benehmens.

Was der Grieche den Megalopsychos nannte, den Menschen mit der großen Seele, der, wie Aristoteles ihn schildert, freimütig und gelassen lebe, so daß er kaum eines anderen bedürfe, das kennt die germanische Überlieferung in den Islandsagas als den Menschen von großer und hochherziger Art (stormenska), zu dem der Mann von kleiner Art (litilmenni) im Gegensatz steht, der Mann furchtsamer und engherziger Bedenklichkeit und Unbeständigkeit. Dieselbe Wertung findet in dem alten Friesenwort Ausdruck: Rüm Hart, klar Kimming (weites Herz und klare Sicht), ein Wort, das in formelhafter Kürze die ganze Frische und Helligkeit nordischen Wesens in sich schließt. Ein weiteres Zeugnis apollinischer Gesinnung sehen wir darin, daß der germanische Mensch für die Haltung dem Göttlichen gegenüber kein besseres Wort wußte als das Wort fromm, das in seinem ursprünglichen Wortsinn so viel heißt wie vornehm, ausgezeichnet.

Es bestand, wie es scheint, bei den arischen Völkern durchweg eine Auffassung, die in den Begriff des Menschen und des Menschseins (humanitas) nicht das hineinlegte, was an niederen, unzulänglichen und allgemein vorhandenen Trieben und Kräften in seiner Seele ist, sondern das, was ihn dem Göttlichen nahebringt, eine Auffassung also, die in der Vollmenschlichkeit so etwas wie ein Idealbild sah. Man neigte dazu, den Begriff des Menschseins nicht niederzudrücken, sondern höherzudrücken. Wir begegnen dieser Auffassung nicht nur in der antiken Welt, sondern auch in den alten Isländergeschichten, wo es beispielsweise in der Njalssaga von einem tatkräftigen Manne heißen kann: Du bist ein großer Führer und ein herzhafter, unbeugsamer Mann, der fehlt wenig zu einem Menschen.

Die Islandsagas geben uns auch sonst die lebendigsten und zuverlässigsten Zeugnisse für die altnordischen Wertungen. Man stellte an Mann wie Frau hochgespannte Forderungen an Haltung und Selbstbeherrschung und hatte eine unbegrenzte Vorliebe für alle Äußerungen einer zugleich freien und gemessenen, achtunggebietenden Selbstherrlichkeit. Selbstbeherrscht, hilfsbereit in großen Sachen und wählerisch in der Freundschaft, das sind die immer wiederkehrenden Bezeichnungen für die Sinnesart des Menschen von großer Persönlichkeit.

Sich zu bewähren, wenn es darauf ankommt, wie es oftmals heißt, ist höchstes Lob und seelische Triebfeder für die innere Bejahung gefahrvolles Lebens. Man solle nicht klagen oder sonst sich jämmerlich benehmen, so daß es ins Gerede kommen könnte, mahnt einer dieser Männer seine Familie im Augenblick drohender Gefahr. „Mit uns wird man’s strenger nehmen als mit anderen, ob wir uns gut halten; das ist nur zu erwarten.“

Man liebt auch sehr die gefaßte Sachlichkeit, die allen Lebenslagen gegenüber den inneren Abstand zum Ausdruck bringt. „Das sind ja merkwürdige Neuerungen,“ sagt etwa einer dieser stolzen Isländer auf die Nachricht, daß ein Mann seines Anhanges getötet worden sei, „früher geschah so etwas nicht, daß man mir einen meiner Männer erschlug.“ Oder es antwortet ein Mann auf den Einschüchterungsversuch eines anderen: „Mein Rock ist schlecht und es soll mir recht sein, wenn ich ihn nicht mehr ganz auftrage. Und ich will lieber mein Leben lassen, als aufhören, Gisli alles Gute zu tun.“

Neben der Selbstbeherrschung gehört zur Führerart nach der germanischen Auffassung, wie sie uns aus den nordischen Überlieferungen entgegentritt, noch etwas anderes. Es gehört das Vertrauenschaffende,

Freie und Lichte hinzu. Der rechte Häuptling wird als offen gegen jedermann und als Freund der Hilfsbedürftigen geschildert. Hier fehlt alles, was man oftmals an dämonischen Zügen in die germanische Vorzeit hineingedichtet hat. Nicht ein düsterer Verächter von Menschen und Schicksal ist der Held germanischer Prägung, sondern in engerer Fühlung als andere steht er auf der Seite aller lebensfreundlichen und glückhaften Kräfte. Und das, was man in jener Zeit den Glauben an die eigene Macht und Kraft nannte, war nicht zügellose Vermessenheit, sondern war ein Glaube an die Kraftfülle, die der Mensch aus einem Leben ungebrochener Ehrenhaftigkeit und Übereinstimmung mit den tieferen Wurzeln seines Wesens gewinnt.

Daher war der Gegensatz des Helden der Neiding, der aus der Art Geschlagene, Göttern und Menschen Verhaßte, der die heilbringenden Kräfte der Ehre und Ordnung durchbricht und an das Leben Forderungen stellt, für die er mit seinem innersten Wesen nicht einstehen kann (Gunnarsson, „Der nordische Schicksalsgedanke“).

Bernhard Kummer weist mit Recht darauf hin, daß für das germanische Empfinden immer jenes Bild des Helden am höchsten stand, das in der Siegfriedgestalt sich verkörpert hat, das Bild des furchtlosen und arglosen Mannes, den die Kinder lieb haben und dessen glückhafte Kraft dem Glauben an die unverletzliche und unantastbare Macht der Helligkeit und Güte entspringt. Der Drachentöter unter verschiedenen Namen blieb über Jahrhunderte hin dem germanischen Vorstellungsleben ein Sinnbild für die Allmacht der Tapferkeit. „Feuers Flammen fürchte ich nicht, zusammen sinken sie, seh ich sie an,“ sagt Hervör in einem der Heldenlieder der Edda. Derselbe Gedanke lebt auch in den Märchen fort, am deutlichsten in dem Märchen von dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Es ist Bernhard Kummers Verdienst, auf Grund umfassender Kenntnis der alten Überlieferungen gezeigt zu haben, daß der Mensch der germanischen Zeit nicht in phantastischen Zäuber glauben und Dämonenfurcht verstrickt war, sondern einen sehr freien und sicheren Blick hatte und ein selbstverständliches Vertrauen auf die innere Verbundenheit des eigenen Wertes und Willens mit den lebensbejahenden Kräften der Gottheit.

Daß daneben, oder richtiger wohl als Bodensatz des damaligen Vorstellungslebens, eine Welt des Aberglaubens an dunkle und spukhafte Mächte sich nachweisen läßt und in spätere Zeiten nachwirkte, ist zwar offenkundig. Aber diese Seite des Vorstellungslebens ist bei allen phantasiebegabten Völkern und Rassen verbreitet und teilweise vorherrschend, so daß sie nicht als bezeichnend gerade für die germanische Gesittung angesehen werden kann. Sie kam vielmehr erst mit dem Einbruch des Mittelalters und der Störung der alten Gesittung zu hemmungslosem Durchbruch. Bereits Axel Olrik, einer der besten Männer des altnordischen Lebens, hat diesen Vorgang für die Welt der Isländer klar herausgestellt. Den Weitblick, die geistige Bildung und die abwägende Urteilskraft rühmt er als das Adelsabzeichen der Alten, das mit dem Glaubensumbruch sehr bald seine Leuchtkraft verlor. „Das Volk, das früher so scharf um sich blickte, sinkt in Schlummer — in politischer, ästhetischer, volkswirtschaftlicher Hinsicht — und schläft einen jahrhundertelangen Schlaf voll unruhiger Träume, während die Alfen von allen Klippen her lachen und die Riesen aus den Felshöhlen.“

Man hat vielfach auf den germanischen Schicksalsgedanken hingewiesen und hat in völligem Mißverstehen des ursprünglichen nordischen Weltgefühls den Schicksalsgedanken als Ausdruck eines Verhängnisses und schweren Druckes aufgefaßt, unter dem das damalige seelische Leben gestanden habe. Solange man im Schicksal die dunkle Gewalt sah, die dem kämpfenden Menschen entgegenwirkt, mußte man zu einer solchen Auffassung kommen. Der nordische Mensch aber fühlte sich nicht unter dem Banne einer solchen dunklen und blinden Gewalt. Für ihn war nicht die Sinnlosigkeit, sondern der Sinn die letzte und maßgebende Kraft, und was er Schicksal nannte, war nichts anderes als der tiefste Berührungspunkt zwischen seinem innersten Wesen und dem Weltgeschehen.

Schicksal war, wie Gunnarssons Untersuchung über den nordischen Schicksalsgedanken zeigt, dem nordischen Menschen nichts anderes als Ausdruck seiner Auffassung, daß der einzelne nicht einer fertigen Schöpfung sich gegenüber befindet, sondern als Mitwirkender mitten in einer sich ständig vollziehenden

Schöpfung steht. Und das altnordische Wort Sköp, das gleichzeitig Schicksal, Schöpfung und Geschehendes bedeutet, konnte, wie Gunnarsson zeigt, in der Mehrzahl so viel bedeuten wie Sinn und Maß.

Im Schicksal wurde daher nicht die feindliche Macht gesehen, sondern die tiefste Bindung und die tragende Kraft für alles glückbringende und ordnungschaffende Wirken. Glück und Größe waren nur denkbar im Zusammenwirken von Mensch und Schicksal, eine Auffassung, die den reifsten Erkenntnissen des fernen Ostens nicht ganz ferne steht.

Der Unterschied ist, daß die fernöstliche Lebensweisheit dem einzelnen gegenüber dem tieferen Wesen der Dinge weit mehr eine Haltung passiver Hingabe zuweist, während der nordische Mensch entsprechend seinem sehr viel stärker ausgeprägten Persönlichkeitsgefühl mehr zum Mitbestimmen und Handeln sich gedrängt fühlt. Das eigene Selbst ist ebenbürtiger Mitspieler. Das Schicksal wird ihm zum Wege seiner eigenen Wirksamkeit und Wesenserfüllung. Es hilft dem Menschen zu seinen besten Kräften, ein großes Schicksal läßt ihn wachsen, wie es in der Edda heißt. Am reinsten wohl und in klarer Besonnenheit ist der nordische Schicksalsgedanke nicht im germanischen, sondern im griechischen Bereich, aber gültig für die gemeinsame nordische Auffassung, ausgesprochen worden in einem Worte des Perikles in seiner Gefallenenrede: „Das wahre Glück aber liegt in einem wohlanstehenden Schicksal.“

Man hat das Gefühl des ohnmächtigen Gebanntseins und des Ausgeliefertseins gegenüber einer über den Menschen stehenden unergründlichen und maßlosen Allmacht als ein Grundgefühl religiösen Empfindens und Erlebens beschrieben. Daß hier etwas psychologisch Wesentliches und Allgemeingültiges herausgestellt ist, trifft sicher zu, und es ist anzunehmen, daß auch in der germanischen Welt dieses Gefühl von Anfang her in der Tiefe des Seelenlebens mitwirkend war. Es bleibt aber bemerkenswert, wie wenig ausschlaggebend seine Auswirkungen auf den nordischen Menschen ursprünglich gewesen sind und wie wenig es den germanischen ebenso wie den griechischen Menschen in seiner wesentlichen Haltung dem Unbekannten gegenüber entscheidend zu bestimmen vermochte. Wenn irgendwo, so hat in der ursprünglichen nordischen Gesittung jenes Gefühl seelische Gegenkräfte gefunden, und überall im germanischen Leben treffen wir Äußerungen gesicherten Selbstwertgefühls, darauf beruhend, daß nicht der Gegensatz, sondern das Zusammenwirken von göttlichem und menschlichem Wollen im seelischen Blickpunkt dieser Menschen lag. Die höheren Mächte verkörperten sich ihnen in vielerlei Gestalt, meist als ein Gott persönlichen Vertrauens, der in der Hauptsache älterer Bruder, Freund und Berater des Menschen war.

Man kann durchweg feststellen, daß dem Menschen nordischer Rasse, trotz mancher Ausnahmen und trotz des Einflusses bestimmter Strömungen, seiner seelischen Veranlagung nach religiöse Problematik nicht liegt. Keiter stellt bei einem Vergleiche deutscher Stämme fest, wie sehr besonders dem friesischen Stamme der mystische, ekstatische, erlössungsbedürftige Zug fehle. Einen bezeichnenden Zug nordischen Wesens bringt Muuß in der Schilderung nordfriesischer Stammesart zur Darstellung. „Das ausgeprägte Selbstbewußtsein des Friesen macht oft auch vor Gott nicht Halt. Manch einer wagt es – ohne Pharisäismus – am Ende eines arbeitsamen und rechtschaffenen Lebens im Bewußtsein eines guten Gewissens zu denken und zu sprechen: Mit em dor baaben kaam ik licht torech.“

Es ist offenbar, daß in dieser Weise auch der nordische Mensch der alten Zeit mit dem Göttlichen leicht zurechtkam und zum religiösen Empfinden nicht der Umwälzung und Aufwühlung der seelischen Tiefenschichten bedurfte. Sein tieferes Empfinden blieb stets wesentlich davon bestimmt, daß er mehr zur Selbstbewährung als zur Hingabe neigte. Es ist dieser Zug bei ihm so unmittelbar rassenseelisch bedingt, daß er auch durch eine moderne Neurosenlehre, die die Selbstbewährung mit neurotischer Haltung gleichsetzen will, nicht hinwegzuschaffen ist.

In der Selbstbewährung wurzelt der ursprüngliche nordische Ehrbegriff, der in der germanischen Welt gemeinsame Grundlagen mit dem damaligen religiösen Empfinden hatte. Dieser Zusammenhang wird in Günthers Untersuchung über „Frömmigkeit nordischer Artung“ am schönsten dargestellt: „So ist indogermanische Frömmigkeit keine Frömmigkeit der Angst, der Selbstverdammung, der Zertretenheit, sondern die Frömmigkeit dessen, der die Gottheit ihren möchte, indem er sich mitten im Verhängnis des Menschenlebens zu Ehren seiner Gottheit aufrechterhält.“

Durch seine Haltung, dies war die alte Auffassung, vermochte der Mensch den unvergänglichen Werten nahezukommen und seinem tieferen Wesen über die Grenzen seines äußeren Daseins hinaus Ausdruck zu geben. Für das, was wir heute sehr matt mit den Begriffen Nachruhm oder Ruf bezeichnen, hatte die altnordische Sprache ein Wort (domr), das ein Stück unantastbarer und unzerstörbarer Wesensäußerung, gewissermaßen ein Abbild des tieferen Selbst bedeutete. Das vielgenannte Eddawort: „Eines weiß ich, was ewig lebt, des Toten Nachruf (domr)“ besagt vollkommen dasselbe wie das Wort des Griechen Pindar: „Der Leib folgt dem Tode, dem allgewaltigen; lebendig aber bleibt das Abbild des Lebenden.“

Die Ehre, abhängig nur von der eigenen Haltung, unabhängig von der Meinung einzelner anderer, war es, die dem Menschen die Kraft gab, sich den tiefsten lebensgestaltenden Mächten nahe und ebenbürtig zu fühlen. Nur diese Deutung hat für die altgriechische wie für die germanische Welt Gültigkeit. Denn würde man in beiden Gesittungen nach Ehrbegriffen suchen, die unmittelbar umweltbezogener, also reaktiver Art sind, und nach Strebungen, die dem Ehrgeiz angehören, so würde man einen gewaltigen Gegensatz zum heutigen Leben feststellen. Man würde feststellen, daß der heute überall ungehemmt sich breitmachende Ehrgeiz in die damalige Welt so wenig hineinpaßte wie etwa ein Titel oder Orden und daß man ihn in der damaligen Werteordnung ohne weiteres dem Gesichtskreis des Sklaven zugeordnet hätte.

- 4 -

Man spricht viel von der heroischen Lebensauffassung des nordischen Menschen und insofern mit Recht, als die ihm eigene Sittlichkeit großen Geschehnissen gegenüber sich am mächtigsten zu entfalten vermag. Die seelischen Grundlagen sind aber dieselben auch da, wo diese Sittlichkeit sich nicht in großen Taten des einzelnen auswirkt, sondern in jener anspruchslosen Haltung stiller Tapferkeit und selbstbewußter Zuverlässigkeit, die unter germanischen Menschen stets hoch im Werte gestanden hat. Auch der schlichte Mensch findet hier in der Treue gegenüber irgendwelchen wesentlichen Werten einen Schwerpunkt und eine innere Größe gegenüber der Unruhe hin und her treibender kleiner Gefühle und Reaktionen. Und wenn etwas den nordischen Menschen wirklich einsam machen kann, so ist es das, was Olav Duun in seiner Dichtung „Die Juwikinger“ zum Ausdruck bringt: „Kleine Leute und Unzufriedenheit und Zänkerei alles miteinander, es wurde doch nie anders.“ Worte, die dem sterbenden Manne in dieser Dichtung das Sterben leicht machen.

Die ursprünglichen nordischen Wertungen treten uns jetzt in den großen Zügen klar entgegen. Sie sind alle irgendwie bezogen auf das der nordischen Rasse eigentümliche Selbstbewußtsein und auf ihr Insichselbst-Begründetsein. Vorbild ist der tapfere und unbeugsame Mensch, der Ritter in Dürers Ritter, Tod und Teufel, der in seiner Blickrichtung nicht zu beirren und in seinem tieferen Wesen unverwundbar ist. Der seelische Höchstwert ist hier immer die Wahrhaftigkeit.

Auch spätere Gestaltungen nordischen Geistes haben stets etwas von jener Gesinnung und der kühlen und hellen Luft, die ihr zugehört, weiterbewahrt. Ausdruck und Haltung des Bamberger oder Magdeburger Reiters sprechen davon. Es ist hier jedoch nicht der Raum, die vielgestaltige schöpferische Entwicklung der germanischen Völker zu untersuchen. Es sei nur, da unsere Auffassung hier wichtige Belege findet, hingewiesen auf die Einheit von nordischem und apollinischem Wesen in den bedeutsamsten Zeugnissen schwedischer Gesittung.

Es war „der Vater der schwedischen Dichtkunst“, Stiernhielm, der dem schwedischen Volk im 17. Jahrhundert in der Dichtung vom schwedischen Herkules einen „Antibarbarus“, ein Vorbild vom schönen, tapferen und maßvollen Menschen vor Augen gestellt hat. Der schwedische Dichter Axel Karlfeldt spricht von dem Willen seines Volkes, ein Volk des Lichtes zu sein. Er weist hin auf Esaias Tegnér. „Der klare Tag, die frische hohe Luft sind Esaias Tegnérs kostbares Vermächtnis an die schwedische Dichtkunst.“ Und er fährt fort: „Wo könnte Phöbus Apollo eifrigere Anbeter haben als unter Menschen, die den größten Teil des Jahres im Schatten der Erde leben? Die Sonnenanbetung des Nordländers besitzt der Sehnsucht frische Schwingen anstatt des schalen Verschmachtens der Übersättigung. Und wenn diese Sehnsucht mitunter zu einem Schmerzensrufe de profundis wird, ist sie von um so brennenderer Andacht getragen, von unserem Verlangen nach der Quelle des Lebens und der Freude.“

Apollinisch sind die Dichtungen des volkstümlichsten schwedischen Dichters Fröding, und seine Sehnsucht nach griechischer Gesittung spricht aus den Versen:

Hellenen, die leiden können
Und doch sich freuen können und erheben
Zu edleren Gedanken, statt besorgt zu grübeln,
Und nicht wie die Barbaren beben
In Angst und Wahnwitz unter schweren Übeln.

Die apollinische Haltung nordisch bestimmter Gesittung wird am deutlichsten erkennbar, wenn man das Verhältnis dieser Gesittung zum Geschlechtsleben untersucht. Man hat vielfach hervorgehoben, daß schon die Kunst Homers eine ausgesprochen züchtige Kunst ist. Man hat festgestellt, daß in den altisländischen Sagas, die das gesamte altnordische Leben so wirklichkeitsgetreu schildern, die Zurückhaltung allem ausgeprägt Sinnlich-Sexuellen gegenüber und die kühle und sachlich-kurze Art aller hierhin gehörenden Darstellungen eine erstaunliche und auffallende ist. Man weiß ebenso, daß der Gedanke, das geschlechtliche Triebleben zu verneinen, den damaligen Menschen völlig fern lag. Eine aufgeregte und schwüle Sinnlichkeit hätten sie aber, wie alles Übergewicht regelloser Gefühle, als etwas ihrer Gesittung völlig Fremdes empfunden.

Figuren wie Don Juan oder Casanova, Vertreter einer übersteigerten, mehr aber noch einer problematischen Sexualität, sind als germanische Menschen ganz undenkbar. Sie sind für nordisches Empfinden schlechthin unmännlich. Auf die Gefahr hin, eine Sentimentalität zu sagen, müssen wir feststellen, daß in dem, was der nordische Mensch Liebe nennt, Sehnsucht und Treuebedürfnis die beinahe überwiegenden tragenden Gefühle sind, Gefühle also, die seinem Autismus gemäß sind. Erst in der Verbindung mit diesen Gefühlen kann auch bei ihm geschlechtliches Empfinden einen übergroßen Raum gewinnen und problematisch werden. Nach jeder anderen Richtung hin aber ist er als ursprünglich sexuell unproblematisch zu bezeichnen in derselben Weise, wie ihm gewisse Formen religiöser Problematik und religiöser Getriebenheit fremd sind.

Den inneren Zusammenhang zwischen beiden Gebieten verstehen wir, wenn wir uns jener Welt seelischen Erlebens erinnern, die wir als die dionysisch bestimmte beschrieben haben. Im dionysischen Erleben nimmt geschlechtliches Empfinden nicht nur an sich einen wesentlichen Raum ein, sondern durchdringt auch in unlösbarer Weise und in vielfacher Umformung alle seelischen Bereiche. Insbesondere gehört, wie die einfachsten psychologischen Überlegungen uns sagen, das Gegenspiel von Paarungstrieb und Hingabe, ebenso wie das von Liebe und Tod oder von Wollust und Askese, in engster Weise zusammen.

Nur aus einer einseitigen und bereits verkrampften Blickrichtung auf das Sexuelle kann das Asketentum hervorgehen. Jung hat auf den psychologischen Tiefsinn hingewiesen, der darin liegt, daß nach der alten Vorstellung dem heiligen Antonius als Symboltier das Schwein zugeordnet war. Wir verstehen jetzt auch, daß Bernhard Kummer einen seelenkundlich wie geschichtlich gleich bedeutsamen Zusammenhang herausgestellt hat, wenn er sagt, daß Erotik und katholisches Christentum gemeinsam kamen und siegten.

Wer irgendwelche Zweifel hat an dem Recht, von einer alt-germanischen Gesittung zu sprechen und von einem Einbruch orientalischen seelischen Barbarentums in den Bereich dieser Gesittung, der sei auf unser völlig eindeutiges Wissen über die ursprüngliche germanische Sittlichkeit auf dem Gesamtgebiete des Geschlechtslebens und Familienlebens hingewiesen. Die Überlieferungen sprechen hier eine so klare Sprache, daß wir uns keiner Übertreibung oder Schwärmerei schuldig machen, wenn wir sagen, daß der Adel germanischer Sittlichkeit seit Einbruch des Mittelalters bis heute nicht wieder erreicht worden ist.

Das gleiche gilt — wenigstens in vielen wesentlichen Punkten — auch für die Einstellung und Einschätzung der Frau. Wir kennen keine andere Gesittung, die so wie die ursprüngliche nordische die Frau nicht als Geschlechtswesen, sondern als Persönlichkeit gewertet hat. Wir wissen aus dem altnordischen Leben, daß die hier gültigen Wertungen durchaus nicht einseitig auf den Mann bezogen waren. Auch das weibliche Vorbild war die Frau von großer Art (Skörungr mikill), die selbständige und weitblickende Frau.

Sie stand, mit anderen Aufgaben zwar, aber ebenbürtig dem Mann zur Seite. Man kannte und achtete von ihren besonderen weiblichen Eigenschaften vor allem das der Frau oftmals eigene besondere Gefühl für das Mögliche und Schickliche. Fast möchte man sagen, daß das, was wir über die nordische Frau wissen, mehr noch als alle anderen bisherigen Kenntnisse beweiskräftig ist für den Eigenwert der ursprünglichen nordischen Gesittung, die wie keine andere auch über den Geschlechtsunterschied hinweg auf die große und in sich gesicherte Persönlichkeit ausgerichtet war.

XII
Das unübertragbare Eigentum

- 1 -

Wenn wir von Begriff und Bedeutung des Eigentums sprechen, so befinden wir uns, auch ohne uns dessen bewußt zu sein, mit dem im Bereiche nordisch geprägter Gesittung und Auffassung. Es gibt eine andere Auffassung, die dahin geht, den Eigentumsbegriff zu entkräften. Man kann, dieser Auffassung gemäß, alles Eigentum ableiten aus Raub oder Diebstahl, Gewalt oder List, kann es verstehbar machen als ein Mittel des Machtstrebens oder des Sicherungsstrebens. Eine solche Psychologie ist an sich wohl möglich. Sie ist aber niemals möglich aus dem Empfinden der nordischen Rasse heraus.

Selbstverständlich gehört das Streben nach Besitz und gehört insbesondere der eigentliche Erwerbstrieb, ableitbar aus dem Kampf ums Dasein, dem Bereiche des Allgemeinmenschlichen und ohne weiteres Verstehbaren an. Man begibt sich aber über diesen Bereich hinaus in dem Augenblick, wo man nach den inneren Beziehungen fragt, die der Mensch zu seinem Besitz hat.

Daß solche Beziehungen aber vorhanden sind und daß der Mensch überhaupt fähig ist, Eigentum zu haben als etwas, was nicht nur dienendes Mittel zur Befriedigung anderer Zwecke ist; dies ist offenbar eine der Voraussetzungen jeder echten Gesittung. Untersuchen wir nun die Grundlagen nordischer Gesittung, so werden wir finden, daß diese Beziehungen hier besonders weitgreifender Art sind. Der nordische Mensch besitzt ohne Zweifel auf Grund seines Persönlichkeitsaufbaues ein Eigentumsempfinden von besonders ausgeprägter Art. Und — dies nehmen wir vorweg — mit seinem Eigentumsempfinden wiederum steht in innerem Zusammenhang sein Streben nach Ordnung und Gestaltung der umgebenden Welt, stehen die Kräfte, die den Völkern Europas ihre Sonderstellung gegeben haben.

Eigentumsempfinden gehört seinem Ursprung nach in den Bereich des bäuerlichen Denkens. Es gibt breite Schichten auch der heute lebenden Menschheit, die man schlechthin als nicht eigentumsfähig bezeichnen muß. Menschen dieser Art sind trotz des oft schlauen Erwerbssinnes und trotz oftmals sehr ausgeprägter Schmarotzereigenschaften nicht fähig, sich jemals etwas zu schaffen, was ihnen und nur ihnen gehört, eigenen Boden in irgendeinem Sinne, im wörtlichen oder übertragenen, weil sie innerlich gleichgültig sind für den Zustand ihrer engeren oder weiteren Umwelt. Vielmehr sind sie es, die sich nach der Umwelt richten und ihrem wechselnden Zustand behend sich anpassen, und ob sie reich werden oder arm bleiben, so bleiben sie doch immer gleich bar jeder Verantwortung und bar jeder Eigenwelt.

Echtes Eigentumsgefühl umgekehrt ist als wesentliche seelische Kraft nicht abhängig von Art und Umfang des Besitzes, nicht einmal abhängig von tatsächlichem Besitz überhaupt. Dies wird in einer kleinen Geschichte anschaulich gemacht, die von einem holsteinischen Bauern erzählt wird, der, wenn er einen Knecht annahm, ihn danach abschätzte, wie er von den Pferden seines vorherigen Herrn sprach. Sagte der Knecht: „unserem Herrn sein Pferd“, so war er untauglich. Sagte er: „unser Pferd“, so war dies wesentlich besser. Aber erst wenn er sagte: „mein Pferd“, war er ganz der richtige Mann. Dieses Beispiel fügt sich dem ein, was L. F. Clauss von der leistungstypischen Haltung sagt, daß sie nämlich die innere Fähigkeit gibt, Herr zu sein auch noch im Dienen.

Ein Mann in untergeordneter Stellung kann engere und echtere Beziehungen zu seinem Wirkungskreis haben und kann damit weit mehr Herr sein im germanischen Sinne, nämlich im Sinne verantwortlichen und fürsorgepflichtigen Vorgesetztseins, als ein anderer, der über weit größere Machtmittel verfügt, die er nur äußerlich zu gebrauchen weiß, ohne seinen Wirkungsbereich zu einem ihm innerlich eigenen machen zu können. Herrsein in diesem Sinne ist also nicht gebunden an materielle, übertragbare Mittel, sondern an die Fähigkeit, sich ein klar bestimmtes eigenes Reich, und sei es noch so klein, zu schaffen, in welchem man mit niemandem seine Verantwortlichkeit und Zuständigkeit teilt.

Damit rückt der Eigentumsbegriff weit heraus aus dem Kreise der unmittelbar ichsüchtigen Strebungen. Er wurzelt im Tiefen-Ich und damit in einer seelischen Schicht, die mit der reaktiven Haltung des Egoismus unmittelbar nichts zu tun hat.

Wir stellen freilich fest, daß das Eigentumsgefühl in seiner ursprünglichen bäuerlichen Bedeutung einhergehen kann mit einem sehr harten und sturen bäuerlichen Egoismus. Und wo der Gesichtskreis, wo Gesittung und geistiges Vermögen eng sind, tritt dieser bäuerliche Egoismus in krasseren Formen in Erscheinung als die Ichsucht von Menschen anderer Lebensverhältnisse. Man vergesse aber nicht, daß das echte Bauernstum doch immer von der Forderung bestimmt sein wird: Alles für den Hof, und daß diese Forderung über die naheliegenden Interessen einer Einzelperson, überhaupt über alle wägbaren Interessen weit hinausgeht, daß diese Forderung eine sittliche ist, daß sie jedenfalls ein wesentliches Stück der eigentlichen germanischen Sittlichkeit in sich schließt. Es ist dieselbe Forderung, die in verschiedenem Gewande in verschiedensten Lebensformen und Berufsständen ein Grundbestandteil germanischer Gesittung ist und die beispielsweise im nordisch bestimmten überlieferungstreuen Kaufmannstum Ausdruck findet in dem, was dem Kaufmann die Firma, ihr Ansehen und ihr guter Name bedeutet.

Das Eigentumsgefühl des nordischen Menschen gewinnt sittliche Kraft damit, daß sein Ichbereich sich erweitert und all das mit einbezieht, was in seinem Wirkungsfeld liegt. Aus dem Gefühl, einen eigenen Schwerpunkt in sich zu tragen, wächst das Gefühl, verantwortlicher Mittelpunkt zu sein in einem Umkreis, der, mag er eng oder unendlich weit sein, immer einen Teil dessen bedeutet, was dem eigenen Selbst angehört. Alles, was er in diesem Umkreis wirkt, ist für ihn dann ein Stück Selbstverwirklichung.

Insofern wird der nordische Mensch in seiner Haltung immer ein Entweder-Oder zwischen starker Abgeschlossenheit oder starker und eingreifender Zuwendung erkennen lassen. Was er nicht einbezogen hat in seine Welt, das kann ihn nicht anrühren, das besteht für ihn kaum, geht ihn nichts an. Dieser Zug kann so ausgeprägt sein, daß er die Grenzen des wünschenswerten Maßes überschreitet. Es sei erinnert an die dem Angelsachsen eigentümliche Verständnislosigkeit für alles, was außerhalb seiner unmittelbaren und ihn überall in fremde Länder begleitenden eigensten Gesittung liegt. Umgekehrt ist das, was der nordische Mensch erst einmal in seine eigene Welt einbezogen hat, ein Teil seines eigensten Lebens, und dafür sich einzusetzen, ist für ihn dann eine Forderung der Selbstbewahrung. Bindungen zu lösen, die er selbst geknüpft hat, bedeutet für ihn Untreue gegen sich selbst.

Diese Haltung hat ihren stärksten Ausdruck in dem selbständigen Gewissen des nordischen Menschen gefunden. Im selbständigen Gewissen besteht für ihn das sittliche Prinzip schlechthin, eine Auffassung, die in dieser Entschiedenheit keiner anderen Rasse der Erde eigentümlich ist. Hier ist etwas, wofür ich allein nur zuständig bin, mit dieser Auffassung setzt der nordische Mensch letzte und unbedingte Grenzen gegen jeden Unfehlbarkeitsanspruch und gegen jede Forderung, die sich anmaßt, übertragbar und gültig für jeden zu sein. Es gibt unübertragbare und tiefstverankerte Ansprüche und Pflichten, die nur ich selbst mir setzen kann und die mir keiner abnehmen kann. Nur wer etwas von diesem Gefühl hat, kann auch auf schwierigem Posten auf sich allein stehen, ohne der regellosen Ungebundenheit und Willkür zu verfallen.

Der nordische Mensch ist oftmals in der Geschichte als Eroberer aufgetreten und nicht selten als harter, sehr rücksichtsloser und selbstherrlicher Eroberer. Niemals aber sind Ungebundenheit und Regellosigkeit die Merkmale seines Eroberertums gewesen. Stets trat er mit festen Ansprüchen auf, die er der Fremde gegenüber durchzusetzen versuchte. Und ohne daß damit die Frage des Rechtes oder Unrechtes berührt wird, bleibt jedenfalls ein Unterschied der seelischen Haltung zwischen wahllosem Erobererdrang und planmäßigem Vorstoß in neues Land. Nicht blindlings Macht und Reichtum, sondern Neuland suchten schon die Kimbern und Teutonen in der germanischen Frühgeschichte. Ob jemand Land gewinnt, um es auszubeuten, oder ob er es sich in echtem Sinne „aneignet“, um Raum zu haben für die eigene Arbeit und eigene Ordnung, das macht den Unterschied zwischen dem, was Walter Darré als nomadenhaftes Kriegertum und bäuerliches Siedlertum einander gegenüberstellt. Wo der nomadenhafte Mensch erobert, da handelt es sich für ihn um eine Episode, um ein vorübergehendes Aufschwellen der Lebensgefühle im Rausche des Reichseins und Mächtigseins. Die Beziehungen zu seinem Weidefeld sind damit erschöpft, daß es abgegrast ist. Wo der bäuerliche Mensch erobert, da schiebt er die Grenzen der eigenen Welt vor. Er holt sich etwas, was ihm, seinem inneren Empfinden nach, zugehört.

Wir verstehen jetzt die wesentlichen Grundlagen nordischen Ordnungswillens, der die Züge der uns umgebenden Welt so stark geprägt und verändert hat. Überall ist das Bedürfnis des nordischen Menschen am

Werke, sich aus der Umwelt eine Eigenwelt zu schaffen, indem er den Dingen, die um ihn sind, eine feste und dauerhafte Beziehung zueinander zuweist. Wege und Dämme zu bauen in unübersichtlicher und regelloser Wildnis und Recht und Ordnung durchzusetzen einer gesetzlosen und frei wuchernden Willkür gegenüber, dafür hat von je die nordische Rasse ihre besonderen Kräfte eingesetzt. Es drängt den nordischen Menschen, feste und klare Linien zu ziehen. Er hat die Gabe, aufzubauen und Grenzen zu setzen, und das Bedürfnis, einen festbegründeten Bezirk des Eigentums und der eigenen Gesittung sich zu schaffen.

Wenn, wie bekannt, bei der Auswanderung und Siedlung germanischer Volksteile in den vergangenen Jahrhunderten das religiöse Sektenwesen eine erhebliche Rolle gespielt hat, so erkennen wir auch noch hinter dem wunderlichen Fanatismus dieser ebenso starrsinnigen wie tüchtigen Kolonisten eine Art von Ordnungsfanatismus, der neben einer gewissen Art der Selbstgerechtigkeit dem nordischen Menschen viel näher liegt als die rein religiöse Schwärmerei an sich, und der jenen Menschen eine zähe Kraft gegeben hat, die eigene Lebensweise, die eigenen Bräuche und Wertungen im fremden Lande in großer Treue und selbst bis zur Sturheit durchzusetzen.

Der nordische Mensch wird stets dazu neigen, sich mit bestimmten Lebensformen gleichzusetzen, wenn sie ihm geeignet erscheinen, seinem inneren Bedürfnis nach Ordnung, Rechtlichkeit und Abgrenzung eine gewisse Unantastbarkeit zu gewährleisten. Was diesen Lebensformen nicht entspricht, empfindet er dann leicht als unpassend, formlos und störend.

Vollends fühlt er sich fremd und auf sich allein gestellt in einer Welt, die seinem Rechtlichkeitsempfinden entgegenläuft. Es bleibt ihm dann keine andere Möglichkeit, als seine innere Welt sorglich abzuschließen, wenn er nicht Mut und Kraft hat, seine Wertungen gegen alle Widerstände durchzusetzen.

Dieselbe seelische Grundlage hat das nordische Reinlichkeitsempfinden, soweit es nicht unmittelbar schon durch die wohl physiologische Geruchsempfindlichkeit des nordischen Menschen bedingt ist. Er kann Unordentliches und Unsauberes nicht um sich haben, da dies seine Beziehungen zu den Dingen stört. Die ihm erreichbare Welt muß — dieser Zug ist jedenfalls im germanischen Leben der durchaus vorherrschende und findet seine stärkste Ausprägung bei den friesischen Stämmen — adrett und sauber aussehen. Und von den Arbeiten des Herkules ist keine so sehr Ausdruck nordischer Leistung als die Reinigung des Augiasstalles.

Durch seine gefestigte Stellung inmitten des ihn umgebenden Umkreises des Rechtes, der Sitte, der Lebensformen und durch seine Beziehungen zu den Dingen, die ihm erreichbar und zugehörig sind, hat der Mensch mit seinem eigenen Wirken Anteil am äußeren Leben — so ungefähr besagt die ursprüngliche nordische Auffassung. Sein Eigentum, das ist das, was mit ihm in denselben Kreis eingeschlossen ist und was seiner Sorge und Betreuung unterstellt ist. Er ist verantwortlich für den Zustand der Dinge, die ihm zugehören, denn sie leben mit ihm.

Daß ganz allgemein zwischen Autismus und gesteigertem Reinlichkeitsempfinden Beziehungen bestehen, wird jeder Psychiater bestätigen. — Ich erinnere mich der Äußerung eines schizophrenen friesischen Arbeiters, eines in typischer Weise friesisch sauberen Mannes, der beim Kalken und Säubern eines verschmutzten Nebengebäudes wörtlich meinte: „Man kann das doch nicht so verkommen lassen. Das will doch auch alles leben.“

Das Eigentum in seinem ursprünglichen vollen Gewicht ist durch eine Welt von sittlichen Empfindungen geschieden von dem Begriff der toten, jederzeit im Werte abschätzbaren und veräußerlichen Ware. Wenn man Geschenke tauschte, so war dies nach der altgermanischen Auffassung ein höchst bedeutsamer Vorgang, der als solcher durch gewisse Gebräuche geheiligt und herausgehoben wurde. Man knüpfte ein seelisches Hand, das nicht willkürlich zerschnitten werden konnte. Man gab dem anderen ein Stück des Eigenen, man zeichnete damit aus und dem Gebenden wie dem Empfangenden konnte das Geschenk einen unmittelbaren Zuwachs seiner Ehre bedeuten.

Bekannt ist, daß der Germane den Dingen, die am engsten mit ihm verknüpft waren, Eigennamen gab. Namen trugen vor allem das Schwert, der Speer, das Schiff, die Dinge also, die unmittelbar vom Geist der germanischen Bewegung und des Ausgriffes erfüllt waren, die dem Menschen verlängerter Arm und Wille waren. Noch bedeutsamer für die nordische Gesittung war die Bindung des einzelnen und seiner Sippe an das unbewegliche Eigentum und den unveräußerlichen Mittelpunkt seines Wirkens, an Herd, Haus und Hof. „Mein Haus, meine Burg," in dieser englischen Redeweise lebt die altgermanische Auffassung fort. Der Hausfrieden ist einer der am meisten geheiligten und auch am meisten lebendig gebliebenen Begriffe dieser alten Gesittung.

Er blieb ein lebendiger und fortwirkender Begriff, weil er nicht auf den tatsächlichen Besitz der eigenen Stätte, der freilich für den nordischen Bauern ursprünglich selbstverständlich war, Bezug nimmt, sondern durchaus hinzielt auf das, was nicht wägbar und an äußeren Besitz geknüpft ist, auf die Heiligung des unmittelbarsten Lebensraumes des einzelnen. Nicht daß ich Hausbesitzer bin, sondern daß ich ein Eigenreich habe, in das niemand einzugreifen berechtigt ist, diese Forderung wird für alle Zeiten an nordische Wesensart gebunden bleiben.

Wir verstehen nun auch, daß nach nordischer Auffassung das Eigentum in enger Beziehung zur Freiheit und zur Ehre steht. Wer in den unmittelbaren Eigenbezirk des einzelnen eingreift, der verletzt ihn in seiner Ehre. Diebstahl und Raub sind mehr als eine Schädigung an abmeßbaren Werten. Sie sind eine Beleidigung und ein Angriff auf die persönliche Unversehrtheit im weiteren und allgemeineren Sinne. „Unehrliche Leute" in der Auffassung, wie sie das Mittelalter noch kannte, waren alle die Menschen, die eine Ehre nicht zu verteidigen hatten, die eigentumslos waren nicht so sehr im äußeren Sinne, als in dem Sinne, daß sie nicht eine gefestigte Stellung im Umkreise von Sitte und Recht hatten. Sie konnten übertragbaren Besitz haben, sie konnten Geld haben — Geld ist heimatlos, sagt Spengler —, aber sie hatten keinen Eigenbezirk, keinen unübertragbaren und unwägbaren Besitz.

Wir haben für unsere Überlegungen jetzt eine sehr verbreiterte Grundlage gewonnen. Wir können eine Wertetafel aufstellen und einander gegenüberstellen die unübertragbaren und die übertragbaren Werte, um Punkt für Punkt nachzuweisen, daß der seelische Schwerpunkt der nordischen Rasse auf der Seite der unübertragbaren Werte liegt und daß die ursprüngliche Gesittung dieser Rasse daraus unmittelbar sich ableiten läßt.

Dem Eigentum im alten Sinne steht die schrankenlos übertragbare Form des Besitzes gegenüber, die die Menschheit sich mit dem Gelde geschaffen hat. Die Zeiten des Verfalles der antiken Welt haben es ebenso wie die neueren Zeiten erwiesen, daß damit, daß die Börsenbegabung, das Denken in Geldwerten, maßgebend wird, der nordische Mensch seine ursprüngliche Auffassung von der inneren Zusammengehörigkeit von Machteinfluß und Persönlichkeitswert scheitern sieht und daß er sich wirtschaftlich anderen Rassen unterlegen sieht, die, wie am meisten die vorderasiatische, für alles Übertragbare und Austauschbare, für alle Jedermannsbedürfnisse einen unheimlichen Spürsinn besitzt.

Die nordischen Rechtsauffassungen, die durchaus auf der Seite des ungeschriebenen und, wie wir hinzufügen, des nicht aufschreibbaren Rechtes verankert waren, wurden angegriffen und erschüttert durch das Vordringen eines dialektisch ausgearbeiteten geschriebenen Rechtes, das man zu Unrecht das römische genannt hat, insofern es von den unübertragbaren eigentlichen Werten der altrömischen Gesittung nicht sehr viel Wesentliches hinübergerettet hatte. Man bemühte sich, die germanische Auffassung, nach der das Recht mit jedem Rechtsfalle gefunden und die Tat in Zusammenhang mit dem Täter zur Beurteilung kommen mußte, so weit als möglich zu ersetzen durch eine auf alle vorkommenden Fälle anwendbare Katalogisierung. Damit aber muß der Begriff des „Gesetzes", wie ihn die altnordische, am ausgeprägtesten die altgriechische Welt verstand, seine Kraft verlieren und verblassen. Aus dem Gesetz, das artgebundene Sitte war, wird ein Gesetz, das nur noch vernünftiges Übereinkommen und Spielregel bedeutet.

Wenn die griechische Inschrift für die im Freiheitskampf Gefallenen besagt, daß diese hier liegen, „wie das Gesetz es befahl", so lebt hier in diesem Wort die ganze helle Kraft der altnordischen Sittlichkeit.

„Gesetz“ ist hier nicht Vorschrift und Anweisung, sondern ist Inbild alles Klaren, Gesittung- und Eigentumschützenden, ist die Sphäre und Lebensluft, in der der ehrenhafte und freigeborene Mensch lebt.

In den Auseinandersetzungen um das Übergewicht des Übertragbaren oder des Unübertragbaren haben vor allem bestimmte Grundlagen des Glaubenslebens weit mehr, als meist beachtet wird, einen entscheidenden Anteil gehabt. Man hatte allzu kritiklos und in Unkenntnis der ursprünglichen religiösen Bindungen die Vergeistigung und Vereinheitlichung der Glaubensvorstellungen durch Herausformung einer bestimmten, dialektisch gestützten Lehre, wie sie das Christentum brachte, als Fortschritt aufzufassen sich gewöhnt. Wenn die christliche Auffassung bis heute pietätlos genug ist, die alten Glaubensvorstellungen als Götzendienst und die Sinnbilder des alten Glaubens als Götzenbilder entwerten zu wollen, so hat man ihr mit Recht erwidert, daß mit dem jüdisch-christlichen Gott die alten Bilder nur ersetzt wurden durch ein „logisches Götzenbild“, ein Götzenbild, das übertragbar geworden ist auf Kosten der Sinnbildkraft und Beseeltheit. Man hat die gewachsenen und heimatgebundenen Gottvorstellungen ersetzt durch eine Lehre, die sich an den Jedermannsmenschen richtet. Gott wurde von den Priestern monopolisiert, sagt Matthes Ziegler, denn religiöser Dogmatismus ist genau dasselbe wie wirtschaftliche Vertrustung.

Seine folgerichtige Auswirkung findet die Vergeistigung und gleichzeitig Entseelung des Gottbegriffes in jener dialektisch entarteten theologischen Lehre, die ausdrücklich feststellt, daß Glaube nichts zu tun habe mit Sittlichkeit. Man spürt, daß dies alles auf nichts anderes hinausläuft als auf eine schrittweise, aber im Endziel restlose Enteignung und Einebnung.

Man spürt dies jedenfalls dann, wenn man erst einmal sich bewußt gemacht hat, in welchem Maße das germanische Glaubensleben ursprünglich sitten- und sippengebunden war, so sehr, daß man damals — wir wissen dies aus den Isländergeschichten — einen bestimmten Götternamen mit dem Leben der eigenen Sippe in außerordentlich persönlicher Weise zu verbinden wußte, daß man im eigenen Bereich seinen heiligen, gottnahen Bezirk hatte, so den Hochsitz im eigenen Hause vor allem, aber auch ein Feld oder einen Berg, dem die Bedeutung eines weihevollen Mittelpunktes für das seelische Leben der lebenden wie der abgeschiedenen Glieder der Sippe zugesprochen wurde.

Am tiefsten dringt in diese Fragestellungen die großartige Schau von Ludwig Klages ein, der im Geist den Widersacher der Seele sieht. Wenn man auch dieser Schau eine weitgehende Kritik entgegensetzt, so muß man doch mit großem Dank erkennen, daß sie auf sehr wesentliche Zusammenhänge Licht fallen läßt und daß sie auch unsere rassenpsychologischen Untersuchungen zu vertiefen vermag, wenn wir versuchen, das, was Klages mit dem Geist meint, auf die Welt des Übertragbaren, das, was er mit der Seele meint, auf die Welt des Unübertragbaren anzuwenden. Als beseelt wäre dann alles zu bezeichnen, was artgebunden ist, als geistig alles, was lehrbar ist. Wo die „Seele“ vorherrscht, da herrscht das Vorbild und die innere Bindung, die wir als Ehrfurcht bezeichnen. Wo der „Geist“ vorherrscht, da herrscht die Dialektik und die unbeseelte Betriebsamkeit.

Die Philosophie von Klages läßt uns vor allem aber erkennen, daß eine „vergeistigte“ Religion bereits in eine Entwicklung hineindrängt, die ihren Fortgang in einer schließlichen Auslöschung von Sitte und Glauben schlechthin findet. Dem Eindringen jüdischer religiöser Auffassungen folgte als zweiter Akt die Erhebung der Göttin Vernunft auf den Thron und auch sie erwies sich sehr bald unverhüllt als eine jüdische Gottheit, die noch rachsüchtiger und völkerfressender ihre Herrschaft ausübte als selbst der alte Judengott. Der Kommunismus ist seinen geistigen Grundlagen nach die Enteignungslehre im letzten und folgerichtigsten Sinne. Die geistige Leistung, die er aufzuweisen hat, erschöpft sich in einer fressenden Dialektik, die auf eine Diktatur des Übertragbaren hinausläuft.

Für diese Dialektik, die sonst vor nichts Halt macht, gibt es nur ein letztes entscheidendes Ärgernis, das ist der Rassengedanke selbst. Denn wenn irgend etwas unübertragbar bleibt, so ist es die Rasse, die durch Geburt bestimmte Beschaffenheit von Körper und Seele. Damit, daß das Ererbte vor alles Erworbene und Erwerbbare gestellt wird, besinnen die Völker sich auf die letzte und uneinnehmbare Stellung im Bereich der unübertragbaren seelischen Werte.

Denn auch dies lehrt uns die Kenntnis der ursprünglichen nordischen Gesittung, daß hier eine Stellung wieder sichtbar wird, die im Grunde nur verschüttet und verdrängt war. Die alten Wertungen waren in der Tat in ihrem eigentlichen Sinne auf das Angeborene ausgerichtet. Die alten arischen Völker waren – was hier im einzelnen nicht ausgeführt werden kann – sich der Bedeutung der Vererbung für das menschliche Leben in hohem Maße bewußt und der Gedanke, daß der Mensch seine wesentlichen Werte von seinen Vorfahren hat, war ihnen selbstverständlich.

Unsere Kenntnis vom Wesen der nordischen Rasse wird damit in ihren letzten Folgerungen bestätigt. Denn wenn es zutrifft, daß im Seelenleben des nordischen Menschen der Schwerpunkt auf dem Unübertragbaren liegt, so müssen seine Wertungen mehr als bei Menschen anderer Rassen, auch da, wo das Bewußtsein dafür unentwickelt oder zurückgedrängt ist, in ihrem Grunde immer wesentlich auf das Angeborene bezogen sein. In der Tat, nur im Umkreise aller der durch Vererbung uns zugefallenen Gaben des Körpers und der Seele hat der Mensch jenes Eigentum, das im letzten Sinne unverrückbar und unveräußerbar ist. Und damit, daß er nach dem Goethewort das erwirbt, was er von den Vätern ererbt hat, schafft er sich jene Welt, die er so unbeirrbar als die ihm eigene empfindet, weil er mit ihr nur das sich geholt hat, was von jeher ihm zugehört hat und ihm bestimmt war. Daher hat der nordische Eigentumsbegriff durchaus und von Anfang an das gute Gewissen auf seiner Seite, nicht das gute Gewissen des Raubtieres jedoch, wie Nietzsche meinte, sondern das gute Gewissen, das zur Grundlage die stillschweigende Voraussetzung hatte, daß angeborener Wert und Machtbereich in Übereinstimmung sein müssen.

Folgerichtigerweise war daher für die nordische Sittlichkeit, wie sie am deutlichsten wiederum in der altgriechischen Welt zur Reife kommen und Gestalt gewinnen konnte, alles „Gutsein“ gleichbedeutend mit „Echtsein“. Der Gegensatz Gut und Schlecht wurde nach der griechischen Auffassung zurückgeführt auf den Gegensatz von Wahrhaftigkeit und Lüge.

Wahrhaftig war der Mensch, der das zu verwirklichen strebte, was er war (werde, der du bist). Lügenhaft waren alle Ansprüche, die nicht im Wesen des Menschen begründet sind, die vorgetäuscht werden durch eine künstlich angenommene Haltung und durch Verkleidungen der Seele. Lügenhaft im Sinne dieser Sittlichkeit war alles, was nicht echter Besitz ist, was gestohlen, nachgeahmt oder übernommen wird, ohne dem eigenen Wesen zu dienen. Lügenhaft war die Distanz im Gegensatz zum Stolz, der Ehrgeiz im Gegensatz zur Ehre, das Erfolgsstreben im Gegensatz zur verantwortungsvollen Bewährung.

Nur der echte Mensch, der auf das Angeborene zurückgreift, hat jenen inneren Schwerpunkt, der ihm Gewicht gibt, jene Würde und Kraft der Persönlichkeit, die die altrömische Auffassung als gravitas bezeichnet hat. An Stelle vieler anderer Zeugnisse aus jener Welt lassen wir den griechischen Dichter Pindar sprechen: „Nur durch angeborenes gesundes Urteil hat man volles Gewicht. Wer nur Gelerntes besitzt, tritt niemals auf mit festem Fuß.“

XIII
Persönlichkeit und Gemeinschaft

- 1 -

Der Mensch ist in eine Gemeinschaft hineingeboren, in einen natürlichen Lebensverband, und nur als Glied dieser Gemeinschaft, niemals ohne oder gegen diese seine Lebensgrundlage vermag er im Daseinskampf sich durchzusetzen, sich durchzusetzen nämlich nicht im Sinne beschränkter ichsüchtiger Perspektiven und Strebungen, die ihn vielleicht hie und da überreden möchten, die Gemeinschaft abzulehnen, sondern im biologischen Sinne, in dem Sinne, daß er seiner durch Anlage gegebenen Wesensart die Auswirkung auf Gleichgeartete oder Ähnlichgeartete und das Weiterleben in der Kette der Geschlechter gewährleistet.

Ein gemeinschaftsunfähiger Mensch, der in die Gemeinschaft, die ja ursprünglich immer eine Gemeinschaft blutsverwandter Menschen ist, seiner inneren Anlage nach nicht hineinpaßt, ist notwendig ein abartiger Mensch. Sein seelischer Defekt ist gleichzeitig ein biologischer Defekt. Und jede gesunde Gemeinschaft, die ihre ursprüngliche Kraft erhalten will, die ja die Kraft aller derer ist, die in sie eingeschlossen sind, muß unnachgiebig den Gegenstoß gegen den Gemeinschaftsunfähigen führen und ihn ausschalten.

Will man daher die Beziehungen zwischen Rasse und Gemeinschaftsfähigkeit untersuchen, so wird man von der einfachen Feststellung auszugehen haben, daß es Gemeinschaftsschwäche oder -unfähigkeit als ursprüngliche Rasseeigenschaft schlechthin nicht geben kann, sondern daß sie immer eine Abweichung vom ursprünglichen Wesen der Rasse bedeutet. Nur die Richtung, in der eine solche Abweichung geht, ist vielleicht in gewissem Grade in der Rasse vorgeformt, so daß die gelegentlich überall auftretenden Abweichungen bei der einen Rasse mehr diese, bei der anderen mehr jene Richtung vorzugsweise aufweisen.

Die sehr umfangreichen Untersuchungen über die seelische Veranlagung der gemeinschaftsunfähigen Menschen haben ergeben, daß hier keine einheitliche Gruppe von Menschen vorliegt, sondern daß überaus verschiedene Persönlichkeitstypen hier zu berücksichtigen sind. Nur in einem Punkte haben die Untersuchungen etwas ergeben, was wohl als allgemeingültig heute schon angesehen werden kann. Es ist ein bestimmter Menschentyp, der unbeeinflußbar und von der Grundlage der Persönlichkeit her in seiner Gemeinschaftsfähigkeit gestört ist.

Es ist der Typ, den man als den des Gemütlosen oder Gemütsarmen herausgestellt hat. Was ihm fehlt, das ist jene natürliche gemütliche Ansprechbarkeit und Schwingungsfähigkeit, die offenbar in sehr ursprünglichen Schichten des seelisch-körperlichen Lebens verankert ist und die man daher geradezu als die biologische Grundlage und primitivste Voraussetzung für alle höheren Empfindungen der Anhänglichkeit, der inneren Bindungsfähigkeit, der Treue und der Kameradschaftlichkeit bezeichnen könnte.

Stellt man nun die Frage, ob die nordische Rasse ihrer Persönlichkeitsanlage nach irgendwelche Beziehungen zu diesem Typ der Gemütsarmen aufweist, so wird man nicht nur zu einer verneinenden Antwort kommen, sondern man muß — mit allem Vorbehalt — weit eher annehmen, daß das Gegenteil der Fall ist. Die nordische Rasse ist, wie wir feststellten, in ihren tieferen Schichten weit eher empfindlich als gemütsarm. Sie steht dem Typ des Gemütsarmen, der auch, wie man nach bisherigen Untersuchungen vermuten muß, durch bestimmte körperliche Züge gekennzeichnet erscheint, ganz besonders fern, verhält sich in ihren biologischen Grundlagen zu ihm geradezu gegensätzlich.

Andere Störungen der Gemeinschaftsfähigkeit sind weit mehr zusammengesetzter und vieldeutiger Art und sind an andere, schwieriger zu erfassende seelische Schichten gebunden. Je mehr sie schließlich in das Gebiet der reaktiven seelischen Haltungen hineinreichen — man denke etwa an mangelnden Einordnungswillen aus Protestreaktion, aus Trotz oder aus Geltungsbedürfnis —, desto schwieriger wird es gleichzeitig, das Angeborene von dem Angenommenen, das zur Anlage Gehörende von dem zur zweiten Persönlichkeit Gewordenen zu unterscheiden. Für unsere Untersuchungen erscheint es uns aber nicht so wichtig, die Beziehungen der Gemeinschaftsfähigkeit und ihrer Störungen zu den reaktiven seelischen

Schichten zu erörtern. An den Kernpunkt unserer Untersuchungen kommen wir erst, wenn wir ihre Beziehungen zu jenem Autismus, den wir der nordischen Rasse zugesprochen haben, berühren.

Man hat die seelische Haltung, die man die autistische nennt, von Grund auf mißverstanden, wenn man sie in irgendeiner Weise mit einem ursprünglichen Mangel an gemütlicher Ansprechbarkeit und folglich mit jener Gemütsarmut, von der wir sprachen, in inneren Zusammenhang bringt. Es haben gerade die neueren Untersuchungen ergeben, daß derartige Zusammenhänge selbst für den Bereich der krankhaften autistischen Störungen nicht bestehen, und daß ganz allgemein der ursprüngliche Mangel an Gemüt nicht innerlich verwandt ist mit jenen Störungen der gemütlichen Beziehungen und des Kontaktes, die man aus dem schizophrenen Bereich kennt.

Dies sei hier im einzelnen nicht ausgeführt. Wir greifen statt dessen vorerst zurück auf den viel einfacheren Begriff, den Clauss in die Rassenpsychologie eingeführt hat, auf den nordischen Abstand. Die Beziehungen der Menschen zueinander werden zweifellos in wesentlichen Dingen davon bestimmt, ob der Abstand oder die Nähe im seelischen Leben vorherrschend ist. Der Mensch der seelischen Nähe und Tuchfühlung, der rein extravertierte Mensch, ist in den Beziehungen zum anderen unmittelbarer und ist austauschbereiter und geselliger. Stellt man aber die Frage, ob der Abstand als solcher — gemeint ist immer nur jener Abstand, der mit einer angemaßten reaktiven Haltung nichts zu tun hat — die Gemeinschaftsfähigkeit stört und beeinträchtigt, so ist dies zu verneinen.

Es ist ein großer Irrtum, zu meinen, daß der nicht so unmittelbar gesellige Menschentyp der ichsüchtigere und weniger gemeinschaftsfähige sei. Das Gegenteil ist häufig ganz offenbar der Fall: Sofern nur die tieferen gemütlichen Regungen als solche nicht gestört sind, ist sehr häufig bei dem Menschentyp mit den geringeren geselligen Anlagen die Gemeinschaftsfähigkeit in um so höherem Maße entwickelt. Denn die Gemeinschaftsfähigkeit ist vor allem abhängig von innerer Bindungsfähigkeit, Treue und Verantwortlichkeit und es ist ein Irrtum, sie ohne weiteres bei allen jenen betriebsamen Extravertierten vorauszusetzen, die jederzeit zur Mitarbeit sich drängen, weil sie nie anders leben können, als in unmittelbarer Fühlung mit allem, was ihnen begegnet.

Fragwürdiger noch wird die Gemeinschaftsfähigkeit in jenen Fällen, wo die zwischenmenschlichen Beziehungen und das Austauschbedürfnis reaktiv gesteigert sind und wo nicht mehr ein ursprüngliches und natürliches Nähebedürfnis zu finden ist, sondern eine seelische Haltung, die man am besten als seelische Zudringlichkeit beschreiben kann. Diese seelische Zudringlichkeit liegt der nordischen Wesensart noch ferner als die reine Extraversion. Sie ist, soweit man sie einer bestimmten rassenselischen Haltung zuordnen kann, ein unverkennbares und hervorstechendes Merkmal im Seelenleben von Menschen vorderasiatischer Rasse.

Wir fassen die Fragestellung noch genauer, wenn wir nunmehr Autismus und Egoismus einander gegenüberstellen und uns dabei bewußt machen, daß beide Begriffe etwas durchaus Verschiedenes meinen. In seinen Grundlagen gehört der Egoismus ebenso oder sogar wohl in noch weiterem Umfange dem Allgemeinmenschlichen an wie die gemütliche Ansprechbarkeit. So wie diese all das umfaßt, was wir die Mitgefühle nennen, so umfaßt er in seinen Grundlagen alle Selbsterhaltungstriebe.

In einfachster und unbekümmerter Weise auf den eigenen Vorteil bedacht ist der extravertierte Menschentyp. Und wenn dies häufig übersehen wird oder ihm doch nicht so sehr zum Nachteil angerechnet wird, so liegt es daran, daß sein Egoismus etwas sehr Anpassungswilliges und vorwiegend auch in der Tat etwas verhältnismäßig Harmloses hat.

Dieser naive Egoismus ist unterschieden, wenn auch durch vielerlei Übergänge verbunden, von dem, was Ludwig Klages erstmalig den „reaktiven Egoismus“ genannt hat. Wir greifen dieses Wort auf, fassen es aber noch weiter als Klages selbst und meinen damit den in ständigen Auseinandersetzungen gesteigerten und berechnenden, das ursprüngliche Wesen überlagernden Egoismus, der alle Strebungen der Sicherung oder des Machtwillens umfaßt und der zumeist für jene Ansprüche eingesetzt wird, die gerade nicht aus dem tieferen ursprünglichen Ich kommen, sondern die übernommen werden. In der reisten Form finden wir ihn bei Menschen mit durchaus labiler Wesensprägung, die kein echtes Verhältnis zu irgendeiner Sache haben,

weil sie ausschließlich auf die Gewinnmöglichkeiten für die eigene Persönlichkeit, die in wesentlichen Dingen nur eine vorgetäuschte Persönlichkeit ist, eingeengt sind. Menschen dieser Art blenden beständig mit Interessen, die sie gar nicht innerlich haben, und es gelingt ihnen in oft überraschender Weise, ihre Gemeinschaftsuntauglichkeit damit zu überdecken.

Die Überwindung der ichsüchtigen Einstellung ist eine sittliche Forderung, die sehr tief im Gemeinschaftsdenken wurzelt und die nach jeder Richtung hin viel allgemeinere Grundlagen hat als die besonderen Wertungen, die das Christentum hineingetragen hat. Es macht aber einen wesentlichen Unterschied, von welchen rassenseelischen Voraussetzungen diese sittliche Forderung ausgeht. Daß die Ichsucht, deren reaktiven Charakter wir ja betonten, durch echte Hingabefähigkeit überwunden wird, dies ist eine in den weitesten Bereichen der Menschheit gültige sittliche Erkenntnis. Für den Bereich der nordischen Rasse gibt es aber eine andere Möglichkeit, die ihrer Wesensart mehr gerecht wird. Die nordische Rasse hat einen bestimmten seelischen Schwerpunkt — und damit nun rühren wir an die Wurzeln der ursprünglichen nordischen Sittlichkeit —, von dem aus die Ichsucht entkräftet werden kann. Der reaktive Egoismus findet sein Gegengewicht hier nicht in einer einfachen Ichverneinung, sondern in dem vertieften Selbstgefühl der nordischen Rasse selbst.

Die Rassenpsychologie fordert, daß viele festgefahrene Auffassungen wieder in Fluß kommen, und sie fordert vor allem eine klare Kampfansage gegen eine bestimmte Lehre, die seinerzeit von Alfred Adler dialektisch gestützt und zur Grundlage seiner Charakterdeutung gemacht wurde und die von vielen anderen mit einer kaum verständlichen Vorliebe für psychologische Flachheiten noch immer weiter gehegt wird. Diese Lehre, so wie sie von Fritz Künkel etwa vertreten wird, soll gegen jede ichsüchtige, überhaupt gegen jede gemeinschaftsstörende Haltung sich richten. Sie faßt den Gegner aber nicht da, wo er wirklich ist (denn die Defekte der wirklich Asozialen liegen auf einer völlig anderen Ebene), sondern mißversteht und entwertet alle Strebungen, die nicht unmittelbar gesellig sind. Ihre Absicht geht dahin, der Selbstbehauptung und, sieht man näher zu, dem Selbstgefühl schlechthin den Stempel einer minderwertigen und krankhaften Haltung aufzudrücken.

Sie ist darin in ihrer Weise folgerichtig. Denn sie geht von dem dialektischen Begriff eines Kollektivs aus. Jeder ein unpersönliches Glied dieses Kollektives, jeder von den gleichen Gedanken und Wünschen geformt, jeder mit jedem unterschiedslos am gleichen Seelenleben beteiligt, das sind die Vorstellungen, die hier dem Wesen der Gemeinschaft und darüber hinaus dem gesunden Seelenleben überhaupt zugrunde gelegt werden. Und auf diesem Hintergrund heben sich Selbstgefühl und Persönlichkeit ab als etwas Gemeinschaftsfremdes, als ein Komplex von Gegengefühlen und Protestreaktionen, mehr noch, als etwas Unnatürliches, entstanden aus innerer Angst und Hemmung.

Man sieht, daß das Seelenleben nach diesem Rezept bedenkenlos eingeehnet wird und daß im Hintergrunde nichts bleibt als die nackte Gleichheitslehre. Alle Männer und Frauen paßten ursprünglich zusammen, so heißt es bei Kunkel, jeder Hans nahm jede Grete. Und er meint damit auch nicht irgendwelche uns fernliegende Rassen, sondern er meint hier ausdrücklich unsere eigene Vergangenheit. Wir wissen heute aus den Überlieferungen etwas von dem ursprünglichen germanischen Persönlichkeitsgefühl und wir wissen heute, daß dieses Gefühl erst in den dann folgenden Zeiten von seiner ursprünglichen Kraft manches eingebüßt hat und können daher derartige blutleere Konstruktionen, die mit Vorliebe mit dem Gedanken irgendwelcher angeblicher Entwicklungen arbeiten, endgültig zurückweisen. Sie sind psychologisch unwahr.

Eine so wesentliche seelische Kraft, wie es das Persönlichkeitsgefühl ist, so sehr es auch in seinen Ausdrucksformen wechselt, kann sich nicht aus negativen Kräften, aus Gegengefühlen entwickeln, kann überhaupt nicht von Anfang bis Ende etwas Erworbenes sein. Hier ist der Punkt, wo eine Lehre, der der Sinn für das Angeborene fehlt, versagen muß. Sie erschöpft sich darin, das Gegeneinander von Gemeinschaft und Persönlichkeit darzustellen, und sieht in der Persönlichkeit hier nur die Gegenkraft, statt sie als selbständige Kraft zu werten, die der Gemeinschaft statt nehmend oder verzichtend auch gebend gegenüberstehen kann.

Es kann nicht genügen, ichhafte und wirhafte Einstellung gegeneinander auszuspielen, wenn man nicht die Psychologie auf andere Grundlagen stellt und sie gegen jene von Künkel und anderen ausgebaute Lehre abgrenzt. Die Rassenpsychologie jedenfalls, die ja immer vom Angeborenen ausgeht, erfordert diese Abgrenzung. Wenn man nach der Gemeinschaftsfähigkeit des nordischen Menschen fragt, so kann man das ihm vor allen anderen Rassen eigene Selbstgefühl nicht als belanglos oder störend von der Rechnung absetzen. Nur in Einklang mit seinem tieferen Selbstgefühl, nicht über den Weg der Selbstverneinung hinweg, vermag der nordische Mensch sich der Gemeinschaft und allen größeren Aufgaben aufzuschließen. Sein Selbstgefühl gibt ihm die Möglichkeit eines inneren Abstandes gegenüber den Strebungen der beschränkten Ichsucht und gibt ihm die Fähigkeit, Aufgaben, die dem tieferen Selbst entsprechen, wichtiger zu nehmen als alles, was dem äußeren Ich zugehört.

Diese Überlegung soll uns sagen, daß das nordische Selbstgefühl seiner Grundlage nach dem Gemeinschaftsleben nicht entgegenzustehen braucht, sondern im Gegenteil alle Möglichkeiten eines vertieften Gemeinschaftsdenkens in sich schließt. Sie soll nicht sagen, daß dies in jedem Einzelfalle so ist und daß dieses Selbstgefühl nicht auch gewisse Kräfte fördern kann, die das Gemeinschaftsleben stören oder erschweren. In der Tat, wo der nordische Mensch nicht in Bindungen lebt, die seiner Art enstprechen, da wird allzu leicht in ihm die Eigenbrötelei das Übergewicht bekommen.

Die eigentliche Gefahr der nordischen Rasse ist, wie sich erwiesen hat, die individualistische Haltung. Sie greift tiefer und auflösender in ihr Gemeinschaftsleben ein als in das Leben anderer Rassen. Wo die Menschen anderer Rassen natürliche Gegenkräfte haben und durch ihre mehr unmittelbar gesellige Triebrichtung und ihren Anpassungswillen den Zusammenhalt wahren, da sprengt im Bereich der nordischen Rasse der Individualismus die Menschen auseinander und führt sie zur Vereinzelung. Selbstverständlich, dies geht ja aus unserer Überlegung hervor, ist der Individualismus eine reaktive Haltung und hat als solche mit dem nordischen Autismus unmittelbar nichts zu tun. Aber er schließt eine Reihe von reaktiven Einstellungen in sich, die dem nordischen Menschen verhältnismäßig nahe liegt, weil sie sich sehr leicht an seinen Autismus anknüpfen.

Der nordische Mensch vermag sich aufzuschließen, wenn er die ihn umgebende Welt als ichverbunden anerkennt. Er neigt zur Abschließung, wenn er sie als ichfremd wertet. Und in solcher Abschließung vermag er wohl sich selbst zu behaupten, aber ganz von selbst löst er sich damit aus dem Kreise der Beziehungen und Bindungen heraus, die zur natürlichen Umwelt des Menschen nun einmal gehören. Er hat mehr als andere Menschen die besondere Kraft der Selbstbewahrung, er verträgt die Abschließung und Einsamkeit wie kein anderer, weil er innerlich sehr viel weniger abhängig ist von anderen Menschen. Aber dies gerade bedeutet für die nordische Rasse eine biologische Gefährdung. Denn, mag auch der einzelne die Vereinzelung vertragen, auf die Dauer und im Hinblick auf die Sicherung kommender Geschlechter kann die nordische Rasse sich die Vereinzelung nicht leisten. Im Gegenteil, sie muß schneller als andere Rassen zugrunde gehen, wenn sie Bindungen und sittliche Forderungen des Gemeinschaftslebens nicht anerkennt.

Fragt man, auf welche Art und Weise das nordische Selbstgefühl zum Gemeinschaftsgefühl sich zu erweitern vermag, so ist es notwendig, nunmehr den Begriff der Gemeinschaft selbst zu prüfen. Es ist Gemeinschaft denkbar beispielsweise im äußerlichen Sinne als Interessengemeinschaft, sie ist denkbar im Sinne unmittelbarer seelischer Beziehungen und gegenseitiger Anteilnahme oder im Sinne wahlloser Vergesellschaftung und sie ist denkbar im Sinne bestimmter Lebensordnungen.

Fremd ist dem nordischen Menschen die wahllose Vergesellschaftung. Er ist nicht unter den Menschen schlechthin und überall zu Hause, Gemeinschaftsgefühle unter allen Umständen und in jeder beliebigen Umwelt sind ihm nicht gegeben, nicht weil die gemütlichen Voraussetzungen an sich fehlen, sondern weil er austauschbereit und austauschfähig in einem so allgemeinen Sinne nicht ist. Was aber im Leben der Rassen und Völker ausschlaggebend ist, das ist die Fähigkeit des einzelnen, sich an bestimmte gemeinsame Lebensordnungen zu binden. Und diese Fähigkeit ist dem nordischen Menschen zweifellos gegeben und sie muß sogar ursprünglich nach dem, was wir aus Vorgeschichte und Geschichte der nordischen Rasse wissen, außerordentlich hoch entwickelt und durch Sitten und Gebräuche gefestigt gewesen sein.

Nur als Bindung an tiefere Lebensordnungen ist der Gemeinschaftsgedanke im Bereich der nordischen Rasse eine Kraft, die ihrem eigentlichen seelischen Wesen gemäß ist. Nicht der beliebige andere Mensch ist mit uns in die tiefere Lebensordnung eingeschlossen, sondern nur innerliche, nicht künstlich herstellbare und übertragbare Bindungen schließen den Kreis, Bindungen, wie nur gemeinsames Schicksal auf lange Sicht und gleiche Abstammung sie schaffen können. Dies sind Bindungen, die mit wahlloser Gemeinschaftsfähigkeit nichts zu tun haben, die sich auch jetzt nicht knüpfen und lösen lassen, sondern die lebensgesetzliche Notwendigkeit sind.

Es entspricht durchaus der Gesetz und Plan suchenden Denkweise des nordischen Menschen, wenn sein Gemeinschaftsdenken nicht so sehr unmittelbar vom Menschen zum Menschen geht, als vielmehr über bestimmte Ordnungen hinweg. Sehr zutreffend wird das ursprüngliche nordische Gemeinschaftsgefühl von Bernhard Kummer wiedergegeben, wenn er sagt: „Es gibt keinen Weg von Mensch zu Mensch, wenn er nicht durch einen gemeinsamen Mittelpunkt geht, der eben die religiöse Tiefe aller „Gemeinschaft“ ist, und der diese als das aus heiligem Grunde Gewachsene unterscheidet vom flachen Kollektiv der Gesellschaft.“

Der eigene Lebenskreis eingeschlossen in einen größeren Lebenskreis, das ist die Formel für die dem nordischen Menschen ursprünglich selbstverständliche Verbindung der eigenen Aufgaben mit den Aufgaben der Gemeinschaft. Man mag sogar vermuten, daß diese Formel hindurchklingt durch verschiedenartige Äußerungen nordischen Stilgefühles, daß sie bildhafte Darstellung gewonnen hat in ganz alten Zeugnissen nordischer Ornamentik und daß sie vor allem den alten Gruppentänzen und Aufzügen zugrunde gelegt ist, die im nordischen Bereich, wie es scheint, bis in die Lebensformen der jüngeren Steinzeit zurückzuverfolgen sind. Denn diese Tänze und Aufzüge sind ja ein bedeutsames Zeugnis für die ursprüngliche Freude nordischer Menschen an gemeinschaftlichen Spielen, die alle darauf hinausliefen, wechselnde Gruppen herzustellen und das Bild einer bewegten Ordnung vorzuführen, in der jeder einzelne durch seine eigene Bewegung mitwirkend war.

Die Gemeinschaft und ihre Forderungen erkennt der nordische Mensch in dem Augenblick an, wo er eine gemeinsame Ordnung und ein gemeinsames Eigentum anerkennt. Gemeinschaft nur im Sinne der Hingabe und des sich Mittragen- und Mitziehenlassens ist ihm fremd. Er muß verantwortlich beteiligt sein. Die Sache der Gemeinschaft muß mit seiner eigenen Sache innerlich gemeinsame Punkte haben. So erst findet er den Weg zu den tieferen Lebensordnungen, deren wesentliche in dem altgermanischen Grundsatz festgelegt ist, daß Gemeinnutz vor Eigennutz gehe. Dieser Grundsatz wollte nicht besagen, daß das eine das Gute, das andere das Böse sei — eine solche Wertung wäre der damaligen Auffassung fremd gewesen —, sondern daß der kleinere Lebenskreis zurückstehen muß gegenüber dem größeren.

Sucht man nach dem hauptsächlichen sittlichen Wert, der in der nordischen Art der Gemeinschaftsfähigkeit liegt, so ist dies offenbar die Treue. Da der nordische Mensch nicht unmittelbar austauschbereit ist und sich nicht bindet auf Grund unmittelbarer Berührung und Beeinflussung, sondern nur auf Grund endgültiger Übereinstimmung der eigenen Lebensordnung mit einer darüber hinausweisenden Forderung, kann er nicht seine Pflichten lösen ohne seine eigenen Lebensgrundlagen anzutasten.